Henry Wood

Faust-Studien

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Faust-Studien

Ein Beitrag zum Verständnis Goethes in seiner Dichtung

Von

Henry Wood

Ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur
an der Johns Hopkins Universität Baltimore

133496
15-17114

Berlin
Druck und Verlag von Georg Reimer
1912

Seiner Frau Clotilde
zugeeignet vom Verfasser

Vorwort

Die hier vorliegenden Studien erheben keinen Anspruch darauf, eine vorgefaßte Theorie zu entwickeln; sie enthalten vielmehr einen Teil der Ergebnisse einer mehrjährigen, möglichst vorurteilsfreien Beschäftigung mit Goethes „Faust" und der Faustliteratur. Als erweiterte Arbeiten für ein Universitäts-Seminar sind sie aus einer Praxis hervorgegangen, welche bestrebt war, nach bewährten Methoden möglichst viel von und über Goethe darzubieten und äußerst sparsam mit „Ideen" über Goethes „Faust" zu operieren.

Neben der Sucht, überall in Goethes Dichtungen Motive aus seinem Leben zu finden, wird einiger Spielraum für konservative Faustforschung stets übrig bleiben. Eine solche wird, insofern sie sich ihrer Verantwortlichkeit und der Verpflichtung, sich jeder gewagten Kombination zu enthalten, bewußt ist, von Goethes eingestandener Stellung der Welt und Nachwelt gegenüber wesentlich begünstigt. Nirgends in seinen Werken sind die Wechselbeziehungen zwischen Erlebnis und Dichtung so weitgehend, wie im „Faust". Zu dieser als Monodrama angelegten Schöpfung scheint der Dichter seine Zuflucht genommen zu haben in den Zeitperioden, wo er Einkehr bei sich selbst halten wollte. Alsdann blieb das magische Element, welches das ganze Drama durchzieht, das natürlichste und bequemste Mittel, durch welches Goethe, wie durch einen Schleier, dichterisch verklärte persönliche Beziehungen zu manchen Lebensproblemen durchschimmern lassen konnte. Solche von ihm uns nicht sowohl dargebotene, als vielmehr in suspenso gehaltene Schätze[1]) heben zu wollen, wäre

[1]) Vgl. Goethe an Zelter. 1. Juni 1831.

Vermessenheit; denn wer besäße die Wünschelrute, sie zu suchen und zu finden? Jedem langjährigen Arbeiter auf dem Felde der Goethe-Literatur und in den Schächten nutzbringender Goethe-Philologie kann es jedoch beschieden sein, auf einige Körner edleren Metalls zu stoßen, die sich bei näherer Prüfung nicht als Scheingold erweisen.

Es ist jüngsthin die beachtenswerte Behauptung aufgestellt worden, daß der Leserkreis des Dichters immer stärker nach Einzelheiten über des letzteren intimere Gedanken und Meinungen verlangt, und daß im Augenblick unter seinen literarischen Vermächtnissen die „Gespräche mit Eckermann" aus diesem Grunde am meisten gelesen würden.

Als ein weiterer Versuch, uns Goethe menschlich näher zu bringen, wenden sich die vorliegenden Aufsätze heute nicht nur an das gelehrte Publikum, sondern auch an den der Zahl nach keineswegs beschränkten Kreis derer, welche versucht haben, über des Dichters Werke selbständig nachzudenken. Daß dies seitens eines Nichtdeutschen in deutscher Sprache geschieht, verlangt vielleicht einige Entschuldigung, denn nach Hamanns Wort muß ein jeder, der in einer fremden Sprache schreibt, „sich wie ein Liebhaber zu bequemen wissen". Im gegenwärtigen Falle möge die treue Anhänglichkeit des Verfassers an die deutsche Volkskultur, Literatur und Sprache für etwaige Mängel entschädigen dürfen!

Es liegt die Absicht vor, eine weitere Reihe von Aufsätzen später folgen zu lassen, falls die hier dargebotenen auf günstigen Boden fallen sollten.

Potsdam, den 14. September 1912.

Henry Wood.

Inhaltsverzeichnis

Seite

Das Vorspiel auf dem Theater .... 1—20

Die Sonette, das „Einschläferungslied" im „Faust" und die Wahlverwandtschaften ..... 21—54

Die Hexenküche

1. Literatur und Gesellschaft. Lavater als Hexe ..... 55—87
2. Die politische Arena. Rosenkreuzer und Aufklärer ..... 89—145

Ausläufer der Hexenküche

1. An der Jahrhundertwende. Geisterbannen. Der erzfeste König Fortinbras (Paralipomenon 65) ..... 147—158
2. Am Lebensabend. Aus dem vierten Akt des zweiten Teils. 159—227

F. M. Klingers Faustromane und Goethes „Faust" ..... 229—290

Das Vorspiel auf dem Theater.

Die im Jahre 1797 wieder aufgenommene Arbeit an seinem „Faust" hängt auf eigenartige Weise mit des Dichters Entwicklung zusammen. Goethe fing an, sich selber historisch zu werden; nicht nur stand er an der Schwelle seiner klassischen Periode, er kam sich auch zum ersten Male in diesen Monaten als alternder Mann vor. Gerade diese dichterische Aufgabe wurde ihm nicht leicht; die im Juni desselben Jahres geschriebene „Zueignung" erging sich teils in Reminiszenzen und richtete sich teils an sein neues Lesepublikum. Dabei überwog bei ihm das Gefühl des Verlustes. Die Periode der entschwundenen Jugend, die ihn jetzt umlagernden Geister der vor ihm hingeschwundenen Freunde schienen ihm beide wirklicher als die draußen nach der Vollendung seines Dramas verlangende Welt.

In demselben Monate Juni des nämlichen Jahres 1797 schrieb Goethe auch an dem „Vorspiel auf dem Theater". Da dasselbe erst im Jahre 1808 vollendet im Druck erschien, bleibt es indessen unsicher, ob dem Dichter die ganze Szene auf den ersten Wurf gelang, oder ob Nachträgliches später hinzugefügt wurde.

Hatte Goethe in der „Zueignung" als Dichter seine Leser direkt angeredet, so zog er sich im „Vorspiel auf dem Theater" um so mehr in seine Dichtung zurück. Die auftretenden Personen, Direktor, Komödiant, Theaterdichter sind sämtlich Teile seines eigenen Ichs. Goethe wählte diese halbe Anonymität um so lieber, weil er jetzt nicht mehr mit der auserlesenen Schar seiner getreuen Leser verhandelte; vielmehr ist es das Theaterpublikum, an das er sich jetzt richtet, jene unbekannte Menge, deren Beifall selbst sein Herz mit Bangigkeit erfüllt.

Diese Situation, nach welcher hin Goethe sowohl durch eigene Wahl wie durch Rücksichten auf die innere Form gedrängt wurde, findet eine merkwürdige Parallele in der historischen Entwicklung der äußeren Form, in der Geschichte des Vorspiels selbst. In der Art, wie dasselbe hier erscheint, ist es eine einleitende Szene, die jeder Handlung entbehrt und dem Wesen nach dem englischen „stage-prologue" sehr nahe kommt. Die Kunstform war eine spätere Entwicklung der alten „Induction", die, als stummes Gebärdenspiel anfangend, sich durch eingefügte Reden allmählich belebt hatte. Diejenige Gattung des „stage-prologue", mit welcher unser Vorspiel auf dem Theater sich vorzüglich vergleichen läßt, drückt sich in einigen satirisch-antikisierenden Komödien aus Shakespeares Zeit am reinsten aus. In dem einen derselben, dem „Return from Parnassus", erscheinen ein Knabe, Theatermeister, Momus und Defensor, welche sämtlich darauf im Stücke selbst auftreten. In der einleitenden Szene unterhalten sie sich über die früheren Schicksale des „schimmligen" alten Stückes, welches sie zu geben gedenken. Dasselbe habe seit Jahresfrist unter Besen und alten Stiefeln in einem Kohlenkeller gelegen. Auf neuen Gewinn bedacht, hat der Theatermeister sich entschlossen, das alte, den Lichtziehern als Makulatur versprochene Stück aus seinem Versteck hervorzuholen und aufzuputzen. Als er damit auf der Bühne erscheint, hört er, wie die Zuschauer schon nach einem kräftigen Verslein (a blankverse) verlangen. Indem er diesen Ruf als sein Stichwort betrachtet, tritt er vor und spricht den eigentlichen Prolog. In Ben Jonsons „Every Man out of his Humour" (1599) wird derselbe Vorgang benutzt, um einen apologetischen Prolog, in welchem der Dichter seine Schreibweise verteidigt, wirksam einzuleiten. In diesem Falle wird die alte Bezeichnung „Induction" vermieden und die einleitende Szene kurzweg „die Bühne" genannt.

Trotzdem wir annehmen müssen, daß diese Schauspiele Goethe ziemlich fern lagen, liefern die angeführten Beispiele dennoch ungleich nähere Parallelen zu „Faust", als Tieck in

seinen Volksmärchen (1797) oder selbst als das viel zitierte indische Schauspiel Çakuntala. Bei Tieck spricht das Publikum mit, und der Dichter selbst kommt für den Augenblick nicht in Betracht. In der italienischen Oper von Cimarosa: „L'Impresario in angustie", welche Goethe gut kannte, läuft alles auf die Liebesabenteuer der Mitglieder der Theatertruppe aus. Bei Goethe hingegen wird alles auf den Dichter zurückgeführt, und hinter dem satirischen Geplänkel des dramatischen Gespräches unterscheidet man die vom Dichter selbst gesprochenen ernsten Töne des apologetischen Prologs.

Daß der Ton, in welchem die Reden des Theaterdichters im „Vorspiel" gehalten werden, ein sehr individueller ist, hat man von jeher empfunden. Es ist in der ganzen reichen Erscheinungswelt der Dichtung Goethes vielleicht keine einzige Stelle zu finden, die ein unverkennbareres Gepräge eigensten Gesanges trüge, als gerade die folgenden Verse, welche dennoch einem Spieler in den Mund gelegt werden:

„Bei einer bloßen Dichtung, einem Traum
Der Leidenschaft,"

als ob der Dichter nur auf diese Weise es über sich brächte, sein Innerstes der Welt preiszugeben:

Dichter.

Geh hin und such dir einen andern Knecht!
Der Dichter sollte wohl das höchste Recht,
Das Menschenrecht, das ihm Natur vergönnt,
Um deinetwillen freventlich verscherzen!
Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt,
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt;
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?

Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?
Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüten?
Das Abendrot im ernsten Sinne glühn?
Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüten
Auf der Geliebten Pfade hin?
Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft, im Dichter offenbart."

Daß diese herrlichen Verse zum Grundstock der von Goethe geschickt maskierten Verteidigung sowohl seiner epischen wie seiner dramatischen Kunst gehören, scheint aus dem Vergleich mit dem wirklichen Bühnenprolog eines altenglischen Dramatikers zu erhellen. In Thomas Heywoods „The Golden Age" (1611?) tritt „der alte Homer" als „presenter" [Darsteller] auf und trägt folgende Verse vor:

Enter old Homer]

„The gods of Greece, whose deities I rais'd
Out of the earth, gave them divinity,
The attributes of sacrifice and prayer,
Have given old Homer leave to view the world
And make his own presentment. I am he,
That by my pen gave heaven to Jupiter;
Made Neptune's trident calm the curled waves;
Gave Aeolus lordship o'er the warring winds;
Created black-hair'd Pluto king of ghosts
And regent o'er the kingdoms fix'd below.
By me Mars wars, and fluent Mercury
Speaks from my tongue: I plac'd divine Apollo
Within the sun's bright chariot; I made Venus
Goddess of Love, and to her winged son
Gave several arrows, tipp'd with gold and lead.
What hath not Homer done to make his name
Live to eternity?"

Dieser Prolog bestätigt auf das Schlagendste das poetische Programm Goethes. Nach Minor (II, 64) hätte unser Dichter nur sagen wollen: „Auch die antiken Götter und ihre einzelnen

Taten wären längst vergessen, wenn nicht der Olymp als Ganzes, nachdem sie längst verschwunden sind, in den Werken von Dichtern wie Hesiod oder Homer unsterblich fortlebte.“ Wie anders faßt sowohl der englische Dichter der Renaissance, wie auch der besser verstandene Goethe die Aufgabe des Dichters auf! Bei Heywood räumt Homer dem Zeus den Himmel ein, stellt Apollo auf den Sonnenwagen, lehrt Ares die Kriegskunst und bringt Hermes die Beredtsamkeit bei.

Von allen Fausterklärern scheint von Loeper der einzige gewesen zu sein, der in Goethes Versen den Dichter als den wahren Bildner der Mythologie, als den Schöpfer des „Göttervereins“ sehen wollte. Der Vergleich mit dem Bühnenprolog Heywoods erhebt diese Ansicht beinahe zur vollen Gewißheit. Von diesem Standpunkt aus befindet sich der Vers: „Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?“ in vollem Einklange mit der bekannten Stelle in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“: „Ja, wer hat, wenn du willst, Götter gebildet, uns zu ihnen erhoben, sie zu uns herniedergebracht, als der Dichter?“ [1]) Auf diesen Ausbruch des Gefühls läßt Goethe den kühl berechnenden Werner sich auf eine Weise vernehmen, welche schon den Einwurf des Direktors im „Vorspiel“ — „Was fällt euch an, Entzückung oder Schmerzen?“ — vorwegzunehmen scheint: „Es ist schade, dachte Werner bei sich selbst, daß mein Freund, der sonst so vernünftig ist, auf diesen Punkt so ausgelassen schwärmt“ [2]).

Diese später fallengelassene Stelle leitet unseren Blick auf den in „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ darauf folgenden Bericht über ein verlorenes Jugendgedicht über, in welchem der Dichter, scheinbar zum allerersten Male, den Versuch gemacht hatte, auf lyrisch-dramatischem Hintergrunde sein poetisches Programm aufzustellen:

---

[1]) Vgl. Werke, Bd. 21, S. 131.

[2]) Vgl. „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“. Werke, Bd. 51, S. 125.

„Ich erinnere mich noch eines Gedichtes, das irgendwo stecken muß, wo die Muse der tragischen Dichtkunst und eine andere Frauengestalt, in der ich das Gewerbe personifiziert hatte, sich um meine werte Person wacker zankten." In diesem aus des Dichters vierzehntem Jahre herstammenden dichterischen Versuche haben wir wohl die auf „gemeiner" Erfindung beruhende Urform zu erkennen, welche, Jahre darauf, nach Goethes Bekanntschaft mit den „Sprüchen" des alten Nürnberger Landsmannes, unter dem Einfluß derselben sich zu „Hans Sachsens poetische Sendung" entwickelte. Es ist freilich in dem späteren Stücke von keinem Zanke die Rede, dennoch zeigen die kontrastierenden Gestalten seines Erstlingsgedichtes in ihrer naiv realistischen, altfränkischen Art eine unverkennbare Verwandtschaft mit den zur Holzschnittmanier gestimmten Erscheinungen in der poetischen Sendung. Die mit ihren Attributen, Krone, Dolche, Ketten und Masken geschmückte tragische Muse tritt auf und redet, wie es einer Person geziemt, die Königreiche verschenkt, während „das Gewerbe" als alte Hausmutter geschildert wird, „mit ihrem Rocken im Gürtel, Schlüssel an der Seite, Brille auf der Nase, immer fleißig, immer in Unruhe, zänkisch und haushälterisch, kleinlich und beschwerlich". In der Darstellung der einen Gestalt übertraf diese liebevolle Kleinmalerei an Reiz und Farbenpracht sowohl „Hans Sachsens poetische Sendung" wie auch die Zueignung zu den Gedichten. Während in diesen beiden die äußere Erscheinung der Muse nur kurz angedeutet wird, bekommen wir von der Muse von Goethes Adoleszenz folgende renaissanceartige Beschreibung zu lesen: „Das Gefühl ihrer selbst gab ihr Würde ohne Stolz, ihre Kleider ziemten ihr, sie umhüllten jedes Glied, ohne es zu zwängen, und die reichlichen Falten des Stoffes wiederholten wie ein tausendfältiges Echo die reizenden Bewegungen der Göttlichen".

Im Jugendgedichte, in Hans Sachsens poetischer Sendung und in der Zueignung zu den Gedichten weihte die Muse den Dichter zu seinem Berufe. Im Vorspiel auf dem Theater war

innerhalb des satirischen Rahmens kein Platz für eine solche Dichterweihe vorhanden. Statt dessen tritt der Dichter mit seinem Bühnenprologe selbst in Aktion. Es fragt sich indessen, ob keine Spuren der Urform sich auffinden lassen. Dieser Frage müssen wir im folgenden nähertreten.

Die beiden Reden des Theaterdichters, um die es sich handelt, haben von jeher für die Fausterklärer etwas Rätselhaftes gehabt, weil sie die dramatische Illusion zerstören. Der leidenschaftlich hervorbrechende Schmerz des Inhalts und der lyrische Grundton der Verse lüften für einen Augenblick den Schleier, welchen Goethes Ironie über die Szene geworfen hatte. Anstatt in dem Appell der lustigen Person an die empfängliche Jugend (174—183) die bewegende Ursache zum Gefühlsausbruche des Dichters zu suchen, scheint es deswegen passender, gerade in den Wallungen des Herzens die planmäßig vorbereitete Steigerung erblicken zu wollen, wonach alles andere sich zu richten hätte. Von diesem Standpunkte aus würde auch die Annahme, daß die Reden des Dichters als späteres Einschiebsel in der Zeit zwischen 1797 und 1808 hinzugefügt worden seien, sofort hinfällig werden. Diese Stellen erweisen sich mit um so mehr Sicherheit als Teile des ursprünglichen Planes, weil sie, wie das ganze „Vorspiel", autobiographische Elemente enthalten und die allerwichtigsten Bestandteile des Bühnenprologs zum „Faust" bilden. Die eine Rede des Dichters wurde schon oben in einem anderen Zusammenhange angeführt; die andere mag hier zum Zwecke des ferneren Vergleiches folgen:

Dichter.

„So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,

Die alle Täler reichlich füllten.
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!"

Die Unpersönlichkeit dieser flehentlichen Bitte an das Schicksal — denn keiner wird so kühn sein, behaupten zu wollen, diese Worte seien an die beiden übrigen Mitglieder des theatralischen Kleeblattes gerichtet — lenkt unsere Aufmerksamkeit um so nachdrücklicher auf die Tatsache hin, daß die Gabe der Dichtkunst als von der Jugend unzertrennlich aufgefaßt wird, und daß beide ein Geschenk der Götter seien, wie es mit rhetorischer Wendung in dem Briefe vom 6. Januar 1798 an Schiller steht: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht." Die Worte „eine zweite Jugend" enthalten, wenn nicht eine unterdrückte Klage über das kommende Alter, so doch einen Stoßseufzer über ein mit den Jahren eingetretenes Versiegen der ersten dichterischen Inspiration, was ungefähr dasselbe besagen will. Und in der Tat werden wir in diesem Zusammenhange, wie schon oben bemerkt wurde, mehrfache Indizien dafür finden, daß Goethe gerade in diesem Zeitraume (1797—1798) in meistens resignierter Stimmung das Alter zum Weggenossen seiner ferneren Lebensreise annahm.

Wenn man diese Sachlage im allgemeinen mit dem besonderen Tatbestand im „Vorspiel auf dem Theater" vergleicht, so eröffnen sich alsbald neue Gesichtspunkte. Wir befinden uns nunmehr auf historischem Boden, und es heißt keine Majestätsbeleidigung an Goethe begehen, wenn wir die Urgestalt dieses Teiles des „Vorspiels" in einem Poeten wiederzufinden und zu erkennen meinen, von dem sich unser Dichter zu seiner ersten Periode stark beeinflussen ließ. Gerade deshalb lobte Goethe Hans Sachs und ahmte seinem Stile nach, weil dieser

den unendlichen Vorzug gehabt hatte, die Welt „klar und rein“ zu erblicken,

„Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn,
Ihr festes Leben und Männlichkeit,
Ihre innre Kraft und Ständigkeit.“

Hinsichtlich seines dichterischen Könnens und seiner Persönlichkeit nimmt Hans Sachs ungefähr eine Mittelstellung ein zwischen den unbekannten Verfassern solch typischer mittelalterlicher Streitgedichte wie „Eule und Nachtigal“ und einem modernen Meister der Dichtkunst wie Goethe, dem einerseits alle poetischen Mittel zu Gebote stehen, der aber anderseits sozusagen auf dem alten plastischen, gestaltenreichen Mittelalter fußt.

Unter den „Sprüchen“ des Hans Sachs befindet sich „Ein klag=gesprech uber das schwer alter“, welches am 5. November 1559 geschrieben wurde, als der unverdrossene Meistersänger, der an diesem Tage sein zweites Buch der Sprüche anfing, fünfundsechzig Jahre alt geworden war. In der Eingangsszene führt sich der Dichter auf typische Weise ein; wir erblicken ihn nachts schlaflos auf seinem Lager, schwermütig über die Abnahme seiner Geisteskräfte nachsinnend,

„An gsicht, an ghör und an gedechtnuß,
An sin, vernunfft und an gesprechtnuß.“

Er hebt an mit einer Schmähredе gegen das Alter, welches ihn so unbrauchbar gemacht hat, daß ihm sein ferneres Leben wie eine drückende Last vorkommt. Plötzlich hört er in der Kammer ein leichtes Rascheln und erblickt einen alten Mann mit eisgrauem Bart, der, auf den dicken Pantoffeln unbehilflich schlürfend, auf Krücken hereingehumpelt kommt. Blaß, schwer hustend und vom Alter gebeugt, stellt sich der Ankömmling an das Kopfende des Bettes, worauf das Zwiegespräch zwischen dem Alter und dem Dichter beginnt.

Der Dichter spricht.

„Ich sprach: O het ich noch beyhendig
Die jugent noch ein zehen jar,

Als da ich dreyßig-järig war!
Da war mir wol, war frisch und frey,
Freudreich, vermüglich, gsund darbey,
Wolgestalt und frölicher sitten.
Erst wolt ich mich der jugent niten [nützen].
O wers noch umb die selben zeit!" [1])

Die Ähnlichkeit zwischen der darauf folgenden Rede und dem Gefühlsausbruch des Theaterdichters in Goethes „Vorspiel" ist vollkommen. Nur wirkt Goethes „Quell gedrängter Lieder" wie ein ungestüm hervorbrechender Wasserquell, verglichen mit den murmelnden Bächlein der Hans Sachs'schen Dichtung, welche ihren gewundenen Lauf über achtzehn Verse ausbreiten:

„Ich sprach: Ich wolt zu friden sein
Mit den gebrechen der natur,
Wann du mir hest gelassen nur
Mein vorig gut ingenium,
Welches ich het geredt on rhum
Mit artlich und scharpffen einfällen.
Schaw, Alter, die selb gülden quällen,
Die sind mir vast durch dich versiegen,
Jetzunder wüst und gantz öd liegen,
Sam gar abgnützt, stumpff und zerstrewt.
Das von jugent auff war mein freudt,
Das ich macht manig schön gedicht,
Mit bunden reymen zu-gericht,
Allerley art ein große zal.
Schaw! diß gedicht ligt als zu mal
Und thut ob mir wainen und trawren.
Mein unvermügen thut sie dawren,
Weil ich sie nicht thu täglich mehren."

In Goethes „Vorspiel" erwidert die lustige Person auf die entsprechende Rede des Dichters, wie folgt:

[1]) Die Einleitung erstreckt sich auf 30 Knittelverse. Das eigentliche Zwiegespräch enthält 253 Verse, von denen 157 dem Alter und 96 dem Dichter zuerteilt werden. Nach dem Verschwinden des Gastes bringt der Dichter mit 17 weiteren Versen das Ganze zum Abschluß.

„Der Jugend, guter Freund, bedarfst du allenfalls,
Wenn dich in Schlachten Feinde drängen,
Wenn mit Gewalt an deinen Hals
Sich allerliebste Mädchen hängen,
Wenn fern des schnellen Laufes Kranz
Vom schwer erreichten Ziele winket,
Wenn nach dem heft'gen Wirbeltanz
Die Nächte schmausend man vertrinket.
Doch ins bekannte Saitenspiel
Mit Mut und Anmut einzugreifen,
Nach einem selbstgesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen,
Das, alte Herrn, ist eure Pflicht,
Und wir verehren euch darum nicht minder.
Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder."

Die Rede des Alters bei Hans Sachs hat folgenden Wortlaut:

„Das Alter antwort mir: Es sein
Vil ehrlicher kurtzweil und freudt,
Der must dich nun gebrauchen heut.
Kanst nit wet lauffen oder ringen,
Nit jagen, fechten oder springen,
Kanst nit mer schießen zu dem zil
Oder dergleichen kurtzweil vil,
Darmit man thut die zeit verliern,
So thu in den büchern spaciern,
Darinn du stets erfahren bist,
Das du vorhin nit hast gewist,
Geistlich und weltlich diser zeyt!
Solch kurtzweil und ergetzlichkeit
Machen dein verstand freuden vol."

Es ist sehr bemerkenswert, daß bei Goethe diejenigen Lebensumstände aufgezählt werden, denen nur die Jugend genügen kann; es sind: die Gefahren der Schlacht, leidenschaftliche Verlockungen seitens schöner Frauen, der Wettlauf (Dauerlauf im Stadion) und nächtliche ausschweifende Belustigungen, die auf ein ausgelassenes Tanzvergnügen folgen. Hans Sachs interessiert sich nur für die Vergnügungen des

Friedens, und ganz besonders für solche Belustigungen, an denen er in Alt-Nürnberg sich beteiligt haben mag. Er erzählt in unserem Gedichte, daß er sich in seinen Jugendjahren „mit verstandt und mäßigklich" aufgeführt habe. Sowohl die ausgelassene Lustigkeit der Orgie wie auch der Mut und die Tapferkeit in der Schlacht fehlen bei ihm, sonst aber ist die Ähnlichkeit mit Goethes Darstellung sehr in die Augen fallend und vollständig überzeugend.

Einige der gemeinsamen Züge geben Anlaß zu interessanten Vergleichen, und selbst wo ein direkter Parallelismus nicht vorhanden ist, fällt ein Schlaglicht von der einen Darstellung auf die andere.

Unter dem „bekannten Saitenspiel" ist natürlich die poetische Leier zu verstehen. Keineswegs aber heißt „bekannt" an dieser Stelle bloß „aller Welt bekannt". Es ist zwar nicht zu leugnen, daß im Munde der lustigen Person das Wort diesen Sinn ausdrücken, ja geradezu betonen soll. Dasselbe besagt auch der Londinismus in dem „bekannten" Verse Kiplings: „When Homer smote his blooming lyre". Bei Goethe aber ist der Zusammenhang ein anderer. Hinter dem ironisierenden Tone liegt eine ernst gemeinte Schätzung seiner eigenen Kunst. Unter diesen Umständen kann „das bekannte Saitenspiel" kaum etwas anderes bedeuten als: „die Leier, welche der Dichter kennt und als Meister handhabt".

Die Aussicht des „in den Büchern Spazierens", welche das Alter dem Dichter für seine poetischen Nebenstunden eröffnet, deckt sich im Grunde ganz genau mit Goethes „Hinschweifen, mit holdem Irren, nach einem selbst gesteckten Ziel", — eine Beschäftigung, welche die lustige Person dem alternden Dichter empfiehlt. Trotzdem sie durch Jahrhunderte voneinander getrennt sind, spiegeln beide Ausdrücke genau die nämliche Stellung der Literatur gegenüber wieder. Unter der Maske leicht spielender Ironie enthalten Goethes Worte einen Hinweis auf das, was man heutzutage nach des Dichters eigenen Worten „die innere Form" nennt. Die Stelle im

„Vorspiel auf dem Theater" kann füglich mit Hebbels bedingtem Lob der Kunst Platens verglichen werden (Werke, Bd. 8, S. 143):

„Eines fehlt dir jedoch, die sanfte Wallung des Lebens,
Die in ein reizendes Spiel gaukelnder Willkür den Ernst
Des Gesetzes verwandelt und das im tiefsten Gebund'ne
So weit löst, bis es scheint, daß es sich selbst nur gehorcht [1])."

Aus diesen Erwägungen erhellt aufs klarste, daß es sich sowohl bei Hans Sachs wie bei Goethe keineswegs um das müßige literarische Dilettieren eines geschwätzigen Greises handelt [2]), sondern um das freie, willkürliche Spiel der dichterisch schaffenden Phantasie im reiferen Alter. In der Schlußrede des Alters bei Hans Sachs wird derselbe Gedanke mit moralisierenden Betrachtungen vermengt und behaglich weiter ausgesponnen: „So oft die Zeit dir günstig ist, und die neun Musen dich besuchen, wie sie seit deiner Jugend bis auf diese Stunde getan haben, so darfst du deinem Hange zum Dichten nachgehen. Habe deine Freude daran, bis der Herr dich aus diesem Jammertal ruft. Mit väterlicher Sorge wird er darauf dein Leben erneuern und dich wieder jung machen im himmlischen Vaterland". Mit diesem Pathos hätte Goethe selbstverständlich nichts anzufangen gewußt. Das „Vorspiel auf dem Theater" muß überhaupt nicht pathetisch gelesen, sondern ironisch verstanden werden [3]). Selbst bei Hans Sachs ist die Stimmung von der verzagten Resignation des Alters himmelweit entfernt. Durch eine Aufzeichnung des Altmeisters wissen wir, daß er an dem nämlichen Geburtstage (5. November 1559) sein zweites Buch der Sprüche anfing.

Die am meisten in die Augen springende Parallele zwischen den beiden Dichtungen liegt in der spruchartigen Nutzanwen-

[1]) Vgl. J. Minor, Euphorion IV, S. 205 ff., und R. M. Meyer, desgl. S. 445.

[2]) In diesem Irrtum scheint u. a. Calvin Thomas (S. 241) befangen zu sein.

[3]) Vgl. Minor, Bd. 2, S. 59.

dung am Schlusse. Goethes lustige Person trumpft den Dichter mit folgenden Worten ab:

„Das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht,
Es findet uns nur noch als wahre Kinder."

Bei Hans Sachs vermahnt das Alter den Dichter fast buchstäblich auf dieselbe Manier:

„War ist das sprichwort, das thut lern:
Die alten wider kinder wern."

An diesem Punkte aber gehen die Wege der beiden Dichter auseinander, und man kann aus dem vorliegenden Beispiel erst recht ermessen lernen, auf welche souveräne Art Goethe sein von Hans Sachs erborgtes Material vertieft und bereichert. Der ältere Dichter fügt bloß die Worte hinzu:

„Das spür ich jetzund an dir wol.
Das alter ist der kindtheit vol,
Weil du wünscht der jugent wolluſt."

d. h. du, als Dichter, verrätst dein Kindischwerden dadurch, daß du über den Verlust der verderblichen Ausschreitungen und gefährlichen Freuden der Jugend Verdruß empfindest,

„Die gwönclich lebet in untugent,
Und irr geht durch unwissenheit."

Auf den ersten Blick scheint die Stellung der lustigen Person zu der Frage sich von der schlichten Einfachheit Hans Sachsens nur unwesentlich zu unterscheiden. Läßt man dagegen Goethes prächtige Ironie auf sich wirken, so bemerkt man alsbald eine tiefgehende Änderung im Standpunkte. Der Komödiant hält dem Dichter vor, daß seine pathetische Apostrophe an die lieben Irrtümer und Illusionen seiner entschwundenen Jugend übel angebracht sei. Sollte er dennoch „den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug" nicht verschmerzen können, so könne er beides von seinem herannahenden Alter unentgeltlich zum Geschenk erhalten. In der Jugend habe er die Welt nur geahnt, oder höchstens die wahren Ge-

stalten der Dinge „im Nebel verhüllt" gesehen. Die irreführenden Grillen des Alters dagegen seien eine Folge des sich in späteren Jahren verändernden Temperaments. Seine Pflicht als alternder Dichter sei es, diesen Trieben nachzugeben, da er nur auf diese Weise ein seinen Jahren gemäßes, echtes Kunstwerk schaffen könne.

Das „Hinschweifen, mit holdem Irren, nach einem selbstgesteckten Ziel" würde also bei Shakespeare das Hinausgehen über die früheren Dramen, wie etwa „Romeo und Julia", und das Zustandekommen einer vollendeten Schöpfung seiner reinen Phantasie im späteren Alter, wie „Der Sturm", bedeuten. Bei Goethe hingegen wären die beiden handgreiflichsten Beispiele der Urfaust und der vollendete erste Teil vom Jahre 1808.

Bei dieser ganzen Erörterung darf man nicht außer acht lassen, daß der Dichter der „Zueignung" und des „Vorspiels auf dem Theater" keineswegs ein alter Mann war. In dem Augenblicke aber, wo er in der Fülle seiner reiferen Dichterkraft sich seinem Jugenddrama wieder zuwandte, fühlte er sich nicht mehr in lebendiger Verbindung mit seinem früheren Selbst. Jugend und Alter sind überhaupt beim Dichtergenie relative Begriffe. Kurz vor dem fünfzigsten Jahre erging sich Shakespeare in den Sonetten und gleichermaßen Goethe im Drama, in tiefsinnigen Betrachtungen über das plötzliche Herannahen des eigenen Alters. Auch in Goethes Briefwechsel mit Schiller, im Herbst des nämlichen Jahres 1797, klingt ein ähnlicher Ton durch. Die unten angeführten Distichen schickte Goethe am 1. Oktober aus Uri in der Schweiz dem Dichterfreunde zu. Wesentlich gleichzeitig mit dem Vorspiel auf dem Theater entstanden, geben diese Verse die Grundstimmung der dort ertönenden dichterischen Klagen wieder. Auch die Stellung, die sich der Dichter in der Chronik des anfangenden Alters zuweist, ist die nämliche. Stil und Vers sind möglichst weit von Hans Sachsens Manier entfernt, denn Goethe fühlte sich während des Aufenthaltes in der Schweiz

vom klassischen Geiste der Elegie angeweht. Bei alledem ist das Gedicht „Schweizeralpe“[1]) auf seine Art, ganz wie bei dem Vorgänger in diesem uralten Genre, auch ein „Klaggespräch (fingiertes Selbstgespräch) über das schwere Alter“:

„War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne dir winkt;
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum Gestern und Heute verband.“

Die enggezogenen Grenzen dieses Aufsatzes haben es mit sich gebracht, daß auf das aus dem Jahre 1776 stammende Gedicht: „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung“, erst hier am Schlusse näher eingegangen wird. Die Ansicht scheint allgemein verbreitet zu sein, daß Goethes Interesse an dem Nürnberger Altmeister von kurzer Dauer gewesen sei. Der wunderbar angepaßte Stil der „poetischen Sendung“ und das liebevolle Eindringen in die Bedeutung der Mission Hans Sachsens in der Welt der deutschen Dichtung sollen demnach einem Jugendrausch der poetischen Begeisterung und Aneignungsgabe entstammen, welcher bei dem jungen Goethe sehr bald einem nüchternen Indifferentismus Platz machte.

Daß Goethe sich eine Zeit lang von Hans Sachs völlig abwandte, wird durch seine eigenen Aussagen bestätigt. Daß er aber nie mehr zu dem Vorgänger zurückkehrte, wird durch nichts bewiesen; die Ansicht besteht nur als Dogma. Es wäre sonst nicht zu erklären gewesen, daß bis zur Stunde die Frage nicht gründlich erörtert worden zu sein scheint, ob nicht bei Goethes „Legende“[2]), ebenfalls aus dem Jahre 1797, ein

[1]) Vgl. Werke, Bd. 2, S. 137.
[2]) Vgl. Werke, Bd. 16, S. 117 ff.

erneutes Studium Hans Sachsens seitens des jüngeren Dichters mit im Spiele gewesen sei. Viktor Hehn meinte: „Wahrscheinlich hat Herders Sammlung von Legenden den Dichter darauf gebracht, sich auch in dieser Gattung einmal zu versuchen"[1]). Man kann rückhaltlos zugeben, daß Herders im nämlichen Jahre 1797 veröffentlichte poetische Legenden auf Goethe anregend gewirkt haben dürften. Anderseits aber bleibt zu konstatieren, daß bei Herder kein einziges Beispiel einer im Knittelvers verfaßten Legende vorkommt. Man kann auch weitergehen und behaupten, daß bei Goethe ein gewisser Unterschied in der Auffassung der Legende als Kunstform wahrzunehmen ist, der sich leicht bis zur bewußten Opposition gegen Herder gesteigert haben kann. Auch Schiller fand, daß Herder im Streben nach Empfindsamkeit den eigentümlichen Ton der Legende, nämlich eine gutmütige Naivität, verfehlt habe. Goethes Gedicht hingegen hat diesen Ton mit vollendeter Meisterschaft getroffen. Unter diesen Umständen drängt sich die Frage auf, ob nicht bei Goethes Legende, außer vielen anderen Eigentümlichkeiten des Gedichtes, auch der schwere Reim am Schlusse, „acht't: macht", gleich dem bei Hans Sachs so häufig angewandten Reime, „wachs : Sachs", stark dafür spräche, daß Goethe seine Legende in bewußter Anlehnung an den älteren Meister verfaßt habe.

Ob die erneute Annäherung von seiten Goethes von demselben Standpunkt aus wie früher geschah, entzieht sich freilich jeder Beurteilung. Der Verfasser der „poetischen Sendung" hatte in der dichterischen Gesamterscheinung des Hans Sachs ein seinem eigenen Wesen verwandtes Etwas erblickt, worauf er seine eigene Zeit aufmerksam machen wollte und wozu er sich selbst bekannte. Der Dichter der „Legende" und des „Vorspiels auf dem Theater" hingegen war inzwischen zu einer viel komplizierteren Persönlichkeit herangewachsen,

[1]) Vgl. „Über Goethes Gedichte", von Viktor Hehn. Herausgeg. von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin 1911. S. 326.

die sich nunmehr von innen heraus konstruierte und nicht mehr in der Lage war, sich mit einem durch die Phantasie von außen her vorgespiegelten Ideal zu identifizieren. Der weitere Umstand kommt hinzu, daß Goethe von jetzt an auf längere Zeit dem Romantischen den Rücken kehrte und sich dem Klassischen immer mehr zuwandte.

Allein die Tatsache bleibt, daß Goethe in diesem für seine Entwicklung bedeutsamen Jahre 1797 sich in dem „Vorspiel auf dem Theater" auf eine Weise über seine Vergangenheit und Zukunft als Dichter orientierte, die ihn wieder in lebendigem Verhältnis zu Hans Sachs erblicken läßt. Dabei ist nicht bloß von einer literarischen Reminiszenz die Rede. In der Art, wie Goethe mit ironisierender Selbstkritik sein Urteil über seine eigenen Leistungen bildet und dieses Fazit an Stelle des Urteils der Mit- und Nachwelt uns vor Augen rückt, stimmt er mit seinem Vorgänger völlig überein. Der tiefgehende Unterschied ist lediglich einer des Grades. Was bei Hans Sachs als Biederkeit und Rechtlichkeit erscheint, dokumentiert sich bei Goethe als erhabene Aufrichtigkeit. Die unverrückbare Basis der Erscheinung ist bei beiden ein gesunder Optimismus und festes Vertrauen an die Führung der Muse.

Durch die Anlehnung an Hans Sachs verliert Goethes Vorspiel also nichts; es gewinnt vielmehr, wie jedes große Dichterwerk gewinnt, so oft der Verfasser uns anzudeuten geruht, von welchem Standpunkt aus er seine Schöpfung beurteilt wissen will.

Die Sonette, das „Einschläferungslied" im „Faust" und die Wahlverwandtschaften.

Goethes Sonetten wird in der Jetztzeit das Schicksal der Sonette Shakespeares zuteil. In fast identischer Bedeutung wird die Frage: „Wer war ihr Adressat?" (the onelie begetter of these ensuing sonnets) [1]) immer von neuem aufgestellt. Diese Frage droht im Augenblick jede andere Erwägung zu verdrängen. Die Ehre, Goethes Sonette inspiriert zu haben, wird von den berufensten Kritikern der Reihe nach Minna Herzlieb, Bettina von Arnim, Karoline von Weimar usw. zuerteilt. Inzwischen und teilweise wegen dieser Meinungsverschiedenheiten haben die Sonette nicht vermocht, trotz dem sonst stets zunehmenden Interesse auch für Goethes längere Dichtungen, einen dauernden Platz im Herzen des Lesers zu behaupten.

Die Ursache zu diesem überhandnehmenden Feminismus der Betrachtungsweise mag in der modernen Ansicht zu suchen sein, daß jeder Sonettenzyklus in erster Linie als die glänzende Trophäe der vom Dichter jeweilig gefeierten Herzenskönigin anzusehen sei. Hierin vermögen Shakespeare und Goethe uns eines Besseren zu belehren, denn die Sonette beider scheinen im dichterischen Sinne Ansätze zu der autobiographischen Darstellung einer der Zeit nach begrenzten, vor- und rückschauenden Periode großer Herzenskonflikte zu sein.

Aber mit der Erkenntnis, daß Goethe als der Held in seinem eigenen Stücke betrachtet werden muß, ist der richtige

[1]) „Wir wissen zwar nicht mit Sicherheit, ob „Mr. W. H.", „the only begetter" den Adressaten oder nur den „Beschaffer", „Besorger", der Sonette bedeutet. Ich glaube allerdings mit Th. Tyler das erstere." Gregor Sarrazin, „William Shakespeares Lehrjahre", Weimar 1897, S. 165f.

Standpunkt für die Beurteilung der Sonette noch nicht ganz gewonnen. Wir haben hier mit einem etwas komplizierten dichterischen Prozesse zu tun. In diesem Falle, wie auch sonst, verfuhr der Dichter nach einem doppelten Plan, um sein Kunstwerk auszugestalten. Seine Sonette hat er hinsichtlich der Zeit und Handlung zu einer Einheit zusammengeschweißt, wie sie der begrenzte, episodenhafte Stoff verlangte, dabei der eigenen Lehre folgend: „Denn was heißt Einheit anders als innere Ganzheit, Übereinstimmung mit sich selbst, Schicklichkeit und Wahrscheinlichkeit?" [1]). Betrachtet man nun das so entstandene Kunstwerk genauer, so wird man einer noch größeren Einheit gewahr, und darauf kommt es in erster Linie hier an. Goethe hat die Heldin seiner Sonette als Personifikation des von fern Angebeteten, Unerreichbaren in der Liebe dargestellt [2]) und hat die Entsagungen seines ganzen bisherigen Lebens in sein Verhältnis zu ihr derart zusammengedrängt, daß sie sich gleichsam wiederholen, ergänzen und verklären. Im Einklange damit läßt er diese so entstandene Figur mit Beziehung auf sich selbst zur Personifikation der herangeblühten, unter schweren inneren Kämpfen freiwillig entsagenden Jungfrau werden.

Die allzu kurze Dauer seiner „Sonettenwut" hat es Goethe nicht gestattet, dieses Kunstergebnis ganz zu verwirklichen. Sein „lispelnd Lied" dauerte in anderen Dichtungsarten „in unbestimmten Tönen" fort, und erst zwanzig Jahre später ergoß sich sein volles lyrisches Empfinden in den Schlußakkorden

---

[1]) „Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren", von Dr. Gustav Billeter. 2. Aufl. 1910. S. 68.

[2]) Siehe V, 12:

„Doch ach! nun muß ich dich als Fürstin denken:
Du stehst so schroff vor mir emporgehoben;
Ich beuge mich vor deinem Blick, dem flücht'gen."

VI: „Entwöhnen sollt' ich mich vom Glanz der Blicke,
Mein Leben sollten sie nicht mehr verschönen.
Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen,
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke."

des Themas, in der „Trilogie der Leidenschaft". Die gewaltige Erregung der Sonettenperiode ließ sich weder im Augenblick noch auf die Dauer durch lyrische Töne ganz beschwichtigen. Der Dichter legte darum die Sonettenleier alsbald wieder aus der Hand und griff zum Instrument modernsten Kunstausdrucks — zum Roman. Auf diesem ureigenen Gebiete seines Schaffens ersann er bald eine leidenschaftliche Verwicklung und ein Entsagungsmotiv nach dem Maßstabe von „ewigen, ehernen, großen Gesetzen". Im dichterischen Ausgleich mit diesen erhabenen Kräften hat Goethe sich endgültig vom Drange der in den Sonetten dargestellten Leidenschaft befreit.

Der Erste, der die große Wichtigkeit dieses Verhältnisses der beiden Werke zueinander bemerkte, war Herman Grimm. Sein im Jahre 1872 veröffentlichter feinsinniger Aufsatz über „Goethe und die Wahlverwandtschaften" bleibt heute noch für die Erkenntnis der Beziehungen der Sonette zu Goethes eigenem Lebensgange unentbehrlich. Grimm erkennt in der Heldin der „Wahlverwandtschaften" das Endergebnis einer langen Reihe von dichterischen Porträts. Ottilie, die heilige Ottilie der Straßburger Periode, bleibt im wahren Sinne des Wortes „the heir of Goethes invention"[1]). In der einen oder anderen Gestalt blieb sie dem Dichter auf seinem inneren Lebensgang eine stetige Begleiterin. Als Verkörperung der Entsagung stand sie ihm ungleich näher als Mignon, Nausikaa oder selbst Iphigenie, während seine sonstigen Frauencharaktere sich mehr oder weniger dem Typus der Liebeserfüllung nähern.

Gleichsam aus einer und derselben Wurzel entspringend, sind Ottilie und die Heldin der Sonette Dichtergestalten in höchster Potenz, die eine naiv-heiteren Temperaments, die andere mit einem Stich ins Tragische. Beide werden mit den

[1]) Die Sonette Shakespeares wurden von ihrem Herausgeber Th. Thorpe (1610) „Erben seiner dichterischen Erfindung" genannt.

lieblichsten Gaben des werdenden Weibes auf das verschwenderischste ausgestattet, damit der Dichter sich zugleich leidenschaftlich und innig-wehmutsvoll an ihnen erfreue und zuletzt ihnen weihevoll entsage. Das Hilfsmodell, welches in der Sonettenperiode dazu diente, diesen beiden Wesen in der Phantasie des Dichters zu Leben und Gestaltung zu verhelfen, war Minna Herzlieb [1]). Als Verkörperung der Entsagung bis zur letzten tragischen Konsequenz hingegen harrte Ottilie noch in ihrer ureigenen dichterischen Wiedergeburt in dem späteren Werke. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, greifen die „Wahlverwandtschaften" und die „Sonette" gleich tief in Goethes eigene Existenz ein.

Daß das erste Sonett an Goethes Gedicht, „Mahomets Gesang" anklingt, ist allgemein bekannt. Sogar die Ähnlichkeit gewisser Redefiguren ist schon bemerkt, und die Fälle von Wiederholung sind mit allem Detail aufgezeichnet worden [2]). Ebenso ist erwiesen, daß dieses lyrische Fragment aus dem

---

[1]) Daß auch Bettina Brentano bei der Abfassung der Sonette eine Art passive Beihilfe leistete, ist allbekannt. Nur verlangt dieses verwöhnte Schoßkind der Phantasie hier wie allerwärts einen zu großen Teil des Interesses für sich. Herman Grimm meint, und hierin stimmt Schipper (S. 291) mit ihm überein, daß einige der in Bettinas Buch erschienenen neun Sonette in Wirklichkeit von Goethe an sie geschickt seien, und daß noch andere sich auf Eindrücke zurückverfolgen lassen, die Goethe in Unterhaltungen, Zusammenkünften usw. von ihr erhielt. Indessen liegt die Frage nahe: Was soll „tatsächlich an sie geschickt" in diesem Falle heißen? Goethe konnte sehr wohl Bettina Sonette schicken, ohne dieselben auf sie geschrieben zu haben. Bettina sagt selbst von dem fünften Sonett, daß Goethe in dem Begleitbrief bemerkt habe: „Siehe, wie du dir's aneignen kannst." Anläßlich des siebzehnten habe Goethe geschrieben: „An dem magst du dich zufrieden raten." Dazu bemerkt Bettina, daß sie vergebens versucht habe, die Auflösung der Scharade zu finden; und doch lag dieselbe („Herzlieb") so nahe. Da diese Studie völlig andere Zwecke, als eine Zuerteilung der einzelnen Sonette an dieses oder jenes Hilfsmodell verfolgt, so kann die weitere Verfolgung dieses Themas hier billigerweise unterbleiben.

[2]) Von Otto Pniower, AfdA. XIV, 137.

unvollendeten Drama „Mahomet" Goethes jugendliche Vorstellung von seiner eigenen dichterischen Mission seinen Zeitgenossen übermitteln sollte. Aber jeder bisherige Vergleich zwischen Gedicht und Sonett behandelt lediglich Stilfragen, und der Versuch ist nie gemacht worden, im ersten Sonette gleichwertige biographische Bestandteile nachzuweisen. Um der Lösung dieser Frage näher zu kommen, sei vorerst die erste Hälfte von „Mahomets Gesang" zitiert.

„Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick,
Über Wolken
Nährten seine Jugend
Gute Geister
Zwischen Klippen im Gebüsch.

Jünglingfrisch
Tanzt er aus der Wolke
Auf die Marmorfelsen nieder,
Jauchzet wieder
Nach dem Himmel.

Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frühem Führertritt
Reißt er seine Bruderquellen
Mit sich fort.

Drunten werden in dem Tal
Unter seinem Fußtritt Blumen,
Und die Wiese
Lebt von seinem Hauch.

Doch ihn hält kein Schattental,
Keine Blumen,
Die ihm seine Knie umschlingen,
Ihm mit Liebesaugen schmeicheln:
Nach der Ebne dringt sein Lauf
Schlangenwandelnd.

Bäche schmiegen [1])
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend,
Und die Ebne prangt mit ihm,
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder!
Bruder, nimm die Brüder mit,
Mit zu deinem alten Vater,
Zu dem ew'gen Ozean,
Der mit ausgespannten Armen
Unser wartet,
Die sich ach! vergebens öffnen,
Seine Sehnenden zu fassen;
Denn uns frißt in öder Wüste
Gier'ger Sand, die Sonne droben
Saugt an unserm Blut, ein Hügel
Hemmet uns zum Teiche!" usw.

Das erste Sonett lautet wie folgt:

Mächtiges Überraschen.

„Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zu Tale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben."

[1]) Das größere Spatium — drei Zeilen in A, fünf Zeilen in B, gegen sonst zweieinhalb Zeilen — deutet auf eine Pause beim Vortrag dieser Stelle.

In „Mahomets Gesang" sind es die verbündeten Schriftsteller, die übereilte Schar der Stürmer und Dränger, deren wirbelnder Gießbach, vom Flugsand aufgehalten und zurückgedämmt, zum schlammigen Teich geworden ist. Das eigene Flüßchen dagegen erblickt der Dichter in ungehemmtem, rasch zunehmendem Lauf, bei dem es ihm ein Leichtes werden wird, den verlorenen Genossen ersehnte Hilfe zu bringen. Zum majestätischen Weltstrom vereinigt, werden sie zusammen dem Ozean zufließen und sich darein ergießen. Das Sonett gibt ein ganz anderes Bild; hier wird der Kurs des Dichters selbst gehemmt, und alle Hilfsquellen seiner Kunst müssen fließen, damit er in freier Anlehnung an die poetischen Bilder in „Mahomets Gesang" seine bedrängte Lage und die Erlösung aus derselben kunstvoll in die Sonettenform zusammen dränge.

Das erste Sonett liefert die Allegorie, das zweite eine Erläuterung dazu, die allerdings bis zum Handstreich im letzten Verse in Sinnbilder eingehüllt ist. Den tatsächlichen Hintergrund der Szene bilden der Aufenthalt Goethes im November bis Dezember 1807 in Jena und seine erste Begegnung mit Minna Herzlieb daselbst. Der Dichter tritt auf und steigt die steilen Hügel hinunter, welche die Stadt umgeben.

Freundliches Begegnen.

„Im weiten Mantel bis ans Kinn verhüllet,
Ging ich den Felsenweg, den schroffen, grauen,
Hernieder dann zu winterlichen Auen,
Unruh'gen Sinns, zur nahen Flucht gewillet.

Auf einmal schien der neue Tag enthüllet:
Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt. Mein Sehnen war gestillet.

Doch wandt' ich mich hinweg und ließ sie gehen,
Und wickelte mich enger in die Falten,
Als wollt' ich trutzend in mir selbst erwarmen;

Und folgt' ihr doch. Sie stand. Da war's geschehen!
In meiner Hülle konnt' ich mich nicht halten,
Die warf ich weg, Sie lag in meinen Armen."

Die genau berechnete Übereinstimmung der Bilder in den beiden Sonetten ist überraschend. Es liegt nahe, anzunehmen, daß der Dichter das Erlebnis deshalb in verwandten Tönen wiederholt, um die ersten Stunden seiner Vita Nuova in der Erinnerung doppelt zu genießen. Betrachtet man aber die Situation genauer, so ergibt sich sofort eine andere Erklärung. Das zweite Sonett soll einen doppelten Zweck erfüllen: in erster Linie soll es die Vorstellung des unaufhaltsam fließenden Stromes in die späteren Sonette hinübertragen; zweitens versinnbildlicht es in Ausdrücken, die dem menschlichen Leben entnommen sind, eine Allegorie, welche denjenigen Lesern hätte seltsam klingen müssen, die „Mahomets Gesang" nicht kannten.

VI, „Reisezehrung" und VII, „Abschied" sind von Kuno Fischer zum Ausgangspunkt einer von dem Liebenden unternommenen Reise gemacht worden, von der er später glücklich wiederkehrt. Aber diese idyllische Erweiterung des Sonettenzyklus, gleichsam durch ein zweites „Alexis und Dora", existiert nur in der Einbildung Fischers. Von der Reise des Dichters gibt es keine Wiederkehr. Da das hauptsächlich hier in Frage kommende Sonett VII Anlaß zu verschiedenen Bemerkungen bietet, mag der Wortlaut hier mitgeteilt werden.

Abschied.

„War unersättlich nach viel tausend Küssen,
Und mußt' mit einem Kuß am Ende scheiden,
Nach herber Trennung tiefempfundnem Leiden
War mir das Ufer, dem ich mich entrissen,

Mit Wohnungen, mit Bergen, Hügeln, Flüssen,
So lang ich's deutlich sah, ein Schatz der Freuden;
Zuletzt im Blauen blieb ein Augenweiden
An fernentwichnen, lichten Finsternissen.

Und endlich, als das Meer den Blick umgränzte,
Fiel mir zurück ins Herz mein heiß Verlangen;
Ich suchte mein Verlornes gar verdrossen.

Da war es gleich, als ob der Himmel glänzte;
Mir schien, als wäre nichts mir, nichts entgangen,
Als hätt' ich alles, was ich je genossen."

Der erste Vers dieses Sonettes: „War unersättlich nach viel tausend Küssen", ist der Schrecken einiger Ausleger gewesen. Die Familie Herrn Fromanns, des Vormundes von Minna Herzlieb, wiesen jede derartige Anwendung auf ihr Mündel energisch zurück. Von dem nunmehr gewonnenen Gesichtspunkte, daß es sich hier um die Lebensreise des Dichters handelt, beziehen sich die vielen tausend Küsse gar nicht auf diesen einzelnen Fall, sondern ganz naturgemäß auf das Leben Goethes, dessen Briefe an Frau von Stein eine scherzhafte Anpreisung des „lieben, heiligen, großen Küssers", Johannes Sekundus, enthalten und der im „Leipziger Liederbuch" schrieb:

„Es küßt sich so süße die Lippe der zweiten,
Wie kaum sich die Lippe der ersten geküßt."

Nach fünfzig Jahren erfahren diese labia vulgivaga die feierlichste Apotheose in der „Trilogie der Leidenschaft", wo es in der „Elegie" folgendermaßen heißt:

„Kuß, der letzte, grausam süß, zerschneidend
Ein herrliches Geflecht verschlungener Minnen,"

19—20.

während der Goethes Lebewohl an die Liebe bezeichnende „baiser suprême" am Ende derselben Trennungsszene einen interessanten Moment für alle deutsche Liebesdichtung bedeutet:

„Selbst nach dem letzten Kuß mich noch ereilte,
Den letzteften mir auf die Lippen drückte."

51—52.

Aber Goethes jüngere Liebhaber warten keineswegs, wie der fünfundsiebzigjährige Dichter selbst, auf dieses Gunstzeichen. Von Alexis und Dora heißt es im Gedicht gleichen Namens:

„Wir sahen einander
In die Augen, und mir ward vor dem Auge so trüb.
Deinen Busen fühlt' ich an meinem! Den herrlichen Nacken,
Ihn umschlang nun mein Arm; tausendmal küßt' ich den Hals."

Das Gedicht „Wiedersehen" möge mit der Wiederbetonung der konventionellen Zahl die lange Reihe beschließen:

„Wir wechselten Küsse
Tausendfältig; dem Schwarm Bienen verglichst du sie ja,
Wie sie den Blüten sich nahn und saugen, schweben und wieder
Saugen, und lieblicher Ton süßen Genusses erschallt."

Aus der Zahl der Küsse im siebenten Sonett erwächst also der Kritik keinerlei Verlegenheit, denn nur ein kurzsichtiges Urteil hätte sie mit der feierlichen Trennung dort verbinden können. Der zweite Vers hingegen, und nur dieser, bezieht sich auf Minna Herzlieb:

„Und mußt' mit einem Kuß am Ende scheiden."

Des Dichters mit ihr gemeinsam erlebter Roman wird durch diesen einzigen Kuß charakterisiert, und es liegt nahe, anzunehmen, daß die Situation im zweiten Sonett den Höhepunkt ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit bezeichnet. Damit ist der Inhalt der Stelle jedoch keineswegs erschöpft. Goethe wird vielmehr im Augenblick des Niederschreibens an seine nunmehr weiter aufzunehmende Lebensreise gedacht haben und an

„As many farewells as be stars in heaven,
With distinct breath and consigned kisses to them."

Es ist „injurious Time", welche nun „scants him with a single famished kiss".

Der Schluß von Sonett VII, der ein Gefühl von Einsamkeit, majestätischer Ruhe und innerem Frieden atmet, stimmt

hierin durchaus mit dem letzten Teil von „Mahomets Gesang" überein. Die Bedeutung des „je" in:

„Als hätt' ich alles, was ich je genossen,"

ist anscheinend von der Kritik nie verstanden worden. Derselbe Ton der Reminiszenz, der sich über das ganze bisherige Leben erstreckt, ist dem Sonett und dem Schluß der Zueignung zu „Faust" gemeinsam:

„Und was verschwand, wird mir zu Wirklichkeiten."

Der dritte Vers im siebenten Sonett:

„Nach herber Trennung tiefempfundnem Leiden,"

bezieht sich zwar in erster Linie auf VI, 3—4:

„Was man Geschick nennt, läßt sich nicht versöhnen;
Ich weiß es wohl und trat bestürzt zurücke,"

aber keineswegs auf diese Situation allein. Im ganzen siebenten Sonett faßt der Dichter vielmehr sein zukünftiges, von solchen Erlebnissen nicht mehr erheitertes Leben ruhig ins Auge. Um dieses in ein helleres Licht zu stellen, kann der feinsinnige Zusammenhang zwischen dem sechsten und dem elften Sonett dienen. Dem in VI, 1—4 gefaßten Entschlusse gemäß hatte sich der Dichter aller schwelgerischen Genüsse enthalten; selbst der Gesellschaft entsagt er, „daß wenig bliebe". Im elften Sonett trifft die Nemesis dafür ein. Diese ist eine doppelte: zuerst wird ihm, wegen seiner früheren Abneigung gegen diese Dichtungsform, die Strafe der „Sonettenwut" zugemessen, dann aber überfällt ihn eine bei weitem empfindlichere Züchtigung, — „Raserei der Liebe". XI, 9—11 kehrt zum Symbolismus von „Mahomets Gesang" zurück:

„Nun aber folgt die Strafe dem Verächter,
Als wenn die Schlangenfackel der Erinnen
Von Berg zu Tal, von Land zu Meer, ihn triebe."

Der Lebenskurs sollte der des Stromes werden, welcher, nach Entfernung des ihn hindernden Dammes, ruhig weiter bis

ins Meer fließt. Statt dessen aber wird der Dichter von den Furien verfolgt, die eine Nemesis neuer Art vollstrecken, indem sie den Verächter der Liebe den Lebenspfad entlang unerbittlich geißeln.

In dem ersten Sonett fehlte in der ursprünglichen Fassung das Wort „dämonisch". Vers 5 lautete:

„Doch stürzet Oreas mit einem Male
Sich in die Flut."

Die launische Bergnymphe, welche, wie alle Wesen ihrer Gattung bei den Griechen, geheimnisvolle Naturkräfte personifizierte, verdiente gewiß die spätere Bezeichnung. Aber dieses führt uns zu der weiteren Frage: Was hat Oreas überhaupt hier zu suchen? „Der Einfluß der Nymphen war zu gewissen Zeiten sinnberückend. Deshalb schrieben die Griechen die Ekstase eines Bakis oder anderer entzückter Personen den Nymphen zu und nannten solche Leute νυμφόληπτοι, d. h. von den Nymphen Entrückte" [1]). Goethes im Jahre 1800 erschienene „Weissagungen des Bakis" beweisen, daß er mit diesem Material von Grund aus vertraut war. Aber dadurch wird die Bedeutung des Wortes an dieser Stelle keineswegs erschöpft, wo es mit vollem Bedacht eingeführt zu sein scheint, um das ahnungsvolle Element im Sonett zu vertiefen. Wenn man sich nun die literarischen Reminiszenzen, die Goethe im Sinne gehabt haben könnte, als er das Phänomen des nach seiner Quelle zurückfließenden Wassers beschrieb, Revue passieren läßt, so ist das Resultat überraschend, denn es stellt sich sofort ein höchst bemerkenswerter Anklang an Ovids „Metamorphosen" VII, 199 heraus:

„Quorum ope, cum volui, ripis mirantibus amnes
In fontes rediere suos, concussaque sisto,
Stantia concutio cantu freta, etc."

Aus einem besonderen Grunde empfiehlt es sich, die Über-

[1]) Preller, „Griechische Mythologie"[3] I, 595.

setzung zu wählen, die in der deutschen Fassung der Schriften Agrippas von Nettesheim (Stuttgart 1856) erschien:

„Leistet Ihr Hilfe, so gehn, wenn ich will, in den staunenden Ufern
Flüsse zurück zum Quell, so empört sich die stehende Meerflut,
Und die empörete steht durch Bezauberung; Wolken vertreib' ich,
Wolken auch führ' ich heran, verjag' und rufe die Winde,
Reiße durch Zaubergesang und Kräuter den Vipern den Schlund auf,
Und den lebendigen Fels und die Eich', entrüttelt dem Erdreich,
Führ' ich hinweg samt Wald, und Berghöh'n lass' ich erbeben,
Und aufdröhnen den Grund und Geister aus Gräbern hervorgehn.
Mond, dich zieh' ich herab . . . . . "

Die Folge des dämonischen Sturzes der Oreade wird in Goethes Sonett durch „die Welle staunt zurück" wiedergegeben. Diesem Ausdruck entsprechen „die staunenden Ufer" der Übersetzung des Ovid. „Zurückstaunen" ist in der Regel für ein von Goethe geprägtes Wort erklärt worden, welches die Stelle des deutlicheren „zurückstauen", gleich „zurückdämmen", vertreten sollte. Nur die unbestrittene Autorität der Überlieferung hat die bildlichere Lesart gerettet, und in einem Falle hat ein Herausgeber sie zugunsten von „staut zurück" verworfen. Es liegt aber jetzt klar zutage, daß Goethe den Ausdruck „staunt zurück" ersann, um die in „ripis mirantibus amnes" enthaltene Idee mit aller Genauigkeit wiederzugeben. Die Vorstellung stammt unzweifelhaft von Ovid her.

Aber Ovids Heroine übt im Augenblick Zauberkünste aus, und mit dieser Handlung verbindet sie einen ganz besonderen Zweck, — die Verjüngung des betagten Ahnherrn.

„In solcher Nacht
Las einst Medea jene Zauberkräuter,
Den Äson zu verjüngen."
Kaufmann von Venedig V, 1, 14.

In den „Metamorphosen" vereinigt sich diese Macht mit der Zauberkraft, einen Strom zur Quelle zurückfließen zu machen. Aber Medea rühmt sich auch des Besitzes einer weiteren unheimlichen Macht, die Berge zu versetzen und den Wald

zu entwurzeln, um darauf Berg und Wald auf den Fluten ihres Zauberstromes hinwegzuführen.

„Und den lebendigen Fels und die Eich', entrüttelt dem Erdreich,
Führ' ich hinweg samt Wald."

Diesem entspricht Vers 6 des ersten Sonetts ganz genau:

„Ihr folgen Berg und Wald in Wirbelwinden."

Daß diese drei Folgen des Zaubers sich bei Ovid und bei Goethe in solchem identischen, unlöslichen Zusammenhang vorfinden, zeugt von einem Plane und erhebt die Stelle in den Sonetten weit über die Bedeutung einer literarischen Parallele hinaus. Der Dichter von „Mahomets Gesang" bemächtigte sich, indem er viele Jahre später nach einer Verkörperung seiner „Sonettenwut" suchte, auf schöpferische Art dieses Materials und gestaltete es zu unserem Gedicht modernsten Zaubers, zur „Metamorphose Goethes".

Der den Sonetten zugrunde liegende Plan gestattet eine Hemmung des Lebensstromes des Dichters nur auf kurze Zeit; desto unaufhaltsamer soll er darauf weiter dem Ozean zustreben. Dieser Umstand brachte es mit sich, daß der Dichterheld der Sonette für sich in eigener Person keinen ausgedehnten Gebrauch der durch den Zauber bewirkten Verjüngung machen konnte. Nur angedeutet wird das Ergebnis des Prozesses am Ende des ersten Sonettes in den Worten: „ein neues Leben". Das Wogen des neuen, mächtigen Impulses in des Dichters Beschreibung mutet den Leser an, wie die von keinem Winde bewegten, sichtbar, aber unhörbar rauschenden Wellen in der magischen Szenerie der Gedichte Edgar Poes. Die Sonette treten eben aus ihrer tiefen Innerlichkeit nur halb heraus. Gleich „Aph, the sacred river" im Traumgedichte Coleridges, fließt ihr in sich versunkener Strom weiter,

„Through caverns measureless to man,
Down to a boundless sea."

Aber schon einmal hatte Goethe das neue Leben mit allen seinen Konsequenzen dargestellt. Der erste Teil des „Faust"

wurde im darauffolgenden Jahre (1808) herausgegeben. Der genaue Zeitpunkt, wann die in Frage kommende Szene niedergeschrieben wurde, läßt sich zwar nicht mehr ermitteln. Einerseits könnte die große Ähnlichkeit derselben mit dem ersten Sonett den Glauben erwecken, beide Erzeugnisse seien annähernd gleichzeitig entstanden. In dem Nachtrag am Ende dieser Studie wird indessen der Versuch gemacht, von einem anderen Gesichtspunkte aus den terminus a quo des Entstehens der Faustszene etwas näher zu bestimmen. Darauf sei im Vorübergehen verwiesen. Ein Versuch über die Szene selbst gehört aber hierher und reiht sich naturgemäß unmittelbar an das soeben Gesagte an.

Das „neue Leben", im Sinne des Wiederjungwerdens, fängt für Faust — allerdings mit einer bemerkenswerten Einschränkung — mit dem sogenannten „Einschläferungslied", dem Gesang der Geister (Z. 1447—1505) an [1]). Faust bleibt vorläufig in einer Art Mittelzustand, „zu alt um nur zu spielen, zu jung um ohne Wunsch zu sein". Sein Geist und Gemüt, aber nicht sein Leib, sind verjüngt. Noch in der „Hexenküche", vor dem Liebestrank, flammt seine erotische Phantasie auf, beim Betrachten des Zauberbildes der Cressida-Helena, als sei er bereits ein echter Troilus; dabei aber analysiert er seinen ästhetischen Genuß wie ein Kunstkenner. Er gibt sich uns, fast als ob er schon im Sinne des späteren ironisch gemeinten Rats des Mephistopheles handeln möchte:

„Sich mit warmen Jugendtrieben,
Nach einem Plane zu verlieben."

Noch ist er sehr weit davon, „Helenen" in jedem Weibe zu sehen, zum getreuen Sklaven der Schönheit jedoch ist er bereits geworden.

Das wirkliche innere gegenseitige Verhältnis des Geistergesanges und der „Hexenküche", als Glieder in der Kette des

[1]) Des bequemen Nachschlagens halber, wird die ganze Stelle unten S. 42 f. mitgeteilt.

Verjüngungsprozesses Fausts, ist noch nicht mit Erfolg untersucht worden. So viel indessen bleibt sicher: der Gesang der Geister besaß für Goethe nach dieser Richtung hin eine bei weitem größere Bedeutung, als man bisher angenommen hat. Die Szene „Hexenküche" leidet nicht unter dem Vergleich, aber sie stellt sich uns in einem anderen Lichte dar. Einerseits verfolgte Goethe in der „Hexenküche" ein ganz anderes Ziel, indem er seine Ironie frei walten läßt, und zeitgenössische Übel in Literatur und Gesellschaft geißelt. Anderseits aber kam er dem Verlangen des großen Publikums willig entgegen und lieferte eine Szene voll legendarischen Zaubers, welche dem anspruchsvollsten literarischen Feinschmecker genügt, deren Hokuspokus aber auch imstande ist, selbst den abgestumpftesten Leser sinnlich zu erwecken und keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß Faust nun durch eine neue Art Altweibermühle gegangen und in Wirklichkeit jung geworden ist. Die „Hexenküche" liegt im Dunstkreis des deutsch-nordischen Zaubers, der Gesang der Geister dagegen ist von einem magischen Duft umflossen, der uns gleichsam in eine Mittelmeerlandschaft und in das Altertum versetzt. Hier aber ist ebenfalls die Oreas des ersten Sonetts zu Hause, und das von Goethe in beiden Gedichten angewendete Bild ist auch das gleiche. Der alleinige Unterschied besteht darin, daß, was früher Wasser war, jetzt zu Wein geworden ist. Der eingedämmte See in dem Sonett entspricht den Weinbächen der Faustszene, die sich zu Seen ausbreiten

„um's Genügen
Grünender Hügel,"

ein magisches Bild, so fern entrückt und doch so sehnsuchterweckend wie der

Οἴνῳ κυματόεντι μέλας κελάρυσεν Ὑδάσπης

des Nonnus[1]).

[1]) Dionysiaca XXV, 280. In der englischen Übersetzung glücklich wiedergegeben durch „Hydaspes gurgled, dark with billowy wine."

An obiger Stelle ist das Hauptwort „Genügen“ auf zweierlei Art erklärt worden. Die einen sagen, daß es mit „Fülle“, „Überfluß“ gleichbedeutend sei, als ob Goethe geschrieben hätte: „um eine Menge grünender Hügel“, — eine offenbar falsche Auffassung der Stelle. Andere wieder fassen das Wort auf, „nicht als ein Genügen, sondern als das, was solches Genügen giebt“. In diesem Sinne nahm Hildebrand die Stelle [1]). Da Hildebrand nicht imstande war, diese Erklärung durch andere Belege zu stützen, räumte er ihr eine besondere Rubrik (3, c) ein. Es leuchtet aber ein, daß nichts in der Geschichte und Entwicklung des Wortes diese Bedeutung zu unterstützen vermag. Einzig und allein die Rücksicht auf den vermeintlichen Sinn der Fauststelle hat es vermocht, die in die Augen springende Bedeutung „Zufriedenheit“, „Behagen“ auf solche Weise zu verdrehen. Das Wort hat keineswegs objektive, sondern lediglich subjektive Bedeutung. Die Weinbäche

„Breiten zu Seen
Sich um's Genügen
Grünender Hügel,“

nicht der Freude wegen, welche die in ihrem grünen Schmuck prangenden Hügel dem Zuschauer bereiten, sondern das eben Geschehene gereicht den Hügeln selbst zur Genugtuung. Das Geflügel, welches sich aus der Flut Wonne schlürft und die in lustiger Gaukelei sich auf den Wellen bewegenden Inseln lassen schon erraten, daß auch die Hügel an diesem allgemeinen Freudenfest teilnehmen. Diese Folgerung wird nun durch den Vergleich mit dem ersten Sonett zur Gewißheit erhoben.

Das „mächtige Überraschen“ des Stromes entsteht daraus, daß sich Oreas in seine Wellen stürzt, „Behagen dort zu finden“.

Ein interessanter Vergleich des Geistergesanges von der metrischen und rhythmischen Seite mit den Weinkelterliedern der Griechen findet sich bei Karl Bücher, „Arbeit und Rhythmus“. Kgl. sächs. Ges. d. Wiss. XVII (1896). S. 88.

[1]) Siehe Grimms Wörterbuch, sub verbo.

Berg und Wald, welche Oreas versinnbildlicht, werden durch den wilden Wirbel ihres Sturzes in Bewegung gesetzt, und der darauf folgende Bergsturz dämmt den Strom zu einem See zurück. Das Behagen, welches die Bergnymphe sucht, findet der Damm oder Hügel in den kühlen Wellen. Im letzten Vers des Sonetts wird „ein neues Leben" eingeleitet und charakterisiert durch „das Blinken des Wellenschlags am Fels". Das nunmehr begierige Element, die Welle, ist der Dichter selbst, und der in seinen Strom gestürzte Fels, den die Bergnymphe sinnbildlich darstellt, wird von der Flut, in der Gestirne sich spiegeln, bespült, gleichsam umworben. Die beiden Worte „Behagen" und „Genügen" drücken im „Faust" und im Sonett genau dasselbe aus. Im Gesang der Geister sind die Hügel die augenscheinliche Ursache des Ausbreitens der Weinbäche zu Seen, und aus der Berührung mit der köstlichen Flut erwächst diesen Hügeln ein „Genügen". „Inniges Behagen", „inniges Genügen" sind synonyme Ausdrücke, und K. E. Ebert (Dichtungen 1828) sagt an einer Stelle: „ein innig behaglich Genügen" [1]).

Beide Gedichte, der Gesang der Geister und das Sonett, gehen, streng genommen, von einer und derselben Voraussetzung aus, und in beiden finden sich engverwandte Redefiguren und ein sich gleichbleibender Symbolismus. Auch die handelnden Personen dürfen zum Vergleich mit herangezogen werden. Der im Geiste wiederverjüngte Faust möchte in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften stillen, ohne daß er vor der Hand recht weiß, wie ein solches Leben anzufangen sei. Der Dichter Goethe, nunmehr achtundfünfzig Jahre alt, der anscheinend ruhig und gefaßt dem Alter entgegengeht, findet sich plötzlich einem siebzehnjährigen Mädchen leidenschaftlich zugetan. An diesem Scheideweg aber hört die Ähnlichkeit endgültig auf. Zwar erzählte Goethe viele Jahre später seinem Freunde Zelter, daß er Minna Herzlieb „mehr

[1]) In Grimms Wörterbuch zitiert.

als billig" geliebt habe, aber wenn sie auch, als moderne Sonettenheldin, eine profanere Leidenschaft zu erwecken wußte, als vormals eine Beatrice oder Laura, so teilt sie anderseits mit ihnen die Immunität von jedem irdischen Makel. Im zweiten Sonett, wo es heißt:

„Ein Mädchen kam, ein Himmel anzuschauen,
So musterhaft wie jene lieben Frauen
Der Dichterwelt,"

scheint „lieb" die Bedeutung von Lat. benigna, Engl. benign zu haben und einen Anklang an die schwärmerische Anbetung zu besitzen, wie man sie „unserer lieben Frau" zollt.

Die Schätzung des Gesanges der Geister als Kunstleistung sollte sich durch jede neue Einsicht in ihren kaum zu erschöpfenden Sinn steigern, und daß Raum hierfür vorhanden wäre, wird keiner, der dem Gange der Faustkritik gefolgt ist, leugnen wollen. Besonders sollte es fortan unmöglich sein, diese herrliche Szene eine Reihe von Nebel- oder Wandelbildern zu nennen [1]). Der soeben zitierte Übersetzer ins Englische sagt weiter: „The pictures present nothing positive, upon which Faust's mind could fix, or by which it might be startled." Wie genau aber Goethe den Effekt auf jeden einzelnen von Fausts Sinnen berechnete, zeigen Verse 1436—1444:

„Du wirst, mein Freund, für deine Sinnen
In dieser Stunde mehr gewinnen,
Als in des Jahres Einerlei.
Was dir die zarten Geister singen,
Die schönen Bilder, die sie bringen,
Sind nicht ein leeres Zauberspiel.
Auch dein Geruch wird sich ergetzen,
Dann wirst du deinen Gaumen letzen,
Und dann entzückt sich dein Gefühl."

Jeder einzelne der in diesen Versen so geschickt aufgezählten Sinne sollte besonders ergetzt werden, und alle zusammen sollten

[1]) Vgl. Bayard Taylor, „Goethes Faust translated in the original Metres." I, 257: ‚The pictures are blurred, as in a semi-dream.'

darauf in einer wohlabgestimmten Sinnesharmonie die Seele zugleich erheben und berauschen [1]). Die Szene gehört zwar in ein magisches Bereich und ist von Zauberkraft durchwoben, nichtsdestoweniger lassen die in naturgemäßer Folge vorgeführten Bilder an Klarheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, während die grandiose Einheit und erhabene Würde der dem Ganzen zugrundeliegenden Vorstellung den Menschen erhebt, indem sie ihn unter die Herrschaft der Sinne stellt und zermalmt.

Geister.

„Schwindet ihr dunkeln Wölbungen droben!
Reizender schaue Freundlich der blaue Äther herein!
Wären sie dunkeln Wolken zerronnen!
Sternlein funkeln, Mildere Sonnen Scheinen darein.
Himmlischer Söhne Geistige Schöne,

[1]) Wie anders Goethe verfuhr, wo der besondere Appell an die Sinne fortfiel, möge ein Vergleich mit dem „Gesang der Geister über den Wassern" (Gedichte, Bd. 2, S. 56 f.) zeigen. Am 14. Oktober 1779 schrieb Goethe an Frau von Stein: „Von dem Gesange der Geister habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern." Ursprünglich war er überschrieben: „Gesang der lieblichen Geister in der Wüste." Hier ist das Wasser ein poetisches Sinnbild der Seele, wie auch im Sonett der Strom das menschliche Leben symbolisiert. Der Wind, als Bild des Schicksals, ist eine poetische Verallgemeinerung und Entwicklung des besonderen Menschenschicksals im Sonett, wo Oreas den wirbelartigen Bergstrom versinnbildlicht. Die Klippen, die dem Sturz des Stromes von der steilen Felswand entgegenragen, bezeichnen hier, nicht allein wie im Sonett und in der Faustszene, den Eingriff einer plötzlichen Leidenschaft in das Leben, sondern alle Aufhaltungen durch das Schicksal überhaupt. Was den „Gesang der Geister über den Wassern" weiter von der Szene im „Faust" unterscheidet, ist der getragene Rhythmus und die noch erkennbare Verteilung der Verse unter die beiden Geister über den Wassern. Endlich fehlt im „Gesang der Geister über den Wassern" jede Berücksichtigung der einzelnen Sinne. Vielmehr erfüllt sich in dieser Region der höheren Erkenntnis die Verheißung:

„Und wenn Natur dich unterweist,
Dann geht die Seelenkraft dir auf,
Wie spricht ein Geist zum andern Geist."

Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber;
Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Länder,
Decken die Laube,
Wo sich für's Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.
Laube bei Laube!
Sprossende Ranken!
Lastende Traube
Stürzt in's Behälter
Drängender Kelter,
Stürzen in Bächen
Schäumende Weine,
Rieseln durch reine
Edle Gesteine,
Lassen die Höhen
Hinter sich liegen,
Breiten zu Seen
Sich ums Genügen
Grünender Hügel.
Und das Geflügel
Schlürfet sich Wonne,
Flieget der Sonne,
Flieget den hellen
Inseln entgegen,
Die sich auf Wellen
Gaukelnd bewegen;
Wo wir in Chören
Jauchzende hören,
Über den Auen
Tanzende schauen,
Die sich im Freien
Alle zerstreuen.
Einige klimmen
Über die Höhen,
Andere schwimmen
Über die Seen,
Andere schweben;
Alle zum Leben,
Alle zur Ferne,
Liebender Sterne
Seliger Huld."

In der Szene „Wald und Höhle" gibt Faust der Reue, die ihn im Hinblick auf Gretchens Schicksal überkommt, leidenschaftlichen Ausdruck. Da die Stelle für die gegenwärtige Untersuchung nicht ohne Wichtigkeit ist, sei sie dem Leser nochmals ins Gedächtnis zurückgerufen (3345—3365).

„Was ist die Himmelsfreud' in ihren Armen?
Laß mich an ihrer Brust erwarmen!
Fühl' ich nicht immer ihre Not?
Bin ich der Flüchtling nicht, der Unbehaus'te?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh,
Der wie ein Wasserfturz von Fels zu Felsen brauste
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.

Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!
Du, Hölle, mußtest dieses Opfer haben!
Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen!
Was muß geschehn, mag's gleich geschehn!
Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen
Und sie mit mir zugrunde gehn."

Die genaue Betrachtung des konsequenten sinnbildlichen Ausdrucks in obigen Versen läßt sie sofort als eine weitere Entwicklung des schon mehrfach angewandten Symbolums erkennen. Der einzige bemerkenswerte Unterschied besteht darin, daß es sich diesmal um ein doppeltes Schicksal handelt. Demgemäß wird der reißende Strom als das „begierig wütende" Element dargestellt, welches das Ufer mit dem darauf liegenden Felde samt der Hütte der Geliebten fortspült. Untergraben, fällt die Nymphe des kleinen Alpenfeldes mit ihrer geringen Habe, wie Oreas und der Bergsturz im ersten Sonett, in seine Fluten. Der „Wassersturz von Fels zu Felsen" wird dadurch nicht aufgehalten. Nicht dem Ozean, sondern dem Abgrund eilt er zu, mit seinem teuren, vom Unstern verfolgten Opfer in ein gemeinsames Verderben stürzend.

Bei dem detaillierten Vergleich dieser Szene mit den schon früher betrachteten Gedichten staunt man gleichermaßen über die Farbenpracht des bildlichen Schmucks der Rede wie über die in der Ausführung bewiesene Konsequenz und Naturtreue. Kaum weniger bemerkenswert ist in diesem Falle des Dichters unentwegtes Festhalten an dem einen Bilde, um die dämonische Macht der Liebesleidenschaft in seinem Leben auszudrücken.

Das letzte Muster dieses zugleich konventionell wie kunstsinnig gewirkten dichterischen Gebildes leuchtet uns unheimlich schön aus den „Wahlverwandtschaften" entgegen. Zum vollen

Verständnis desselben sind einige einleitende Betrachtungen nötig.

Sobald in der Faustszene auf das Drängen des Geisterchors die dunkeln Wölbungen verschwinden, funkeln die Sterne über dem Schlafenden und mildere Sonnen scheinen darein. Über der Szene am Schlusse waltet die selige Huld liebender Sterne. Fausts sehnende Neigung folgt den beflügelten Genien nach. Sowohl sie wie Faust selber werden von den Sternen angezogen, und der Einfluß lieblich winkender Gestirne regiert im neuen Himmelshause seines Horoskops. In diesem ihm erst jetzt aufgeschlossenen Leben der Sinne fühlt er sich neugeboren, und die bei dem Eintritt eines Menschen ins Leben vorwaltende Konstellation der Planeten galt bekanntlich für besonders bedeutungsvoll.

Auch im ersten Sonett richtet der Dichter bei der Beschreibung jeder neuen Lebensphase das Auge ahnungsvoll auf die Planetenschar. Gleich am Anfang ist der Strom bestrebt, unaufhaltsam weiter nach dem Ozean zu wandeln,

„Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen."

In Goethes Lapidarstil heißt das so viel wie: „Welche Sterne auch den Lebenslauf vorherbestimmen". Dasselbe Wort „spiegeln" begegnet uns wieder am Schlusse des Sonetts, wo

„Gestirne, spiegelnd sich, beschaun das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben."

Ganz gegen seinen Willen hat der Einfluß des Gestirns, welches in der Stunde seiner Geburt vorwaltete [1]), sein Schicksal

[1]) „Die Konstellation war glücklich; die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau, und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig; Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig: nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war." Seiner Jugendgeschichte schickte Goethe obigen Bericht über die Aspekten der Planeten bei seiner Geburt voraus. Bettina von Arnim

erfüllt. Mit allzu kurzem, trügerischem Blinken, als handle es sich bloß um die Tändelei einer Schäferstunde, leuchtet der Stern der Liebe seiner neuen, gewaltigen Leidenschaft.

Sämtliche dunklen Schicksalsfäden, welche die bisher betrachteten Dichtungen durchziehen, laufen in den „Wahlverwandtschaften" zusammen und verweben sich dort zu einem eigenartigen, zarten Gebilde tragischer Vergeltung. In diesem großen Werke kam die in den Sonetten gleichsam präludierende Stimmung zu vollem, endgültigem Ausdruck. Das Schicksal beider Liebespaare im Roman hängt aufs engste mit einem See zusammen. Bis zum Eintritt des Hauptmanns und Ottiliens in den Familienkreis hatten an der Stelle des späteren Sees dort nur drei ineinander mündende Teiche mit niederem Ausfluß gestanden. Erst wie Eduard sich seiner Leidenschaft für Ottilie bewußt wird, gibt er den Befehl, die drei Teiche in einen See zu verwandeln. Bei der Feier von Ottiliens Geburtstage am Ufer des eben entstandenen Sees erfolgt die erste Katastrophe. Unter der Last der Zuschauer, die das Abbrennen eines Feuerwerks Ottilie zu Ehren betrachten, gibt der Damm nach; ein Teil davon stürzt in den See hinab, und nur mit großer Mühe wird ein dadurch gefährdetes junges Leben gerettet. Charlotte, die Frau Eduards, welche in diesem Ereignis einen Wink des Schicksals erblickt, macht einen vergeblichen Versuch, die Feier abzubrechen, während ihr Gemahl dadurch nur in seinem Vorhaben bestärkt wird. „Nein, Ottilie!" rief er, „das Außerordentliche geschieht nicht auf glattem

---

[„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", 3. Aufl., Berlin 1881, S. 352] erzählte auf Grund einer Mitteilung von Frau Rat, daß Goethe schon als Kind sich mit kabbalistischen Berechnungen beschäftigt habe. Zugegeben, daß der Dichter, in der Epoche seiner Reife, in der Astrologie nur ein Element seines Symbolismus erkannte, so wird dadurch die literarische Wertschätzung des Gebrauchs solcher Gleichnisse in seinen Dichtungen keineswegs verringert, sondern vielmehr erhöht.

Vgl. auch „Goethes Horoskop", in „Publikationen des Frankfurter Freien Hochstifts".

gewöhnlichen Wege. Dieser überraschende Vorfall von heute Abend bringt uns schneller zusammen. Du bist die meine! Ich habe dir's schon so oft gesagt und geschworen; wir wollen es nicht mehr sagen und schwören, nun soll es werden!" Mit diesem blinden Umsichschlagen fordert er sein Schicksal heraus.

Auch der Hauptmann und Charlotte haben eine Schicksalsprüfung auf dem mittleren Teiche zu bestehen, welcher allerdings noch nicht mit den beiden anderen zu einem See zurückgedämmt war. Sei es, daß der Dichter diesem Umstande Gewicht beilegte, sei es, was viel wahrscheinlicher ist, daß Charlotte und der Hauptmann einzig dem eigenen, tüchtigen Charakter ihre Rettung verdanken: genug, die Wogen der Leidenschaft legen sich, und die beiden herrlichen Naturen finden in werktätigem Schaffen ihre Genesung.

Ganz anders Ottilie. Die Schicksalsmomente mehren sich. An einer gewissen Stelle am Ufer steht eine Gruppe Platanen, in deren Schatten Ottilie gern ruht. Vor vielen Jahren hatte Eduard mit eigener Hand die Bäume gepflanzt, und scheinbar zufällig macht er jetzt die Entdeckung, daß dieses am Tage und Jahre von Ottiliens Geburt geschehen war. Diese Platanen scheinen von nun an die dämonische Mitwissenschaft und Tätigkeit des Sees zu teilen [1]). In ihrem Schatten hatten beim Hinabstürzen des Dammes in den See die beiden Liebenden gestanden, als Eduard sich hoch und teuer verschwor, Ottilie zu der seinen zu machen. In dem bedeutungsvollen Moment, wo Eduard, nach einem vergeblichen Versuch, von der Geliebten fernzubleiben, nach Hause zurückkehrt, findet er dieselbe

[1]) Vgl. Iwan Müller, „Griechische Mythologie" S. 100 f.: „Bei Heiligtümern ward der Zugang zu den Toten unter oder in der Nähe von Platanen verlegt. Die Platane, unter der in Delphoi der Drachen getötet sein sollte, ist an oder wenigstens nahe dem Schlunde zu suchen, aus dem die unterirdischen Mächte emporsteigen. Aus dem Orakel, das die Nemesis dem unter einer Platane schlafenden Alexandros gaben, ist zu schließen, daß auch unter diesem Baum wie in Kyme unter der am Eingang der Unterwelt stehenden Ulme Inkubationen gesucht wurden."

unter den Platanen sitzend. Als Ottilie, Eduards und Charlottens Kind auf dem Arm, am Tage der großen Entscheidung in den Kahn springt, sieht sie die Platanen sich gegenüber, die den sicheren nächtlichen Pfad nach dem Schlosse bezeichnen, und wagt sich auf das trügerische Wasser, das sie von jenen Bäumen trennt.

Schon früher im Laufe der Geschichte war von dem „Blinken und Wiederblinken der ersten Sterne" über dem See die Rede gewesen. Bei der großen Katastrophe selbst werden sie nicht erwähnt, wohl aber gleich darauf. Als Ottilie, das inzwischen ertrunkene Kind auf dem Arm, im Kahn stehend auf dem unsicheren Element schwebt, scheinen alle Himmelsmächte, und mit ihnen die Sterne, sich erweichen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit kann man den ungeheuren Abstand zwischen Goethe und den sogenannten Schicksalsdichtern aufs neue wahrnehmen. In Worten von ergreifender Schönheit wird zuerst beschrieben, wie Ottilie vergebens bei sich selbst Hilfe sucht. Dann wendet sie sich nach oben: „Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hilfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt." Daß der Himmel ihr Flehen vernimmt und erhört, wird zwar nicht ausdrücklich gesagt. Goethe verfährt hier wie anderwärts nach seinem bekannten Prinzip, daß „der Dichter nur andeutet". Zu diesem Behufe macht er von den Sternen Gebrauch, die er dadurch in seinem mythologischen System in eine Art Vasallenverhältnis zu den höheren Mächten bringt, der Stellung des Geisterchors in der Faustszene analog, der unzweifelhaft dort unter der Botmäßigkeit des Erdgeistes, Mephistopheles' Herrn, steht. In unserer Stelle in den „Wahlverwandtschaften" heißt es: „Auch wendet sie sich nicht vergebens zu den Sternen, die schon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein sanfter Wind erhebt sich und treibt den Kahn nach den Platanen." [1])

[1]) Wie nahe diese Situation, auch nach Jahren noch, Goethe persönlich berührte, erhellt aus einer Unterhaltung mit Boisserée, 5. Oktober

Weitere Schicksale waren in den „Wahlverwandtschaften" noch zu erfüllen, aber weder der See noch der Einfluß der Sterne kamen dabei als Kunstmittel zur Verwendung. Als offenbar besänftigt, werden sie im Roman nicht weiter erwähnt. Düntzer zeigt sich in seinem Kommentar überglücklich über das endgültige Verschwinden der Platanen und des Sees von dem Felde seiner kritischen Verantwortlichkeit. Er sagt (S. 117): „Dieser Plantage wird im Roman keinerlei weiteren Erwähnung getan, da Goethe, selbst in solchen Sachen, jede Übertreibung vermeidet."

Diese Bemerkung bildet glücklicherweise keinen Maßstab für den Stand der Kritik über die „Wahlverwandtschaften". Im allgemeinen aber kann sie dazu dienen, zu zeigen, wie unerraten die von dem Dichter in diesen Roman hineingelegten symbolischen Beziehungen bisher dort geruht haben. Von einem Hineingeheimnissen kann hier keine Rede sein; im Gegenteil, es ist die Rede von einem Bestandteil der Poesie, welcher, bei Goethes eigenartiger Denkweise, sich mit der ganzen Anlage dieses großen Werkes unlöslich verband. Jener nicht unbeträchtliche Teil des heutigen Lesepublikums, welcher dieses Element der Dichtung Goethes gern vermissen oder gar ignorieren möchte, vermag sich sehr wohl mit der nicht ganz unbegründeten Ansicht zu trösten, daß die „Wahlverwandtschaften", auch ohne jedweden Symbolismus, als Roman einen gleich hohen Rang einnehmen würden. Nur dürften solche Leser nicht ohne weiteres sich dem Glauben hingeben, den Dichter und sein Werk voll verstanden zu haben. Goethe schrieb seine Dichtungen nicht allein für die Welt und Nachwelt, sondern auch, um sich selbst zu genügen. Dieser Tribut, den

---

1815 [Goethes Gespräche III, 254]: „Unterwegs kamen wir auf die „Wahlverwandtschaften" zu sprechen. Er legte Gewicht darauf, wie rasch und unaufhaltsam er die Katastrophe herbeigeführt. Die Sterne waren aufgegangen; er sprach von seinem Verhältnis zu Ottilie, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt fast rätselhaft ahndungsvoll in seinen Reden."

das Genie in chiffrierten Bekenntnissen seiner eigenen Persönlichkeit entrichtet, ist, wo er erscheint, von dem mächtigen Antrieb, der das unsterbliche Werk selbst schafft, durchaus unzertrennlich.

Im gegenwärtigen Falle ist das Zeugnis der „Wahlverwandtschaften" auch weiterhin für das Verständnis der Sonette von der größten Wichtigkeit. Die beiden Werke erläutern sich gegenseitig. Die Sonette sind kein poetisches Herbarium, zwischen dessen Blättern die getrockneten Blumen des Johannistriebes der Liebe gepreßt liegen, sondern vielmehr eine neue Metamorphose des Daseins auf höchster Lebensstufe und, wie jene frühere „Metamorphose der Pflanzen", „ewigen Lebens ahndevoll".

Schon am Anfang dieser Studie wurde, im Hinblick auf die „Wahlverwandtschaften", Ottilie, die heilige Ottilie der Straßburger Periode, als Typus der Entsagung für Goethe erkannt. Ihre Figur hebt sich jetzt auch in einem zarten Relief ab, in der kleinen Kapelle der Sonette. Es ist wohl wert, auch auf neueren Forschungspfaden wieder wahrzunehmen, daß es sich mit Goethes Lebensperioden so verhielt wie mit denen Wordsworths. Obgleich nach einem anderen Ordnungsprinzip adjustiert, waren auch Goethes Tage „Joined each to each, by natural piety".

Vom Standpunkte der Sonettenkritik aus wäre es zu hoffen, daß die Apologien für Goethes Sonette bald gezählt sein möchten. Bloß für eine kurze Frist, und selbst dann unter Protest, als Kunstform von dem Dichter angenommen, dienen sie einerseits dazu, seine heiße, unbändige Leidenschaft in der gebundensten aller Dichtungsformen zu verewigen; anderseits sind die darin zum Ausdruck kommenden anmutig-sinnigen, ergreifend schönen Gefühle solchen Erinnerungen geweiht, wie sie sich um eine Totenurne weben. Von ungleichem poetischen Werte, enthalten die Sonette ohne Ausnahme etwas spezifisch Goethesches. Seine Freuden und Leiden, sein Schicksal sind es, welche hier zum Ausdruck gelangen. Wenn er sich

auch später wegen seiner Sonettenliebhaberei zur Rede stellte, so war das niemals als Entschuldigung dem Publikum, sondern nur sich selbst gegenüber gemeint. Gleich jenem beständigeren Meister dieser Dichtungsform, Sir Philip Sidney, konnte Goethe, im Hinblick auf das Selbsterlebte in seinen Sonetten, über die Schar der älteren und neueren Sonettendichter lächeln, welche, ohne Wahrhaftigkeit zu besitzen, die poetische Wahrheit verfälschten und mit Gefühlen tändelten, die sie nie wahrhaft empfunden.

‚You that poor Petrarch's long deceased woes
With new-born sighs and denizened wit do sing.'

Der Gesang der Geister und das gesellige Lied „Zum neuen Jahr" [1]).

Gesang.	Zum neuen Jahr.
(1447—1456.)	(33—40.)
„Schwindet, ihr dunkeln	„Andere schauen
Wölbungen droben!	Deckende Falten
Reizender schaue	Über dem Alten
Freundlich der blaue	Traurig und scheu;
Äther herein!	Aber uns leuchtet
Wären die dunkeln	Freundliche Treue;
Wolken zerronnen!	Sehet das Neue
Sternelein funkeln,	Findet uns neu."
Mildere Sonnen	
Scheinen darein."	

Inhaltlich lesen sich die beiden Versgruppen wie Wunsch und des Wunsches Erfüllung. Auch die Identität der metrischen Form, welche im folgenden sich sogar auf den Reim erstreckt, regt zu Betrachtungen an:

[1]) Vgl. Gedichte, Bd. I, S. 107 f.

„Himmlischer Söhne
Geistige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber.
Sehnende Neigung
Folget hinüber."

„So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar;
So durch des Lebens
Wirrende Beugung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr."

In seiner Ausgabe der Gedichte bemerkt von Loeper [I, 330], daß das Bild in der letzten Strophe des Liedes von den Gesellschaftstänzen [z. B. der Polonaise und der Figur der Chaine] genommen sei. Nach von Loeper bedeutet „Beugung an dieser Stelle nicht inclinatio, sondern curvatio, Krümmung, horizontale Biegung. Als Beispiel zitiert er von Arnim [die Kronenwächter I, 4] „in der Beugung des Weges". Danach würde „wirrende Beugung" in unserem Liede etwa „Labyrinth" bedeuten.

Diese scheinbar einzig richtige Erklärung läßt sich sofort auf das „Einschläferungslied" (1459) anwenden, unter Beachtung der Analogie mit den Versen:

„So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar."

Zu dem Reigentanze der himmlischen Söhne passen auch die oft mißverstandenen Verse: [1])

„Sehnende Neigung
Folget hinüber."

Ganz ungezwungen bietet sich uns nunmehr die Erklärung, daß die getrennten Paare sich gegenseitig nach der Wiedervereinigung sehnen, welche die weiteren Figuren des Tanzes mit sich bringen. Auf diese Weise gewinnt man die gewünschte Motivierung für die Verse:

[1]) Vgl. Düntzer, Erläuterungen, 5. Aufl., Leipzig 1889: „Die schwan-

„Und der Gewänder
Flatternde Bänder
Decken die Laube,
Wo sich fürs Leben,
Tief in Gedanken,
Liebende geben.“

Dieselben Gefühle, welche in den labyrinthisch verschlungenen Tänzen der ätherischen Gestalten angeregt werden, übertragen sich auf die irdischer gedachten Liebenden in der Laube. Die Polonaise, in deren Rhythmus sowohl der Gesang der Geister wie das Lied zum neuen Jahr sich bewegen, wurde zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wieder eingeführt und sollte damals wie auch jetzt den einleitenden Tanz des Abends, eine Art Defiliercour, darstellen. Das Charakteristische des Tanzes ist das Trennen und Wiedervereinigen der Paare. Wie unendlich weit die Stufenleiter der Empfindungen sich erstreckt, bis zur Durchgeistigung in der Auffassung Goethes, wird man erst durch den Vergleich mit dem „Liebesleben in der Natur“ gewahr, wo es sich um das Verhalten der einzelnen Paare handelt, wenn die Brunstzeit mit ihrem Ehebedürfnis eintritt: „Endlich in der so wie so gemischten Gesellschaft heißt es einfach, wie beim Tanzen: Ordnung zur Polonaise, — Paar tritt zu Paar und fliegt endlich losgelöst vom Ganzen, aber eng verschlungen, zum Einzeltanz dahin.“ [1]) In Goethe erfuhr die Renaissance, mit ihrer zugleich leidenschaftlichen und hohen Auffassung der Schönheit, eine Wiederbelebung. Wenn das „Einschläferungslied“ auch nicht, wie die entsprechende Situation in der „Hexenküche“, eine klare Vision der weiblichen Schönheit bringt, so ist die Wirkung der Verse auf geläuterte

kende Beugung geht auf das Niederschweben der Engel, die sehnende Neigung auf ihr Verlangen nach der Erde.“ Damit übereinstimmend, J. Minor: „Die Engel scheinen nach der Erde zu verlangen.“ Richtiger ist schon Bayard Taylors Übertragung: „longing unending follows them over“; allein, Taylor verdarb alles wieder durch das „waveringly bending“ des vorhergehenden Verses.

[1]) Vgl. W. Bölsche, a. a. O. Bd. III, S. 193.

Sinne dennoch womöglich eine geſteigerte. Das Traumbild Fauſts, wie die Ekſtaſen der ſchönheitstrunkenen engliſchen Dichter des eliſabethaniſchen Zeitalters, „expresseth a regenerate beauty in all life and perfection, not intimating any rest of death. But in peace of that eternal spring, he pointeth to that life of life — this beauty-clad naked lady"[1]).

Um ſchließlich auf die Frage der Entſtehungszeit der Fauſtſzene zurückzukommen, bleibt zu erwähnen, daß Goethe das Schweſterſtück „Zum neuen Jahr" für das von ihm ins Leben gerufene „Mittwochskränzchen"[2]) ſchrieb. Das genau feſtſtehende Datum, Neujahr 1802, bildet demnach, hinſichtlich der Anklänge an den Geſang der Geiſter, bis auf weiteres eine Art Terminus a quo für die Entſtehung des ſogenannten „Einſchläferungsliedes".

---

[1]) Vgl. George Chapman, „Ovid's Banquet of Sense", 1595, 2; John Davies of Hereford, „An Extasie", Chertsey Worthies' Library, Vol. I, 1878, p. 89—95.

[2]) Über Organiſation und Zweck dieſer geſelligen Vereinigung, vgl. Schiller an Körner, 16. November 1801.

Die Hexenküche.

I. Literatur und Gesellschaft. Lavater als Hexe.

„Was die geheimen Künste des Cagliostro betrifft, bin ich sehr mißtrauisch gegen alle Geschichten, besonders von M[itau] her. Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleicht, von der Du noch keine Ahnung zu haben scheinst. Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken minieret, wo eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird er dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Erdboden einstürzt, dort einmal ein Rauch aus einer Schlucht aufsteigt, und hier wunderbare Stimmen gehört werden. Glaube mir, das Unterirdische geht so natürlich zu als das Überirdische, und wer bei Tage und unter freiem Himmel nicht Geister bannt, ruft sie um Mitternacht in keinem Gewölbe. Glaube mir, Du bist ein größerer Hexenmeister als je einer, der sich mit Abracadabra gewaffnet hat."

Goethe an Lavater, 22. Juni 1781.

Bis um die Mitte der italienischen Reise hatte Goethe das große Problem der Verjüngung Fausts noch nicht endgültig zu lösen vermocht. Es galt, den alternden Mann in einen jungen, feurigen Liebhaber zu verwandeln, ohne ihn dabei als Popanz und Puppe seinem Publikum lächerlich zu machen.

Wie er sich die Aufgabe vorstellte und vermittelst welcher staunenswerten Erfindung er schließlich sich selbst genügte, habe ich in dem Essay über Goethes „Sonette" zu zeigen versucht [1]). Die innere Wandlung seines Helden geht in einer Traumszene vor sich und wird in den Versen des sogenannten „Einschläferungsliedes" angedeutet.

Aber sowohl die ganze Auffassung dieser vita nuova wie auch der tiefe Sinn, den der Dichter in die herrlichen Verse hineinlegte, scheinen in erster Linie nur für Goethe selbst und für eine kleine Schar von Lesern berechnet zu sein. Das große Publikum verlangte „ein wunderlich Kapitel aus einem andern Buche". Da galt es, eine offizielle Verjüngung zum besten zu geben, etwas frappant-legendarisch Ausgedachtes, was imstande wäre, den Erwartungen der Menge zu genügen, ja selbst den Geschmack des Parterres zu kitzeln.

Solche oder wenigstens ähnliche Erwägungen mögen Goethe nicht fern gelegen haben, als er, zum zweiten Male in Rom angelangt, endlich bei voller Muße die vergilbten Faustblätter vornahm und den Leitfaden suchte, der ihn auf sein früheres Selbst zurückführen sollte. Daß er mit dem Erfolge dieses Versuches zufrieden war, ist notorisch. Nach Goethes eigenem Zeugnis wurde die Szene „Hexenküche", höchstwahrscheinlich in der Gestalt, wie sie kurz darauf veröffentlicht wurde,

[1]) Vgl. „Faust-Studien", S. 21 ff.

im Jahre 1788 in den Borgheſiſchen Gärten niedergeſchrieben. Die Reproduktion ſeines früheren Stils war ihm ſo gelungen, daß man das ganze Produkt, ſelbſt mit der Ingredienz von einigem „admirable fooling" als Zutat, als die natürliche Fortſetzung der erſten Szenen angeſehen hat. Einige erblicken ſogar in der ruhenden weiblichen Geſtalt im Zauberſpiegel eine ſchemenhafte Verkündigung von Gretchens Reizen. Selbſt diejenigen, die ſie mit der griechiſchen Helena identifizieren möchten, wollen in ihr nichts weiter als ein an die deutſchen Volksſchauſpiele von Doktor Fauſt erinnerndes Geſpenſt ſehen.

Das ſtarke Anklingen der Zauberſpiegelepiſode an die Szene im Obſtgarten des Pandarus in Shakeſpeares „Troilus und Creſſida"[1]) vermag vielleicht dieſes Dunkel einigermaßen

[1]) Der Aufſatz, welcher u. a. ausführlich über dieſen Gegenſtand handelt, wird, der Anlage der Fauſt-Studien gemäß, erſt im zweiten Bande erſcheinen. Um inzwiſchen den Vergleich mit „Troilus und Creſſida" zu motivieren, mag eine wichtige Parallele hier folgen:

Pandarus: „Habt Ihr meine Nichte geſehn?

Troilus: Nein, Pandarus. Ich wank' um ihre Tür
Gleich einer neuen Seel' am Strand des Styx,
Des Fährmanns wartend. O ſei du mein Charon
Und ſchaff mich ſchnell zu jenen ſel'gen Fluren,
Wo ich mag ſchwelgen in dem Lilienbett,
Beſtimmt für den Beglückten. Liebſter Pandar,
Von Amors Schulter nimm die bunten Schwingen
Und fleug mit mir zu Creſſida!
Mir ſchwindelt; rings im Kreis dreht mich Erwartung;
Die Wonn' in meiner Ahnung iſt ſo ſüß,
Daß ſie den Sinn verzückt.
Troilus und Creſſida, III, 2.

Fauſt: Was ſeh' ich? Welch ein himmliſch Bild
Zeigt ſich in dieſem Zauberſpiegel!
O Liebe, leihe mir den ſchnellſten deiner Flügel,
Und führe mich in ihr Gefild! . . . .
Weh mir! ich werde ſchier verrückt . . .
Mein Buſen fängt mir an zu brennen!"
2429 ff.

aufzuhellen. Daß Mephiſtopheles am Schluſſe unſerer Szene an Helena erinnert, ſteht dieſer Anknüpfung nicht im Wege. Creſſida iſt eine Helena von zarter Jugend und hoher dämoniſcher Potenz, wie ſie Goethe für dieſe Darſtellung brauchte. Pandarus nennt ſie „Freitags ebenſo ſchön als Helena Sonntags“. Mit der Vereinigung von Fauſt und Helena im zweiten Teil hat Goethes Mephiſtopheles, im Gegenſatz zu dem Volksbuche, im Grunde nichts zu tun, denn in der Welt Helenas iſt Mephiſtopheles nicht zu Hauſe. Wie ſollte er alſo, nach Goethes Auffaſſung, im Stande geweſen ſein, in der nordiſchen Hexenküche das griechiſche Ideal der Schönheit hervorzuzaubern? Mit Creſſida hingegen iſt Mephiſtopheles durch die Urgemeinſchaft des böſen Elements verwandt und verbunden. Auch der angezeigte Parallelismus Fauſts in der Epiſode des Zauberſpiegels mit Troilus, jenem „wunderſchönen Jüngling und noch nicht dreiundzwanzig“, eröffnet uns, bei dieſer Lage der Kritik, eine neue Perſpektive. Wenn dieſer Parallelismus ſich bewährt, ſo zeigt er zum erſten Male, daß der Fauſtdichter ſich anſchickt, in der „Hexenküche“ einen von ihm bis dahin unbetretenen Pfad einzuſchlagen. Die Tatſache, daß Goethe bei dieſer Gelegenheit in Shakeſpeares Bereich eindringt, wäre an und für ſich nichts Seltſames. Auch im einzelnen dürfen wir uns keineswegs darüber wundern, daß die Geſtalt im Zauberſpiegel an jene jüngſte und moraliſch gebrechlichſte der griechiſchen Heroinen erinnert. Shakeſpeare verbreitet ſich (III, 1, 203) nach Chaucers Vor-

---

In dieſem Zuſammenhange dürfte folgender Umſtand diejenigen Leſer überraſchen, welche auf Goethes Intentionen bei dieſer Szene noch nicht näher eingegangen ſind. Schon ehe Fauſt den Verjüngungstrank ſchlürft, läßt Goethe ihn nicht nur dem Anſturm der Schönheitsviſion auf ſeine ermüdeten akademiſchen Sinne willig nachgeben, ſondern, wie bei Troilus „ſein Herz raſcher als ein Fieberpuls ſchlagen“, und „eine gleiche Angſt ſeine Bruſt umfaſſen“. Beim erſten Anblicke wahrer (griechiſcher) Schönheit iſt er, der künftige Genoſſe Helenas, trotz ſeines „langen Bartes“, zum zweiten Troilus geworden.

bild über die Eigenschaft, „so falsch wie Cressida". Diese Charakteristik paßt ausgezeichnet zu dem Zauberbild einer Teufelsbuhle Cressida-Helena. Besonders einem jungen, unerfahrenen Toren gegenüber stellt Cressida in ihrer Person die Quintessenz des Verführerischen dar. Ganz im Sinne dieser Wahrnehmung hat die Zeit ihren Namen mit dem des Musters verliebter Helden, Troilus, auf ewig gepaart, in dessen Alter Faust nunmehr zurückversetzt werden soll. Nun erst ihr Onkel Pandarus! Dieser Vater der Gelegenheitsmacher [1]), durch dessen Mühewaltung Cressida dem glühenden Liebhaber in die Arme geführt wird, ist das richtige Gegenstück zu Goethes Mephistopheles, der sich als Mitglied derselben edlen Zunft uns kundgiebt.

Diese Dinge sind aber, obgleich sie auf Goethes Absichten bei der Verjüngungsszene wunderbare Schlaglichter werfen, an und für sich nebensächlich. Die Hauptsache bleibt, daß unser Dichter gerade durch die Anlehnung an die Szene in Pandarus' Obstgarten uns verrät, wie sehr willkommen ihm, bei seiner augenblicklichen Stimmung, zwei Haupteigenschaften des Shakespeareschen Schauspieles sind. Einerseits scheint er von dem Tone intensivster Leidenschaft hingerissen, anderseits und ganz besonders ist es die in der Szene souverän waltende Ironie, die ihn anzieht [2]).

Dieser Parallelismus, so gering er auch ist, bleibt bis zur Stunde die einzige Bresche, die von kritischer Seite in jenes geheimnisvolle dichterische Produkt „die Hexenküche" geschlagen worden ist. Die Szene bleibt in der Hauptsache für die Untersuchung noch unberührter Boden. Zwar wird uns,

[1]) Engl. pander = Kuppler war die gebräuchlichste Bezeichnung zur Zeit Shakespeares.

[2]) Die geradezu entsetzliche, subjektive Bitterkeit in Stil und Ausdruck in diesem Drama hat schon mehrere Kritiker zu der Vermutung gebracht, daß der Dichter zeitgenössische, besondere dramatische Zustände in England im Auge habe. Diese für die hier entwickelte Auffassung der „Hexenküche" bedeutsame Ansicht kann indessen an dieser Stelle nicht erörtert werden.

aber vermutungsweise und ohne Beweise, versichert, daß Goethe sich hier in literarischer Polemik ergeht. Aber gleichsam im selben Atem wird die Behauptung aufgestellt, daß in der Deklamation der Hexe Sinn auf Unsinn reimt, eben weil der Dichter keinen Sinn beabsichtigte[1]). Durch solches Verfahren überrascht, bleibt dem Forscher nichts weiter übrig, als sich in seine Phantasien zu vertiefen und sich mit der Tatsache zu trösten, daß jeder neue kritische Versuch auf ungebahnten Wegen gehen muß.

In der Führung der „Hexenküche" bleibt das eigentlich Ausschlaggebende die Tatsache, daß der in die Vision im Zauberspiegel versunkene Faust für die Dauer der Szene zu einer Nebenfigur wird und sich meistens passiv verhält. Der Dichter hält die vorwärtsstrebende Handlung des Stückes zurück, um vermittelst des zweckdienlicheren Mephistopheles mit seinen Hörern direkt zu verhandeln. Dieser, der in der Hexenküche selbstverständlich ganz zu Hause ist, wird zum Vehikel der Ironie des Dichters. Mit überlegenem Spott wird dem Publikum ein Scheinexposé dessen geboten, was die früheren Vertrauten des jungen Goethe für Ernst genommen hatten. Mehr als einem dieser nunmehr halb oder ganz entfremdeten Freunde, die die früheren Faustszenen bruchstückweise aus dem Manuskript her kannten, war es letzthin zum Bedürfnis geworden, Goethes Eintauchen in dieses verbotene Gebiet mit frommem Gruseln zu ahnden, um ihre schlecht verhüllte Abneigung gegen den Dichter damit zu bemänteln[2]). Diesen Leuten samt ihrem Anhang zog der Dichter nun beherzt und mit lachender Maske entgegen.

[1]) So Otto Harnack, Goethes Werke, hrsg. von Dr. Karl Heinemann, Bd. 5, S. 534: „Das Hexeneinmaleins will nichts Anderes sein als Unsinn."

[2]) Vgl. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, „Vom Dichten und Darstellen" (1780). Gesammelte Werke X, 580: „Es gibt Dichter, welchen nicht die Töchter des Himmels erscheinen, sondern Gestalten einer niedern Sphäre. Diese sind minder schön, oft gar häßlich; nicht edel, gleichen oft der Chimäre aus der Fabel. Die Töchter des Himmels aber gleichen im

Aber auch das allgemeine Publikum sollte und mußte mit berücksichtigt werden. Um dieses zu verstehen, muß man sich fragen, wie und warum der Dichter gerade in den Jahren 1786—1788 zu dem Entschlusse gekommen ist, eine mit gröbster Beimischung des Hexenzaubers verquickte Szene zu einem „Faust" zu entwerfen. Man darf bei dieser Fragestellung nicht außer Acht lassen, daß unter den Adepten und literarischen Darstellern des Okkultismus während des verflossenen Dezenniums Goethe bei weitem der vornehmste gewesen war. Sein nunmehriger Zweck kann wohl kein anderer gewesen sein als eine Rechenschaft über seine Stellung zu diesen Dingen dem Publikum abzulegen.

Seit den Anfängen von „Sturm und Drang" war manches in Deutschland anders geworden. Damals hatte eine Anzahl junger Autoren sich gegenseitig entdeckt und sich glücklich geschätzt, in einem Zeitalter zu leben, wo sowohl die meisten philosophisch geschulten Zeitgenossen wie auch sämtliche junge Leute, die sich einiger literarischer Bildung rühmen durften, an die Möglichkeit der unbegrenzten Entwicklung des einzelnen Menschen glaubten. Dazu brauchte nur ein Ferment, welches das damalige Deutschland in Überfülle zu liefern imstande war, hinzugefügt zu werden, der Gärungsstoff nämlich des mystischen Gedankens, und das Idealbild des Modeschriftstellers und Volksmannes im neuen Stile war fertig.

Gewande, welches ein Dichter, den sie lieben, ihnen schenkt, der Göttin, von welcher Virgil sagt:

„rosea cervice refulsit,
Ambrosiaeque comae divinum vertice odorem
Spiravere, pedes vestis defluxit ad imos
Et vera incessu patuit dea."

Dichter der einen Art würde ich mit Beschwörern vergleichen, welche aus ihren geheimen Tiefen die abenteuerlichsten Erscheinungen hervorrufen. Dichter, welchen die Töchter des Himmels erscheinen, vergleiche ich mit glücklichen Sterblichen, zu welchen sich Göttinnen herunterließen und sie begünstigten. Und wer wäre nicht lieber Endymion als Faust?"

Lavater wurde der Führer der Cohorten auf religiösem Gebiete, während Goethe, der in eigener Person die Vorhut darstellte, gleichsam durch Anschälen der Bäume einen Weg durch die ungebahnten Gelände der vaterländischen Literatur bezeichnete, worauf das jüngere Geschlecht ihm folgte. Von Idealen berauscht, die im Augenblicke sich gegenseitig so zu ähneln schienen, daß man über fundamentale Unterschiede des Temperaments und des Endzwecks sich hinwegtäuschte, schlossen sich Goethe und Lavater aneinander an, jedoch von beiden Seiten auf ganz verschiedene Art und Weise. Von Glaubenseifer getrieben, vergaß Lavater über seiner Bewunderung Goethes nie die Gelegenheit zur Proselytenmacherei, welche die Anhänglichkeit des jüngeren Dichters ihm bot, und schuf auf diese Weise, teils unbewußt und teils mutwillig, die Basis für eine spätere Entzweiung. Goethe hingegen zeigte die großartige Hingabe und völlige Sorglosigkeit des jungen Genies, welches selbst in der engsten Kameraderie zwischen Propheten und Weltkind vor der Hand nichts Gefahrdrohendes erblicken konnte. Aus Gründen, die sich bald ergeben werden, dürfen wir unsere Darstellung auf das Verhältnis zwischen diesen beiden Schriftstellern beschränken, um so mehr, weil Goethe und Lavater, gleichsam in zwei Brennspiegeln, die zerstreuten Lichtstrahlen und weißglühenden Kräfte sammelten, welche schon daran waren, den literarischen Gedanken und das religiöse Ideal in Deutschland zusammenzuschmelzen.

Der erste gefährliche Bruch zwischen Goethe und Lavater ereignete sich im Jahre 1782, kurz nach dem Erscheinen des ersten Teiles von Lavaters „Pontius Pilatus“, einem Werk, welches von seinem Verfasser charakterisiert wird als „Die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen: lesbar für Christen, Nichtchristen, Unchristen, Antichristen; für Kaltblütige, Warmblütige, Schwärmerische; für Weltweise, für dichterische und undichterische Menschen“. Schon im Juli 1782 richtete Goethe an Lavaters Adresse eine Art Rezension dieses Produktes, wie folgt: „Ich habe öfters an Lebenden,

mit denen ich umgegangen bin, an Abgeschiedenen, deren Schriften ich gelesen habe, bemerkt, daß der Mensch das, was in ihm das Größte und Trefflichste ist, selten kennt, noch auch diesen Vorzügen einen Wert beilegt. . . . Das, wohin seine Wünsche sich sehnen, was ihm abgeht, was er, sein Dasein zu erweitern und zu ergänzen nötig glaubt, das ist es, was ihn aufs stärkste interessiert, worüber er alles andere vergißt, worum er alles andere hingäbe; eine Empfindung, die der dritte Zuschauer nicht begreifen kann. Wenn diese Empfindung hoch- und vielbegabte Seelen ergreift, dann verlassen sie den inneren weiten Kreis ihres Daseins und schwärmen an den Grenzen herum, die ihnen so gut wie andern gesetzt sind. Sprechen sie alsdann davon, schreiben sie davon, so gibt es meistenteils etwas Albernes, etwas, das uns über die engen Grenzen der Menschheit nachdenken und trauern läßt, eben in dem Augenblicke, da sie glauben, das Innigste, Höchste, Trefflichste, Letzte ihres ganzen Daseins für sich gefühlt und andern offenbart zu haben. Mir ist „Pilatus“ wieder die wichtigste Beilage zu dieser Erfahrung. Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraktion, alle Wissenschaft, Scharfsinn, alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse und mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Maße besitzt, wirft er weg, um dem Unerreichbaren atemlos nachzusetzen. Ich möchte ihn einem Manne vergleichen, der Güter, Geld, Besitztümer, Weib, Kinder, Freunde, Alles nicht achtete und vernachlässigte, um einen unwiderstehlichen Trieb nach mechanischen Künsten zu befriedigen und eine Maschine zum Fliegen zu erfinden“. In seinem nächsten, 29. Juli 1782 datierten Briefe an Lavater schreibt Goethe: „Deinen „Pilatus“ habe ich sogar zu parodieren angefangen, ich habe Dich aber zu lieb, als daß mich's länger als eine Stunde hätte amüsieren können.“

Dieses war im Grunde nur das erste Grollen des langsam nahenden Gewitters. Erst im Jahre 1786 veröffentlichte Lavater seinen „Nathanael, oder: die ebenso gewisse als unerweis-

liche Göttlichkeit des Christentums. Für Nathanaele, das ist: für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, trugloſem Wahrheitssinne". Die vom 26. Februar 1786 datierte Zueignung dieſes Werkes war unſchwer als an Goethes Adreſſe gerichtet zu erkennen, ohne daß Lavater deſſen Namen genannt hätte. Dieſes Machwerk, dem die Stelle eines regelrechten Vorworts eingeräumt wurde, fehlte bezeichnenderweiſe in allen ſpäteren Auflagen. Lavaters ermahnende Beweisführung in beſagter Epiſtel gipfelt in der Behauptung, daß derjenige, der aus Liebe zur Wahrheit bereit iſt, auch der verſchleiertſten Wahrheit Glauben zu ſchenken, der König aller Nathanaele wäre. Wie früher in ſeinem „Pilatus", ſo jetzt in ſeinem „Nathanael" bewegt ſich Lavater „zwiſchen den beiden Polen eines zerſtörenden Sadduzäismus und des geiſtergebannten Aberglaubens unſeres Jahrhunderts, welcher zwiſchen dieſen beiden Extremen ſeine Gaukelei treibt." Das Reſultat dieſer gewagten Miſchung iſt im vorliegenden Falle buntſcheckig genug. Mitten in Ergüſſen heftiger Polemik gegen die allbekannten Anſichten Goethes hält der Verfaſſer plötzlich inne, um ſeinen ungenannten Adreſſaten als einen Nathanael, deſſen Zeit noch nicht gekommen ſei, zu bezeichnen, ſelbſt angeſichts der Tatſache, daß dieſer erhoffte Jünger bisher vergeblich beſtrebt ſei, Gott in der Natur zu ſuchen.

Trotz der unleugbar guten Abſicht Lavaters muß jeder unbefangene Leſer in dieſem öffentlichen Verfahren einen ſchweren Vertrauensbruch erblicken. Vor Jahren ſchon hatte Goethe in der Intimität des wirklichen Briefwechſels dem Freunde ſeine innerſten Gedanken und Gefühle über dieſen Gegenſtand offenherzig preisgegeben. Am 9. Auguſt 1782 hatte er an Lavater geſchrieben: „Ich bin ſtill und verſchweige, was mir Gott und die Natur offenbart, ich kehre mich um und ſehe Dich auf einmal gewaltig lehrend. . . . Lavater, der unter die Menſchen tritt, der ſich den Schriftſtellern nähert, iſt das toleranteſte, ſchonendſte Weſen. Lavater, als Lehrer einer ausſchließenden Religion, ihr mit Leib und Seele ergeben,

nenn' es, wie Du willst — Du gestehst es ja selber. Es ist nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das andere nicht oder nichts wäre, es ist die Rede vom Hinausschließen, hinaus wo die Hündlein sind, die von des Herren Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaumes, getrübtere Wellen der ewigen Ströme, Heilung und Labsal sind."

Lavaters so lang aufgesparte, nunmehr im Stile des Sittenpredigers losgelassene öffentliche Erwiderung auf diese Herzensergüsse empfand Goethe nicht bloß als einen Schlag ins Gesicht, sondern als eine Profanation. Aber Schwerwiegenderes noch ist leicht aus den überlieferten Berichten zu folgern. Sobald Lavaters Werk ihm in Italien in die Hände gekommen war, vollzog sich in dem Dichter ein bei ähnlichen Anlässen in seinem Leben häufig sich wiederholender, höchst merkwürdiger innerer Vorgang. Eine Flut starken Unwillens, welche in Goethes Seele langsam gestiegen war, schwoll jetzt grollend und drohend an, bis sie den Ausweg fand, den gewaltige Gemütsbewegungen bei ihm stets dringend erheischten, — die Erleichterung auf dem Wege der dichterischen Produktion.

In einem Konglomerat von Papieren des Goethe-Archivs, Varia conservanda betitelt, fand sich eine kurze, nur mit Mühe zu entziffernde Aufzeichnung, welche folgendermaßen lautet: „Diesen Dichtersinn, diese poetische Lüge zur Wahrheit machen kann ich nicht gut, und Du kommst mit Deiner Salbaderei an den Unrechten. Ich bin kein Nathanael, und die Nathanaele unter meinem Volke will ich selbst zum besten haben, ich will ihnen nach Bequemlichkeit oder Notdurft selbst etwas aufbinden, also pack' Dich, Sophist. Oder es gibt Stöße. Willst Du Dich aber für einen Poeten ausgeben, und als Poeten behandeln lassen, so sollst Du mir's sagen, denn Du wirst das tollste Zeug hervorbringen." Zu dieser Stelle bemerkt Erich Schmidt, der Herausgeber des achten Bandes der Briefe, daß das eigentümliche Glanzpapier, auf welchem die Worte auf-

gezeichnet sind, zum Beweise dienen kann, daß Goethe sie in Italien niederschrieb [1]).

Selbstverständlich handelt es sich hier um keinen Bestandteil eines Briefes; die Worte geben vielmehr ein Selbstgespräch des Dichters wieder und waren nie für die Öffentlichkeit bestimmt. Den enormen Abstand von den gedruckten Äußerungen des Dichters empfindet man sofort, wenn man diesen römischen Bannfluch mit einigen Versen auf Lavater vergleicht, welche Goethe während der schlesischen Reise im Jahre 1790 in sein Tagebuch eintrug:

„Lavater prägte den Stempel des Geistes auf Wahnsinn und Lüge,
Wer den Probierstein nicht hat, meint sie sei redliches Gold —
Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrog sich das Volk."

Schon hier ist alle Bitterkeit aus Goethes Seele verschwunden. Sein früherer Groll klingt nun in elegischer Erinnerung aus. Aber selbst diese „zahme" Tagebuchaufzeichnung wurde für die gedruckten Werke zu scharf gefunden, und Goethe änderte das eindeutige „Lavater" in „Schwärmer". So verschwindet Lavater aus dem Bereich von Goethes Interessen, bis der Dichter in späterer Zeit seine Gestalt noch einmal heraufbeschwor, um für das betreffende Kapitel in „Dichtung und Wahrheit" ein kühl objektives, aber doch versöhnlicheres Bild des einstigen Bundesgenossen zu entwerfen. Inzwischen war die Szene „Hexenküche" entstanden.

Ehe wir jedoch diese selbst näher ins Auge fassen, um innere Beweise für Goethes ironische Behandlung des Züricher Propheten dort zu entdecken, wird es zur Klärung der Situation beitragen, wenn wir vorerst auf den Zeitpunkt zurückgehen, wo Lavater seine Tätigkeit auch nach Mitteldeutschland ausbreitete und dort die ersten Erfolge erlebte. Man darf dabei zwei Gesichtspunkte nicht außer Acht lassen. Unter allen Zeit-

[1]) Goethes Briefe, Bd. 8, S. 415. Vgl. auch „Goethe und Lavater", Weimar 1901, S. 376, wo aber die Stelle nur unvollständig zitiert wird.

genossen war Goethe wie kein anderer in der Lage, Lavaters ganzes Tun und Treiben mit einem einzigen Blick zu umfassen. Infolgedessen und auch seiner Gewohnheit gemäß konnte er seine Waffen wählen und mit unbeirrbarem Scharfsinn den Angriffspunkt bestimmen.

Lavater hatte seine zerstreuten Aphorismen und Maximen, an denen er so reich war, allmählich in zwei Sammlungen zusammengetragen. Die eine davon ist auf der Züricher Stadtbibliothek noch vorhanden und besteht aus mehr als 100 000 alphabetisch nach Stichworten geordneten rhythmischen Sprüchen, auf losen Zetteln geschrieben. Der zweiten kleineren Sammlung wird weiter unten besonders gedacht. Es war Lavaters Brauch, bei besonderen Gelegenheiten aus diesen enormen Schatzkammern einen oder mehrere Zettel seinen Freunden einzuhändigen. Keineswegs aber sollten sie bloß zum Andenken an den hochberühmten Gottesmann dienen. Zweck der Überreichung war vielmehr, vom Standpunkte des Seelenarztes besondere geistige Zustände bei den Empfängern zu behandeln, oder uneinige Gatten gegenseitig auszusöhnen [1]), endlich auch kranke Gemüter zu heilen und hinfällige Leiber zu kurieren. Lavater durfte sich der besonderen Freundschaft der Herzogin Luise in Weimar rühmen; er verkehrte auf vertrautem Fuße mit Herzog Karl August sowohl wie mit dem Fürsten von Dessau und seiner Gemahlin, einer geborenen Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, und unterhielt allerorten Beziehungen zu einer großen Klientel in den besser situierten Bürgerfamilien. Besonders interessant für unsere Zwecke bleibt ein Besuch, den die Fürstin von Dessau im Sommer des Jahres 1783 bei Lavater in Zürich abgestattet hatte. Auf der Heimreise war die Fürstin in Begleitung ihres Gemahls

[1]) Vgl. Herzogs Realenzyklopädie f. Protest. Theol., 11, 321.

[2]) Zuweilen bleibt die Rolle, die er in diesen Fällen spielte, etwas unklar, indem sie mehr an Schelmerei als an Heiligkeit erinnert. Siehe Hedwig Waser, „Johann Kaspar Lavater", Zürich 1894, S. 55 f. und Anmerkung.

bis nach Weimar gekommen, wo das Paar sich einige Zeit aufhielt. Lavater, der das ganze Vertrauen der Fürstin gewonnen hatte, war nicht nur ihr Ratgeber in religiösen Dingen geworden, sondern trat jetzt als Friedensstifter auf, als eine gewisse Unverträglichkeit zwischen der Fürstin und ihrem Gemahl sich zeigte. Im darauffolgenden November schickte Lavater zwei Einlagen in einem Briefe an Goethe und bat letzteren, die „Billets" der Fürstin einzuhändigen, aber nicht beide auf einmal. Mit einem Anflug stolzgefälligen Selbstbewußtseins fügt der vielgeschäftige Gottesmann hinzu: „Ich sorge, so gut ich kann, für alle." Mit Rücksicht auf die fünf Jahre später entstandene „Hexenküche" verdient Goethes Antwort besondere Aufmerksamkeit: „Lieber Bruder, Dein Brief kam heute [24. November 1783] um zehn Uhr an, als die fürstlichen Reisenden schon um sieben abgefahren waren; ich konnte also Deine Pülverchen nicht selbst einrühren und nach Vorschrift eingeben, sondern mußte sie nachschicken. Ich hoffe, die Dose wird nicht zu stark sein, daß sie, auf einmal genossen, schädlich werden könnte. Sie sind mit dir über alles zufrieden. Lebe wohl und liebe mich, Du alter, erfahrener, verständiger, kluger, menschenfreundlicher, tätiger Arzt, der, wenn es die Not erfordert, es nicht für einen Raub hält, zu quacksalbe[r]n."

Daß die Bezeichnungen Quacksalber und Exorzist im damaligen Deutschland annähernd gleichbedeutende Begriffe wachriefen, ist allbekannt. Hierdurch gewinnt eine kleine Skandalgeschichte für uns ein besonderes Interesse, welche im Dezember desselben Jahres in Weimar kolportiert wurde und dazu diente, Lavaters Namen am dortigen Hofe mit beiden Ehrentiteln zu identifizieren. Der Fürstin von Dessau war von der Herzogin Luise mitgeteilt worden, daß man in Weimar erzähle, Lavater habe, anläßlich des schon erwähnten Ehezwistes, zum Nutzen der Fürstin den lächerlichen Versuch gemacht, eine alte Prophetin von den Toten zu erwecken. Die Fürstin schrieb sofort an Lavater, der darauf in einem Briefe an die Herzogin Luise, als die ostensible Quelle des Gerüchts,

sich dagegen energisch verwahrte. Auch an Goethe, der vielleicht von dem Ursprunge der Erzählung etwas mehr wußte, ließ Lavater einen fulminanten Brief ergehen. Die Herzogin stellte in wohlgeneigten, aber würdevollen Worten jede böse Absicht in Abrede. Goethes ruhig taktvolle Antwort hingegen lautet etwas enigmatisch [1]).

Wenn wir uns jetzt der „Hexenküche" im „Faust" zuwenden, so wird uns der ganze Zusammenhang von nun an immer klarer und durchsichtiger. In der Hexe personifiziert Goethe Lavater gleichsam im Unterrocke. Faust ist der Patient, der von Mephistopheles zur Prophetin und Liebestrankmischerin geleitet wird, von der er für seinen guten Freund ein Glas von ihrem „ältesten" verlangt. Die Hexe antwortet in entgegenkommender Weise:

„Gar gern! Hier hab' ich eine Flasche,
Aus der ich selbst zuweilen nasche,
Die auch nicht mehr im mind'sten stinkt;
Ich will euch gern ein Gläschen geben."

In einem a parte aber drückt sie ihre geheime Befürchtung aus:

„Doch wenn es dieser Mann unvorbereitet trinkt,
So kann er, wißt Ihr wohl, nicht eine Stunde leben."

Mephistopheles redet zu, worauf die Hexe mit seltsamen Gebärden einen Kreis zieht. „Zuletzt bringt sie ein großes Buch, stellt die Meerkatzen in den Kreis, die [als Akolyten] ihr zum Pult dienen und die Fackel halten müssen."

Man fragt unwillkürlich nach dem Zweck dieser umfangreichen Vorbereitungen, die eher dazu geeignet scheinen, eine Teufelsvertreibung einzuleiten, als durch magische Mittel einem Verjüngungstrank die nötige Potenz zu verleihen. Nichts fehlt zur Erstgenannten; Glocke, Buch und Fackel (bell, book and candle) sind alle vorhanden, gerade wie der Teufelsbanner sie braucht, und sie werden einzeln aufgeführt. Auf unsere

[1]) Vgl. „Goethe und Lavater". Weimar 1901, S. 236.

Frage gibt Lavaters schon erkannte doppelte Eigenschaft, als Exorzist und als Verfertiger von geistigen Liebesmitteln, um Ehezwistigkeiten beizulegen, die nötige Antwort.

Daß die ungeheure Komik der Situation auch Jahre nachher imstande war, unserem Dichter ein stilles Lächeln abzulocken, zeigt eine hochbedeutsame Stelle in „Dichtung und Wahrheit“ [Buch XIV]: „Merck, der von Darmstadt sogleich herüber gekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete besonders über das Zudringen der Weiblein [zu Lavater], und als einige derselben die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe. — Mit alle dem mußte er [Merck] sich so gut wie die Andern exorzisieren lassen: denn Lips, der Lavatern begleitete, zeichnete sein Profil so ausführlich und brav, wie die Bildnisse bedeutender und unbedeutender Menschen, welche dereinst in dem großen Werke der Physiognomik angehäuft werden sollten.“ In diesem „Exorzisieren“ des die Rolle des Mephistopheles spielenden Merck durch den Propheten und dessen Trabanten kann man kaum etwas anderes sehen als ein Wiederaufleben der „Hexenküche“ in Goethes Seele. Trotz der leidenschaftslosen Darstellung Lavaters in „Dichtung und Wahrheit“ besteht die Zwittergestalt Hexe-Lavater dort noch zu recht. Eine Unterhaltung Goethes mit Dietmar, 24. Juli 1786, wirft ein Schlaglicht sowohl auf das dämonische Umkehren ins Böse [Hokuspokus des Exorzisierens, 2538] wie auf den damit verbundenen „abgeschmacktesten Betrug“ (2534), über den Faust und Goethe gleichen Ekel empfinden: „Er [Lavater] ist kein großer Freund von mir. Es ist lächerlich, wie er über mich denkt. Er hat dem Versucher Christi, wie man sagt, im Kupferstiche meine Physiognomie geben lassen. Das gehört zu seinen Phantasien, die ihn oft zu übertriebenen Vorstellungen verleiten.“

Die Entwicklung, die auf den Genuß des Trankes erfolgt,

verlangt, daß wir länger bei dem zu behandelnden Gegenstande verweilen.

Die Hexe.

„Hier ist ein Lied, wenn Ihr's zuweilen singt,
So werdet Ihr besondre Wirkung spüren.

Mephistopheles.

. . . . . .
Und bald empfindest du mit innigem Ergetzen,
Wie sich Cupido regt und hin und wieder springt."

Hier muß wieder an Lavaters kleine Zettel mit rhythmischen Sprüchen und an die damit verbundene seelische Hygiene erinnert werden, um die es fortan immer mißlicher aussehen wird. Bis heute hat es kaum jemand gewagt, Lavaters Namen mit dem Begriff des Schlüpfrigen zu verbinden. Unter einem neuen Gesichtspunkte erscheint er jetzt, wenn der Herausgeber der Jubiläumsausgabe, selbstverständlich ohne Beziehung auf Lavater, das Hexenliedchen „Ein sinnliches, obszönes Lied, die Wirkung des Trunks zu steigern" nennt. Goethe geht bei vollem Bewußtsein sogar noch einen Schritt weiter, indem er in Lavaters Rezepten nur das Elixir eines Quacksalbers, kurzum lediglich einen Verjüngungs- und Liebestrank erblicken will.

Lavater selbst hatte schon durch unvorsichtige Worte und unbedachte Handlungen seine Lehren nach dieser Richtung hin mehrfach in Mißkredit gebracht. In einer Anekdote über Hottinger und die Fürstin von Dessau wird folgendes erzählt: „Lavater schenkte Hottinger, seinem abgesagtesten Gegner, ein Halstuch, das auf der Fürstin Busen geruht hatte und von ihren Tränen benetzt war, um den jungen Hottinger durch Sinnlichkeit zu fesseln" [1]). Bei seinem Lobe der idealen Lebensweise brauchte Lavater mit verzückter Emphase immer wieder das mit Redeblumen und Schnörkeln verzierte Wort „Genuß". In einem Briefe vom 28. Juni 1798 an Jung Stilling schrieb

[1]) „Goethes Gespräche", I, 144 (Aufzeichnung Böttigers vom Jahre 1794).

er: „Meine Idee bleibt — Genuß ist der letzte Zweck von allem, frohes Selbstgefühl — denn der geistigste, uneigennützigste, Gottes Ehre suchende Trieb bei jedem Genuß und Vergnügen ist am Ende doch nur wieder Genuß . . . . Selbstgenuß, Daseinsgefühl: dies ist der letzte Zweck aller Genüsse und Entbehrungen". Lavater hätte ohne Zweifel diesen Wort- und Gedankenschwall sehr zierlich auf übersinnliche Weise auslegen können. Daß aber Goethe, der sich in der „Hexenküche" ebenfalls mit dem Genußproblem beschäftigte, in solchen Ergüssen logische Unvereinbarkeit und monumentale Anmaßung erblicken mußte, steht jedenfalls außer jedem Zweifel; und gegen Prätension war Goethe mitleidlos.

Lavaters Beziehungen zu seinen Anbetern, besonders den weiblichen, würden ein besonderes Kapitel beanspruchen. Er erwähnt selbst eine Gelegenheit im Jahre 1792, in Augsburg, wo dreißig „Weibsleute" ihn um den „Bruderkuß" gebeten hatten. Es ist auch bekannt, daß die Frau von Branconi, welche Goethe als eine durch Schönheit ausgezeichnete, außerordentliche Persönlichkeit rühmte, mit Lavater im Briefwechsel stand. Ihre Briefe, welche zum Teil sehr pikanter Natur waren, blieben ein Menschenalter hindurch nach Lavaters Tode unter seinen Papieren unbeachtet. Auf die erste Kunde hin, daß diese Ergüsse durchgesehen werden sollten, verbrannten die Hüter des Lavater'schen Nachlasses die ganze Serie. Zwei der Briefe sind aber diesem Geschicke entgangen, und bei deren Lektüre lächelt man über das Zeitalter und über Lavater, wenn die teure Freundin sich also vernehmen läßt: „O toi chéri pour la vie, l'âme de mon âme . . . . . Je t'envoye quelque chose qui te fera plaisir — je sais combien j'en ai quand je reçois quelque chose de toi. — Ton mouchoir, tes cheveux sont pour moi ce que mes jarretières sont pour toi. — Toi qui sait surprendre si agréablement, toi source de tout mon amour etc.[1])."

[1]) „Goethe-Jahrbuch", XVI, 215.

Der schönen Frau wird in dem Goethe-Lavater'schen Briefwechsel häufig Erwähnung getan und Goethe entwarf in Form einer vergleichenden Tabelle eine Gegenüberstellung ihrer Eigenschaften und Vorzüge und der der Frau von Stein, in der Absicht, Lavaters physiognomische Fragmente damit zu bereichern [1]).

Im Vergleich zu Goethes lauteren Beziehungen zu Frau von Branconi war das Verhältnis Lavaters zu ihr, wenigstens auf seiner Seite, nur mit Mühe auf platonischer Basis erhalten worden. Am 30. September 1780 schrieb er an Goethe: „Denke, mein Lieber, Branconi und ich wollten einander einen Rendezvous geben, und die Unsterblichen sandten Ephod Abaddon mit flammendem Schwert zwischen uns — nur eine halbe Stunde waren wir voneinander und aus Schuld des Boten, der sich berauschte, reiste jedes wieder zurück." Wenn die in dem Briefe erwähnte Silhouette die der Marquise gewesen ist, so kam Lavater etwas spät, jedoch nicht allzu spät in die Lage einzusehen, daß die Gesichtszüge der Seelenfreundin keineswegs bloß „stille denkenden Blick, Andachts-Bedürfnis und sinkende Demut" ausdrückten. Goethes am 13. Oktober geschriebene Erwiderung ist einzig in ihrer Art: „Für die Schöne und dich ist mir's leid, daß ihr euch nicht gesehen habt. Es ist eine schöne Sache um's Sehen."

Aber seien wir Lavater gegenüber gerecht, wie auch Goethe in späterer Zeit es war, wo er in „Dichtung und Wahrheit" [Buch XIV] schreiben konnte: „Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren." Der wirkliche Tatbestand mag ungefähr folgender gewesen sein: Wo Lavaters geistige Spruchmittel, durch seine Gegenwart und Persönlichkeit mächtig verstärkt, von ihm selbst seinen schönen Beichtkindern verabreicht wurden, waren die Folgen vielfach unberechenbar. Wo sie aber die beabsichtigte moralische Wirkung verfehlten, war das Ergebnis verhängnisvoll, denn sie wirkten wie

[1]) „Goethe und Lavater", S. 46.

„Der blut'ge Unterricht, der kaum gelernt,
Zurückschlägt, zu bestrafen den Erfinder[1])."

Es muß zugegeben werden, daß Lavaters Charakter die Feuerprobe nicht gerade schlecht bestanden hat, aber die Brandmale sind doch deutlich zu sehen. Was aber die Hauptsache bleibt, seine Qualifikationen für die Rolle der Hexe in dieser Szene leuchten geradezu hervor und stempeln ihn zu einem Kandidaten ohne gleichen. Der innere Beweis davon bleibt der, daß, sobald man die Szene selbst aufschlägt, man nunmehr keine Gemeinheit, sondern nur köstlichste Angemessenheit und die leichte Hand eines unvergleichlichen literarischen Strafrichters verspürt.

Die „Hexenküche" ist jedoch keineswegs schlechthin ein unerreichtes Scherzo zu nennen. Das würde mit dem Preisgeben ihrer Vortrefflichkeit einer banalen Phrase wegen gleichbedeutend sein. Die Szene lebt ihr ureigenstes Leben für sich. Von der einen Seite betrachtet ist sie gotisch, unregelmäßig, gleichsam von dem Geiste des Shakespeare'schen Humors eingegeben. Als Ganzes aber tritt sie uns ganz plastisch, mit zürnender Miene, entgegen, eine Nemesis aus der Urmasse der deutschen Schwärmerei gemeißelt. Als komische Charakterzeichnung endlich ist sie unübertrefflich. Der Prophet der liebeentbrannten frommen Herzen, der, in Weihrauch eingehüllt und von Akolyten umgeben, seine mystischen Sprüche verteilt, wird in Goethes Händen zu einem Satanskinde, welches Faust einen Liebestrank eingibt, der ihn in den Stand setzt, „bald Helenen in jedem Weibe" zu sehen.

Ehe wir zu dem Zauberspruche selbst übergehen, wird es sich lohnen, die Begleitworte näher anzusehen. „Die Hexe mit großer Emphase fängt an, aus dem Buche zu deklamieren". Sowohl diese wie die zu Zeile 2532 „mit seltsamen Gebärden" gegebene Bühnenanweisung finden ihre Nebenerklärung in einer persönlichen Eigentümlichkeit Lavaters. Goethe schrieb

[1]) Shakespeare, „Macbeth" I, 7, 10.

an ihn [1]): „Und dann darfst du nur auf der Gasse mit einem Freunde heftig reden, die kalten Zuschauer aus den vornehmen Fenstern machen ihre Glossen drüber." „Hegner genierte sich oft, mit auf der Straße zu gehen, weil Lavater sich so lebhaft und ungezwungen bewegte und gestikulierte, und alle Vorübergehenden grüßten und nach ihm sahen." [2])

Die Hexe
(mit großer Emphase fängt an, aus dem Buche zu deklamieren):

„Du mußt verstehn!
Aus Eins mach' Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach' gleich,
So bist du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist das Hexen-Einmal-Eins."

Lavaters „Einmaleins", welches jetzt aus seinem jahrhundertlangen Versteck verstohlen herausblickt, ist der Titel der oben erwähnten zweiten Sammlung „unabweisbarer, aber universeller Aphorismen". Wohin Goethe auch ging, fand er, daß der Prophet diesen Zettelschatz seinen vornehmen Patientinnen in die Hände gespielt und ihnen von dem Gebrauch desselben „allen himmlischen Lohn" versprochen hatte, wovon sie, „sehr erbaut" waren. Im September 1784 suchte Goethe Frau von Branconi auf ihrem Gute auf [3]) und fand sie im

[1]) „Goethe Jahrbuch", XXVIII, 208.

[2]) Hedwig Waser, „Joh. Kaspar Lavater". Zürich 1894, S. 65 Anm.

[3]) Vgl. Adolf Schöll, „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens", Berlin 1882, S. 199: „Die bezaubernde Marquise Branconi, die „einen Geist, ein Leben, einen Opfermut" hatte, daß „kein Vogel, unverletzt die Flügel, vorbeistrich, auch die schnellste Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt", brachte dem Dichter ihre schöne Gegenwart, schrieb

zeitweiligen Besitze des Schatzes. Der gute Matthäi, der nach ihrer Trennung von dem Herzog von Braunschweig ein Mitglied des Haushalts dieser schönen Frau und Erzieher des Sohnes geworden war, schrieb im Monate Oktober an Lavater, daß sie alle, Goethe mit eingeschlossen, große Freude an der Sammlung gehabt hätten. Er fügt auf eine uns sehr bedeutsame Weise hinzu: „Goethe hat eine Karte geändert und nach seiner Art definiert“ [1]).

Lavaters „Einmaleins“ besitzt in Goethes Szene so zu sagen ein unbestreitbares Bürgerrecht. Die Stufen, auf denen dieses wunderliche Produkt zu solch teuer erkaufter Auszeichnung gelangte, sollen jetzt nachgewiesen werden. Von diesem Werke hatte Lavater schon im Jahre 1784 mit affektierter Bescheidenheit, aber tatsächlicher Großsprecherei folgendes vorausgesagt: „Von dem noch zu sehr embryonischen Einmaleins der Menschheit, oder Organon zur Erkenntnis der Wahrheit — darf ich hier noch nichts sagen, hoffe aber einst sagen zu dürfen: „Verkauft einige andere meiner Schriften, um das Mark und den Kern von allen, und den Geist meines Geistes und Herzens zu kaufen“ [2]). Seine Briefe darüber an Goethe waren noch anmaßender. Er erwähnt eine Familie von Schwestern in Eßlingen, sämtlich Muster von richtigem Gefühl, Nachdenken, innerer Erleuchtung, Seelenadel, Tugend, guter Lebensführung, Unschuld, Religion, heiliger Freude, und welche, um all diesem die Krone aufzusetzen, entzückt waren, mit seinem „Einmaleins der Menschheit“ gespeist zu werden. Einen Monat später, im Oktober 1782, schreibt er: „Wenn du, mein Lieber, mein Einmaleins

---

ihm „lieblich, wie man sein kann“, und empfing auf ihrem Schloß Langenstein seine kurzen Besuche, wo er im September 1783 schreibt, er habe von der schönen Frau, die nicht gewußt, woran sie mit ihm war, viel zu erzählen.“

[1]) „Goethe Jahrbuch“, XVI, 217.

[2]) „Ausgewählte Schriften“, I, Zürich 1841, S. 11.

[3]) „Goethe und Lavater“, S. 221.

hast, dann kann unser Toleranzbund geschlossen werden. Ich lege all mein Wesen, und doch nichts darein, was nicht ist — wie Einmal — Eins . . . . wenn nur „die heiligen Wächter" wollen, daß ich's vollende." Wäre Lavater in bezug auf Lebenskunst nicht der kurzsichtigste der Menschen gewesen, so hätte er ahnen müssen, welch unversöhnlichen Groll er mit diesem Toleranzvorschlag erweckte. Mit seinem Zettelkasten voll Plattheiten bewaffnet, ruft er einen Goethe in die Schranken, schlägt auf seinen Pappdeckeln eine Schamade und fordert die iracunda fulmina heraus, indem er von dem noch gelassenen Zeus Waffenstillstand und Machtverteilung im Reiche der Geister verlangt. Eine wo möglich noch dreistere Herausforderung findet sich in Lavaters Brief vom 10. Dezember 1783 an Goethe: „Wie du im Jus Breviarium hieltest, so ich im 1 × 1. Zur Seite gehen Messias und Pilatus — ein sonderbar Trio" [1]). Lavater will hier sagen: „So wie Du, der junge Straßburger Doktor Goethe, neben dem Corpus juris zu Repetitionszwecken Deinen Auszug des Rechts, Dein Breviarium bei Dir behieltest, so und nicht anders habe ich, Johann Kaspar Lavater, in meinem „Einmaleins" die Quintessenz des Wahren wieder hervorgebracht, während zu beiden Seiten mein „Messias" und mein „Pilatus" marschieren, welche da sind die Erfüllung des jüdischen Gesetzes, und die Majestät des römischen Rechts, welches über dem jüdischen zu Gerichte saß."

Dieses Buch, „Einmaleins der Menschheit", hat wechselvolle Schicksalsfälle erlebt. In Goedekes „Grundriß" wird es nicht einmal erwähnt. Lavater scheint es überhaupt in Deutschland und der Schweiz nie in Druck gegeben zu haben. Statt dessen schickte er das gesichtete Material an seinen ehemaligen Mitbürger und Freund, den Maler Heinrich Füßli in London. Dieser, dem englischen Publikum als Henry Fuseli bekannt und von ihm hochgeschätzt, übersetzte es im Jahre 1789. Es erschien im selben Jahre in einem Duodezband unter dem Titel: Aphorisms on Man. From the original German Manuscript

[1]) „Goethe und Lavater", S. 235.

of John Caspar Lavater, Citizen of Zuric (sic)[2]). Schon im Jahre darauf kamen die ersten amerikanischen Neudrucke zum Vorschein. Im selben Jahre gelangte das kleine Werk zu einer vierten Auflage in Boston, wo es bei J. Thomas und E. T. Andrews unter Fausts Standbild [Ironie des Schicksals!] zu haben war. Die fünfte Auflage erschien in Newburyport im Jahre 1793. Auch in deutsch-pennsylvanischen Gegenden, z. B. in Lancaster, erschienen zerstreute Neudrucke. Füßli scheint sehr richtig empfunden zu haben, daß es mit der Ursprünglichkeit und Gedankentiefe der Sprüche nicht zum besten bestellt war. In seinem Vorwort steht folgende Entschuldigung zu lesen: „The book will be found to contain what gives their value to maxims, — verdicts of wisdom on the reports of experience. If some are truisms, let it be remembered that Solomon and Hippocrates wrote truisms: if some are not new, they are recommended by an air of novelty."[2])

Wenn Lavater nichts weiter als dieser mittelmäßige Schriftsteller gewesen wäre, so hätte Goethe den Mann samt seinen „pragmatischen Maximen" wohl niemals in seinem „Faust" an den Pranger gestellt. Aber Lavater, der deutsche Prophet, war für Goethe weder eine quantité negligeable noch war es so leicht, mit ihm Kirschen zu essen. Nicht nur besaß Lavater einen starken Anhang unter dem gebildeten Mittelstand in Süddeutschland und der Schweiz, sondern er hatte neuerdings eine gefährliche Gabe entwickelt, auch die Geister vieler Vornehmen und Einflußreichen in Mittel- und Norddeutschland zu verwirren[3]). Dabei war er sowohl intolerant wie voller Prätension geworden, beides Eigenschaften,

[1]) Die englische Version ist ganz in Prosa verfaßt.

[2]) Vgl. John Knowles, „Life and Times of Henry Fuseli", Vol. I, 1831, p. 159.

[3]) „Hohe und Niedere, gekrönte Häupter und arme Handwerker bublten um seine Gunst. Besonders seine erste Reise nach dem Norden (nach Bremen) glich einem Triumpfzuge." „Johann Kaspar Lavater. Über ihn und seine Schriften." Leipzig 1808, S. 23 f.

„Als dem 75jährigen Hegner Lavaters Briefe wieder in die Hände

welche Goethe bis in die innerste Seele verhaßt waren. Daß Lavater endlich nicht davor zurückscheute, die erhabensten christlichen Mysterien in das Spiel seiner ungeregelten Phantasie herabzuziehen, hat Goethe wohl dem Mystagogen, hingegen dem Propheten und Volksmanne niemals verzeihen können. Was aber bei dieser Frage ungemein schwer wiegt, ist, daß Lavaters ätherische Gedanken stets eine starke Beimischung des Sinnlichen zeigten, wenn „his castigated pulse", um Robert Burns' Ausdruck zu gebrauchen, „gave now and then a wallop".

Diese Betrachtungen führen vielleicht zum wahren Verständnis der Stelle in der „Hexenküche", die unmittelbar auf die Deklamation der Hexe folgt.

Faust.
„Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

Mephistopheles.
Das ist noch lange nicht vorüber,
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narrn befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

2559: „Meir Freund, die Kunst ist alt und neu" könnte jetzt füglich mit etwas betontem Artikel gelesen werden.

fielen, schrieb er in sein Tagebuch: „Unsinnige Verirrungen der Wundersucht. Sie schaden dem Glauben mehr, als der Weltsinn Goethes. An mir selbst erfahren." Hedwig Waser, „Johann Kaspar Lavater". Zürich 1894. S. 44.

Derselbe Hegner (a. a. O. S. 50) preist sich glücklich, von der Angst befreit zu sein, daß er am Ende auch werden könnte, „wie die andern Einmaleinsköpfe".

„Kunst" deckt sich, in diesem Zusammenhang, der Bedeutung nach, ungefähr mit „geistige Gewandtheit", „Geschicklichkeit".

In den unmittelbar darauf folgenden Versen werden Lavaters lächerliche Ansprüche auf ernst zu nehmende wissenschaftliche Kenntnisse und Fertigkeiten mit vernichtender Ironie abgetan. Dem nunmehr gereiften Goethe, wie er sich während des Aufenthalts in Italien uns zeigt, konnten Lavaters „Pilatus", sein „Nathanael" und selbst die späteren Entwicklungsformen seiner physiognomischen Studien nur als Afterphilosophie gelten, die sich in die Ausdrücke erhabener Weisheit zu kleiden verstand.

Die Hexe (fährt fort):

„Die hohe Kraft
Der Wissenschaft,
Der ganzen Welt verborgen!
Und wer nicht denkt,
Dem wird sie geschenkt,
Er hat sie ohne Sorgen.

Faust:

Was sagt sie uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.

Mephistopheles:

Genug, genug, o treffliche Sibylle!"

Der gegenwärtige Aufsatz bezweckt lediglich die Ermittlung und im gehörigen Zusammenhange durchgeführte Darstellung der „Hexenküche" als literarisches Produkt. Der Reiz einer neuen Theorie hält zuweilen von weitergehenden Einzeluntersuchungen ab, bis man sich das Material aufs neue zurechtgelegt und ausgeglichen hat. Durch nachträgliche Ergänzungsarbeiten wird es hoffentlich möglich sein, einiges herauszugreifen und in helleres Licht zu ziehen. Unterdessen mögen hier am Schlusse ein paar Beispiele dazu dienen, das fesselnde Interesse des Gegenstandes auch für weite Kreise zu betonen.

Die Jubiläumsausgabe kommentiert Zeile 2555, „Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch", und läßt nicht nur Mephistopheles, sondern auch Goethe die Bibel als ganzes verspotten. Des Dichters häufig äußerst scharfer Kritik einzelner Bibellehren unbeschadet, möchte man dennoch in diesem Falle ein milderes Urteil walten lassen. Es muß zwar ohne weiteres zugegeben werden, daß im Munde des Erzspötters „die alte Kunst" (2559) sich auf die Lehre im Neuen Testament bezieht; hier aber ist in erster Linie von „der neuen Kunst" die Rede, und diese sowohl wie „das ganze Buch" kann mit gutem Recht auch auf Lavaters „Einmaleins" bezogen werden. Unter diesen Umständen kann die Stelle wohl kaum dazu benutzt werden, Goethe in Bausch und Bogen als Bibelverächter hinzustellen, denn das hieße ihn ohne Not zum advocatus diaboli machen.

Die folgenden Verse in unserer Szene tragen ebenfalls dazu bei, Goethe von derselben ihm so häufig gemachten Beschuldigung zu entlasten:

„Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren."

Es liegt jetzt so nahe, die Worte von Seiten Goethes in erster Linie auf Lavaters Machwerk zu beziehen, daß jede weitere, aus dieser Szene geschöpfte Anklage billigerweise verstummen müßte.

Dieselbe Art Schlußfolgerung kann jetzt angewendet werden, um jeder allzu starken Betonung der Anspielung auf die Dreieinigkeit [1]) (2560—2562) die Spitze abzubrechen. Der Dichter richtet sich vornehmlich gegen das verwegene mystische Spiel mit Zahlen, in welchem sich Lavater und seine Hintermänner zu ergehen pflegten, so oft sie von den Geheimnissen der christlichen Lehre schrieben und sprachen. Es ist bekannt genug, daß die italienische Reise, der Zeit nach, mit Goethes

[1]) Vgl. Minor, I, 334—336.

ausgesprochenster Opposition gegen das Treiben der Dunkelmänner Lavater'scher Richtung zu Hause, wie gegen die Art des Christentums, die er in Rom sah, zusammenfällt [1]). Trotzdem aber kann die in der ewigen Stadt verfaßte „Hexenküche", ungleich den ebenfalls im Keime in Italien entstandenen Römischen Elegien und Venetianischen Epigrammen, von dieser Seite her kein eigentliches „Buch des Unmuts" genannt werden. In unserer Szene richtet sich die gewaltsame Entladung eines langsam gewachsenen bitteren Grolls keineswegs gegen die geoffenbarte Religion als solche, sondern gegen marktschreierische Glaubensboten und schwülstige Schwätzer.

Das Frauenbild, welches Faust in dem Zauberspiegel schaut, ist in einem anderen Teile dieser Studien zum Gegenstande besonderer Betrachtungen gemacht worden. Folgende Punkte aber gehören hierher und passen in den Rahmen des soeben Gesagten. Als der hingerissene Faust in die Worte ausbricht (2437—2440):

„Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich in diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln sehn?
So etwas findet sich auf Erden?"

antwortet Mephistopheles darauf (2441—2444):

„Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt,
Und selbst am Ende Bravo sagt,
Da muß es was Gescheites werden.
Für diesmal sieh' dich immer satt."

Die gelegentlich wieder auftauchende Meinung, daß Mephistopheles' „teuflische Willkür" [2]) zeigt, indem er das Weib als die Krone der Schöpfung gelten läßt, ist sehr befremdend. Dieses hieße m. E. „Old Iniquity" in seiner augenblicklichen

[1]) „Dem Ruß der Hexen zu entgehen,
Muß unser Wimpel südwärts wehen;
Doch dort bequeme dich zu wohnen
Bei Pfaffen und bei Skorpionen.
Paralipomena 50, 121.

[2]) Vgl. Minor, I, 333.

Laune zu ernst nehmen. Keiner hat bis jetzt Robert Burns teuflischer Willkür geziehen, der doch sang:

„His prentice han' he tried on man,
And then he made the lassies, O."

Wir sahen oben, daß Mephistopheles, der in der „Hexenküche" die führende Rolle übernimmt, sich dem Tone, den der Dichter diesem Teile der Szene aufgedrückt hat, durchweg anbequemt und mit dem Milieu selber modern geworden ist. Daß er von der Hexe „Junker Satan" betitelt wird, hat seinen besonderen Grund, der uns sogleich beschäftigen soll. In Wirklichkeit ist von seinem Satanismus nur der Schalk übriggeblieben, allerdings mit einem düsteren Anstrich dämonischen Schwadronierens.

Das Unvermögen der Hexe, „Junker Satan" im roten Wamms und mit der Hahnenfeder geschmückt zu erkennen, wird erst dann verständlich, wenn man die Lehren Lavaters näher prüft. In einem Zeitalter, wo von Seiten der herrschenden rationalistischen Anschauung ein persönlicher Teufel kaum mehr geduldet wurde [1]), hatte Lavater es sich sehr angelegen sein lassen, den Bösen in alle seine früheren Rechte einzusetzen. Unter seinen Schriften befindet sich auch eine Abhandlung über „das Elend der Verdammten" [2]). „Die Göttlichkeit der heiligen Schrift und das Dasein des Satans und sein furchtbares mitwirkendes Reich leugnen, ist ihm einerlei" [3]). Er vergegenwärtigt sich die Hölle und ihre Strafen mit ebenso düsterer Phantasie wie der Eddadichter. Er ist nordisch [4]),

---

[1]) Vgl. „Faust" 6791 (Baccalaureus): „Wenn ich nicht will, so darf kein Teufel sein."

[2]) „Ausgewählte Schriften", hrsg. von Orelli, 5. Teil, Zürich, 1842, S. 240—244.

[3]) Vgl. „Johann Kaspar Lavater. Über ihn und seine Schriften." Leipzig 1801, S. 24.

[4]) „Wie man nach Norden weiter kommt,
Da nehmen Ruß und Hexen zu." Paralipomenon 33.
Auch in unserer Szene fährt die Hexe durch den (rußigen) Schornstein herunter.

trotz seiner sonstigen Weichherzigkeit höllengreuellüstern, abergläubisch germanisch. Ein Junker Voland, wie ihn Lavater sich ausmalt, gehörte in das Theatrum diabolorum. Darauf bauend, schuf unser Dichter die ergötzlichste Situation. Er zeigt uns die Hexe erstaunt und bestürzt, sobald sie in Mephistopheles, der ohne das Rabenpaar, ohne Hörner, Schweif und Klauen erscheint, ihr „nordisches Phantom“ wiedererkennen soll. Inwieweit die folgende, fast unglaubliche Entwicklung sich auf Lavaters Erweckung des Sinnlichen zu heiligen Zwecken bei seinen frommen Beichtkindern bezieht, muß unentschieden bleiben. Erst als Mephistopheles eine unanständige Gebärde macht, erkennt die Hexe „das Wappen“ ihres satanischen Kavaliers wieder.

Die Hexe (lacht unmäßig):
„Ha! Ha! Das ist in eurer Art!
Ihr seid ein Schelm, wie ihr nur immer wart!

Mephistopheles (zu Faust):
Mein Freund, das lerne wohl verstehn!
Das ist die Art mit Hexen umzugehn.“

Neuerdings hat man eine sehr lustige Faustfrage einer ernsten Diskussion gewürdigt. Da Goethe niemals daran gedacht hätte, sich den Zaubertrank als unwirksam vorzustellen, so sei jetzt zu untersuchen, warum die Hexe, die davon „selbst zuweilen nascht“, in ihrer Person keine Verjüngung verspürt. Nach langer Erörterung werden wir belehrt, daß der Hexentrank nur bei Männern wirken kann, während er „das alte Weib nur innerlich frisch erhält“! Diese wunderliche Beweisführung hat aber ihre ernste Seite, denn sie zeigt, auf wie buchstäbliche, um nicht zu sagen kanonische Weise die „Hexenküche“ in der Regel bis auf den heutigen Tag behandelt worden ist. Der Übergang zu der in diesem Aufsatz vertretenen Ansicht ist in der Tat ein großer, aber es steht zu hoffen, daß im vorliegenden Falle unsere Hexe, selbst in ihrer Zwittergestalt, den prüfenden Fausterklärer unschwer von ihrem Rechte überzeugt hätte, vermittelst des Liebestrankes „auf achtzig Jahr sich zu verjüngen“. Zu solch

solennem Prüfungsakt hätten die Studenten in „Auerbachs Keller" nötigenfalls wohlqualifizierte Beisitzer abgegeben, die da sangen:

„Wir wollen einen Papst erwählen.
Ihr wißt, welch eine Qualität
Den Ausschlag gibt, den Mann erhöht."

Diese frei waltende Ironie, die bei Goethe in gewissen Stimmungen eine ebenso charakteristische Erscheinung bildet wie bei Shakespeare, gibt auch für die ganze „Hexenküche" den herrschenden Ton ab. Aber die in diesem unerreichten Meisterstücke behandelten Gegenstände haben wir bis jetzt nur zum Teil kennen gelernt. Die Privatabrechnung mit Lavater konnte bei Goethe im Grunde nur ein nebensächliches Moment darstellen, ein Intermezzo voll tiefsten Sinnes, mit der eigentlichen Haupthandlung unlöslich zusammengeflochten. Sie bedeutete für Goethes inneres Leben wie für die Psyche eines dem Humanitätsideal schwärmerisch huldigenden Zeitalters eine innere Erlösung und den Anfang eines unendlichen Fortschreitens auf neuer Bahn. In Lavater und seinen Helfershelfern erblickte der Dichter, auch ohne die Vermittlung eines Typs, etwas Universelles, dem er ein stärkeres Individuell-Universelles, aus seinem eigenen Selbst geschöpft, siegreich entgegenstellte.

Trotzalledem konnte Goethe hier nicht stehen bleiben. Die „Hexenküche", welche bisher für eine geradlinige Komposition gehalten wurde, die lediglich die Verjüngung Fausts bezwecken sollte, zerfällt bei näherer Betrachtung in zwei nebeneinander laufende Teile. Die eine Hälfte besteht, wie wir gesehen haben, aus einem höchst subjektiv gehaltenen Schriftstück, voll drängender, den Gegner blitzartig durchbohrender Scherze, in welchem lang verhaltener Groll sich durch ein unerhörtes literarisches Strafgericht besänftigt und der Geist sich durch innerliches Überwinden einer überlebten Richtung befreit. In der anderen, eng verwandten Hälfte dagegen wird der Ton strenger, unwilliger, strafender, und die Ironie erhebt sich an dem Gegen-

ſtande ſelbſt, bis ſie faſt allen perſönlichen Charakter abſtreift und im Bunde mit dem vorgeahnten Verhängnis ſelbſt erſcheint. Der Dichter nimmt ſich zwar noch Zeit, literariſche Erzfeinde nach Art der Xenien abzukonterfeien, aber nur als Beſtandteile eines größeren Ganzen. Die damit verbundenen Intereſſen ſind ſehr umfaſſender Natur, obwohl ſie wie bei allem, was Goethe unternahm, sub specie poeseos angeſchaut werden. Gewiſſe Erſcheinungen im Staatsleben, welche den inneren Verfall eines Regierungsſyſtems einleiten und erklären, werden geſtreift und auf Augenblicke hell beleuchtet. Über allem aber ſcheint jene Nemeſis zu thronen, welche berüchtigte Schwärmer, oft ſamt ihren Opfern, früh oder ſpät ereilt, ſeien ſie Züricher Propheten oder Günſtlinge der Erdengötter.

Die Hexenküche.

II. Die politische Arena. Rosenkreuzer und Aufklärer.

Als literarisches Produkt bleibt die Hexenküche, den Intentionen des Dichters gemäß, in einem magischen Halbdunkel. Hinter diesem aus schillernden Lichteffekten duftig gewobenen Schleier sind jedoch die Umrisse eines klar gezeichneten, grandiosen Abbildes der Zeit mit einiger Deutlichkeit zu erkennen. Wenn man aber bei Goethe überhaupt von einem Augenblicksbilde sprechen darf, so überwiegt immer und überall die symbolische Bedeutung, wie in dem biographischen Schema zu „Dichtung und Wahrheit" geschrieben steht: (1775) „Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild. Die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen."

Um mittels eines Hebels die träge Masse dieses in Gestalt literarischer Tradition, inhaltvollen Kommentaren usw. die Szene schier erdrückenden Stoffes zu bewegen, möchte man zuallererst zu den verwandten Szenen „Walpurgisnacht" und „Intermezzo" greifen. Es ist allerdings oft behauptet worden, daß die Anspielung im Fragment (2589 f):

„Und kann ich dir 'was zu Gefallen tun,
So darfst du mir's nur auf Walpurgis sagen,"

nichts für eine schon im Jahre 1790 geplante „Walpurgisnacht" beweise. Aber Sinn und inneren Zusammenhang müssen die Worte doch haben. In erster Linie sind sie als eine Anspielung auf die Unzucht aufzufassen, welche, der Sage nach, die Teufel in der Walpurgisnacht mit den Hexen treiben. Vermittelst dieses wird auf die wirksamste Weise das „Lied" als Gegenleistung eingeführt. Letzteres soll Fausts nunmehr erwachtem sinnlichen Trieb eine Richtung geben, welche, über die im ganzen ihn veredelnde Gretchentragödie hinaus, in dem

Tanze mit der jungen Hexe (4128—4182) fast bis zum erniedrigendsten Triumph gemeinen sinnlichen Genusses führt. Was aber für die Handlung viel wichtiger ist, so läßt die Anspielung die Tür für die in der „Walpurgisnacht" anscheinend geplante Wiedereinführung der Hexe als Chorführerin der dort gegeißelten gefährlichen Feinde in Literatur und Gesellschaft offen. Die vollen Intentionen des Dichters können allerdings hier wie anderwärts nur zum Teil erraten werden. Soviel aber steht fest, Goethe nimmt in der „Walpurgisnacht" die in der „Hexenküche" fallen gelassenen Fäden der literarischen Satire wieder in die Hand und spinnt um das dort verfertigte Bild mit meisterhafter Kunst die köstlichste und wirksamste Arabeske, wozu er, außer zahlreichen neuen Figuren, die alte Gestalt der „Hexe aus der Küche" samt ihren Katzengeistern gebraucht. Auf dieses Treiben müssen wir kurz eingehen, um den gewünschten Standpunkt für das weitere Studium der „Hexenküche" zu gewinnen.

Mit Hinweis auf die vorhergehende Faust-Studie möchte ich die Identifikation der „Hexe aus der Küche" (Paralipomenon 31) mit Lavater, soweit dieselbe nämlich mit den literarischen Plänkeleien zu tun hat, ohne weiteres für bewiesen annehmen. Ob nun beides mit der alten Baubo (3962) zusammenfällt, kann nach Lage der Dinge nicht überzeugend nachgewiesen werden, aber einige Gründe sprechen dafür. Die Worte

„So Ehre dem, wem Ehre gebührt,
Frau Baubo vor! und angeführt!"

stimmen mit den Eigenschaften und der bevorzugten Stellung der Hexe in der früheren Szene gut überein. Überdies kannte Goethe diese antike Gestalt nicht nur als Typus des unzüchtigen alten Weibes, sondern auch höchst wahrscheinlich durch Hamann und Herder als die geschwätzige Vettel in dem Kampfe der „Schnellgläubigkeit" gegen die Berliner Aufklärung. „Bis auf das Formenspiel einer alten Baubo mit sich selbst, inaudita spe solaminis" schrieb Hamann in seiner „Metakritik", und

diese Charakteristik paßt ausgezeichnet auf Lavater und auf Goethes Stellung zu ihm in diesem erbitterten Streit [1]).

Wenn nun angenommen werden darf, daß der „Walpurgisnachtstraum", obgleich um einige Grad milder gehalten, wie es einem Scherzo ziemt, doch im ganzen genommen dieselbe Richtung in der literarischen Kritik verfolgt wie die „Walpurgisnacht" selbst, so zieht der Kranich (4323) sofort unsere Aufmerksamkeit auf sich. Goethe erzählte Eckermann, 17. Februar 1829: „Lavaters Gang war der eines Kranichs, weshalb er auf dem Blocksberg als Kranich vorkommt." Vom Vers 4270 bis Vers 4330 ist überhaupt eine gewisse Steigerung bemerkbar. Zuerst wird (4271—4274) Stolberg, darauf Flaxman [2]), Campe (?), Reichardt (?) und Hennings (4307—4318 mit zwei Variationen) abgetan, und erst dann fertigt der Dichter die Hauptgegner, Nicolai (4319—4322) und Lavater (4323—4326) ab, worauf er als Weltkind („Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten") seine veränderte Stellung zu dem früheren Freunde kommentiert:

„Ja für die Frommen, glaubet mir,
Ist alles ein Vehikel;
Sie bilden auf dem Blocksberg hier
Gar manches Konventikel."

[1]) Vgl. das Material für Goethes Kenntnis der Baubo, bei Düntzer, Vierteljahrsschrift f. Lit.-Gesch. II, 295 ff., und Düntzer, „Goethes Faust erläutert", 5. Aufl., S. 187.

[2]) Gegen die hier versuchte Identifikation mit dem englischen Künstler John Flaxman läßt sich wohl nichts einwenden. Flaxmans streng sittliche Erhabenheit des Stils, bei mangelnder Naturwahrheit, verschaffte ihm den Eintritt in die Gesellschaft auf dem Blocksberg. Kurz nach Goethe, ging er (1787) nach Italien, wo er sieben Jahre verweilte, aber nach wie vor an seiner skizzenhaften Manier festhielt. In einer am 18. April 1815 mit von Müller und Meyer gehabten Unterhaltung urteilte Goethe über die Zeichnungen der Prinzeß Julie, wie folgt: „Die Stufe der Flaxmanischen Umrisse hat sie schon glücklich überschritten .... Auf dem Bilde hat sie zwar à la Flaxman die mitleren Räume ganz leer gelassen, aber man sieht deutlich, daß sie nur verschmähte, etwas minder Bedeutendes hinzuzufügen, und wohl richtig ahnen mochte, was eigentlich noch hingehöre."

Die Verse über den Kranich,

„In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen;
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen,“

verlangen zu ihrem vollen Verständnis im Zusammenhange mit Goethes 17. Februar 1829 getaner Äußerung an Eckermann gelesen zu werden: „Lavater war ein herzlich guter Mann, allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen, und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache, er belog sich und andere. Es kam zwischen mir und ihm deshalb zum völligen Bruche.“ Aber noch ein anderes liegt in der Mitteilung an Eckermann, und dieses Etwas vermag uns, bei richtigem Gebrauch, auf eine neue Wertschätzung des großen Strafgerichts in der „Hexenküche“ zu führen. Die Unterhaltung vom 17. Februar 1829 beginnt: „Viel über den „Großkophta“ gesprochen. Lavater“, sagte Goethe, „glaubte an Cagliostro und dessen Wunder. Als man ihn als einen Betrüger entlarvt hatte, behauptete Lavater, dies sei ein anderer Cagliostro, der Wundertäter Cagliostro sei eine heilige Person.“

Der Brief Goethes an Lavater, 22. Juni 1781, der Bericht in „Dichtung und Wahrheit“, Buch VII, über den Ursprung der „Mitschuldigen“, die Bemerkungen in den „Tag- und Jahresheften“ 1789 über die Halsbandgeschichte und zuletzt, am Schlusse des dritten Buches von „Dichtung und Wahrheit“, die nachträgliche Vorahnung über Lavater und Basedow: „ich glaubte vorauszusehen, daß beide sich genötigt finden könnten, das Obere dem Unteren aufzuopfern, d. h. geistige, ja geistliche Mittel zu irdischem Zwecke zu gebrauchen“, — an diese allbekannten Dokumente sei an dieser Stelle nur erinnert. Ein wichtiger Unterschied zwischen Goethes Verfahren als Dichter und seinen biographischen Eintragungen über „die unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgründe“, in welche die „unterhöhlte Gesellschaft“ stürzen könnte, beziehungsweise schon gestürzt war, ist hier zu konstatieren. Vor der Katastrophe, ja

schon geraume Zeit vor dem Halsbandprozeß, mußte Goethe „mit Verdruß ansehen, daß Betrogene, Halbbetrogene und Betrüger diesen Menschen (Cagliostro) und seine Possenspiele jahrelang verehrten, sich durch Gemeinschaft mit ihm über andere erhoben fühlten und von der Höhe ihres gläubigen Dünkels den gesunden Menschenverstand bedauerten, wo nicht geringschätzten". Nach dem Ausbruch der französischen Revolution ließ Goethe, z. B. in der „Natürlichen Tochter", die falschen Propheten und jede epidemisch auftretende Krankheitserscheinung der Geister fahren und beschäftigte sich mit den entfesselten Naturkräften, mit dem großen Phänomen selbst. Aber in den betreffenden Partien von „Dichtung und Wahrheit" zeigt Goethe, als Historiograph seines Selbst, immer noch dasselbe grüblerische, ahnende Interesse an gewissen dämonischen Persönlichkeiten, die in sein Leben eingegriffen und in seinem Sinne mit diesen Weltereignissen symbolisch verknüpft waren. Dasselbe gilt von der „Walpurgisnacht" und dem „Intermezzo" im Faust und bezeichnet zugleich ihren intimen, halb biographischen Charakter. Ganz besonders in dem „Walpurgisnachtstraum", diesem Nachstück in Goethes Manier, war jede persönliche Bitterkeit schon verschwunden, während das persönliche Interesse ungeschwächt fortdauerte. Endlich kam Goethe am Schluß seines Lebens auf Lavaters Schwärmerei für Cagliostro zurück und versicherte Eckermann, daß dieser Charakterdefekt die Schuld trage an dem Bruch mit dem alten Freunde.

Das Fortbestehen dieses Gefühls des Verdrusses durch Goethes langes Leben deutet auf eine tiefliegende Empfindung seinerseits für die Gefahr, welche der Gesellschaft von einem solchen Treiben drohte. Hierin stand er, wenigstens für die erste Zeit, nicht ganz allein. Schon in den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, auf welche es für die Betrachtung der „Hexenküche" ankommt, wurde diese konstante Ansicht Goethes von einem anderen einsamen Denker, der aber zugleich ein großer Rufer im Streit war, geteilt. Im Jahre 1786 schrieb Mirabeau:

„Was den Grafen Cagliostro anbetrifft, so kommt es mir vor, als ob Ihr, meine lieben Landsleute, in wenigen Monaten, fast möchte man sagen, in wenigen Tagen, die beiden eben erwähnten Perioden durchlebt hättet. Als ich Paris verließ, war dieser Mann ein Schelm, ein Betrüger, ein Gauner, der wegen seiner „Entdeckungen“ über den Stein der Weisen, über die Mittel, das Leben des Menschen zu verlängern oder gar ewig dauern zu lassen, über seine Versuche, eine Panacee zu bereiten und die Toten zu erwecken, es verdient hätte, auf dreihundert Jahre und einen Tag auf die Galeeren geschickt zu werden. Schon heute aber scheint das große Publikum sich seiner annehmen oder ihn wenigstens entschuldigen zu wollen. Er sei ein außerordentlicher Mann, ein Wohltäter der Menschheit, ein Philosoph, ein Weltweiser, der sich anschicke, das schreckliche Drama von Sokrates zum zweiten Male aufzuführen, indem er den Giftbecher leere. Tausend Stimmen erheben sich aller Orten, und aus dem wüsten Geschrei hört man wenigstens diese Worte heraus: „Was hat er getan? Was hat seine Frau getan? Was haben sie getan?“

Der heutige Leser meint wohl, daß Mirabeau, wie später Carlyle, über den „interessanten Fall“ der Halsbandgeschichte sich des Breiten auslassen wollte. Aber weit gefehlt! Mirabeau witterte eine wirkliche Gefahr. Der ganze Betrug am französischen Hofe galt ihm bloß als Symptom, und Cagliostro war ihm nichts weiter als der letzte Betrüger. Wenn also der große Publizist, der sich aus der ganzen „Jesuitenriecherei“ so gut wie gar nichts machte, der, wenn er der Sache der Duldsamkeit das Wort redet, dem heutigen Leser aus dem Herzen zu sprechen scheint, hinter Cagliostro und seinem Treiben ein für die Wohlfahrt sowohl Frankreichs wie Deutschlands gefahrdrohendes Gespenst erblickte, so deutet das auf einen festen Glauben seinerseits, daß von diesseits des Rheines noch finsterere Mächte im Anzuge seien. Und in der Tat behauptet Mirabeau (S. 32), daß von den Tagen von Albertus Magnus und Paracelsus bis auf Swedenborg die größten Okkultisten Produkte

des Nordens gewesen seien. Gegen den Vorwurf deutscher Schriftsteller wegen der französischen Abstammung Mesmers nimmt er sein Vaterland in Schutz, indem er erklärt, daß der sogenannte „docteur de la lune", der berüchtigte Weißleder, der in den Jahren 1780—1781 in Berlin die verwegensten Kuren unternahm und in allerlei Umtriebe verwickelt wurde, der im Grunde gefährlichere Charakter sei. Aber alle diese dii minorum gentium erscheinen Mirabeau nichtig, mit dem einen Großen verglichen, dem seine kleine Schrift in Wirklichkeit gilt. Der Titel derselben lautet: „Lettre du Comte de Mirabeau sur M. M. de Cagliostro et Lavater." à Berlin, 1786, pp. 48.

Von dem deutschen Propheten und Wundermann hebt er (S. 24 f.) folgendermaßen an:

„Dieser Lavater, ein unter dem Schnee des Nordens Geborener, der jeder ekstatischen Aufwallung des Südens fähig ist, ein aus Erziehung und Unwissenheit, aus Aberglauben und Gottlosigkeit, Geist und Tollheit zusammengesetzter Frömmler sowohl als Magier, Höfling und Rigorist, Wollüstling und Mystiker, Intrigant und stiller Gelehrter zugleich, dieser Lavater, schon mit sechsunddreißig Jahren Verfasser von achtzig Bänden, ist vielleicht eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten dieses Zeitalters. Durch ganz Europa sind seine aus Poesie und Prosa gemischten, hier und da Merkmale von Genie zeigenden vier enormen Bände über die Physiognomik verbreitet, aber erst durch die fünf Bände über Pontius Pilatus [1]) hat er sich die Verehrung, fast könnte man sagen, die Vergötterung der Dilettanten des Mystizismus und des sinnlosen apokalyptischen Geschwätzes erobert. Dieser Mann hat es vermocht, unter den Hochgestellten in einem großen Teile von Deutschland eine Begeisterung zu entfachen, welche an einen Kultus grenzt. So ungeheuer ist die Gewalt einer ungezügelten Phantasie! Glänzende Narrheit dieser Art, die zugleich halb methodischer Wahnsinn ist, vermag, wenn sie sich auf Gegen-

[1]) Vgl. oben S. 63 f.

stände wirft, welche nur durch die Einbildungskraft zu erfassen sind, die wunderlichsten Früchte zu zeitigen. Wo diese Bedingungen erfüllt sind, wird es sich stets um einen Verrückten handeln, welchen Boerhave als einen Nervenkranken behandeln würde, der aber unter den Augen aller Stände des Volkes sich als Übermensch, ja als Gottmensch entpuppt!“

Wenn diese Charakteristik Zug für Zug mit Goethes Ansicht über Lavater übereinstimmt, so ist das im folgenden bis ins kleinste Detail der Fall:

„Man darf, wie mir scheint, Lavaters Ehrlichkeit um so weniger in Frage stellen, weil der Fall selten eintritt, daß einer, der nicht damit angefangen hat, sich selbst zu täuschen, es fertig gebracht hat, andere lange Zeit hindurch schwer zu betrügen. Demgemäß müßte Lavater, welchem wenige Männer und keine einzige der Frauen, die ihm einmal in den Weg kamen, jemals entgangen sind, von Hause aus ein ehrlicher Mann sein. Zwei Eigenschaften nur sind es, die ihn zu Streichen verführt haben, welche in den Augen sowohl der Moral wie der Vernunft verwerflich sind, — seine maßlose Eitelkeit und der brennende Ehrgeiz, zum Haupte einer Sekte zu werden. Aber bei ihm schließen solche Umtriebe die Ehrlichkeit nicht aus. Er glaubt aufrichtig an die wunderlichen Träume und Fabeln, welche er unermüdlich deutet und predigt.“

Mirabeau hatte in seiner Einleitung die für seine Zeit sehr merkwürdige, ganz moderne Behauptung aufgestellt, daß die zwei Elemente, die es vor allen anderen aufzuklären gelte, das Volk und die Souveräne seien. Die Philosophen wüßten, woran sie sich halten sollten, die Gelehrten möchten lieber grundgelehrt als unterrichtet sein, die Schöngeister wollten lieber glänzen als sich belehren lassen oder gar sich nützlich machen; es blieben nur das eigentliche Volk und die Großen übrig, und für diese existierten keine Unterrichtsquellen. Wenn man sich nun fragt, was Mirabeau eigentlich von Lavater fürchtete, so geben die späteren Teile der kleinen Schrift darüber hinlänglich Aufschluß. Er fürchtete eine Ära der Unduldsam-

keit für die deutschen Höfe und mithin für das deutsche Volk, mit Abenteurern und Marktschreiern an führender Stelle, und wo der Aberglaube, der Fanatismus, Träume, tolle Ausgeburten der Phantasie die treibenden Kräfte darstellen. Von der Höhe unseres heutigen Standpunktes haben wir es leicht, über dergleichen zu lächeln, aber wir sollten nicht vergessen, daß die folgenden Worte drei Jahre vor dem Ausbruche der französischen Revolution von einem der Hauptbeteiligten und Hauptleidenden derselben niedergeschrieben wurden, und wir dürfen gewiß sein, daß sein feuriger Redefluß in demjenigen Deutschen, der unter seinen Landsleuten die kommenden Gefahren auch für sein Vaterland am klarsten voraussah, in Goethe ein lautes Echo fand:

„Dort steht der Mann, der selber an die Wundertäter glaubt und diesen Glauben in anderen großzieht, der sie sucht, unterhält, empfiehlt, ausposaunt! Und dieser Mann übt in seinem Vaterlande [Schweiz] und fern von demselben in Stadt und Land, in [geheimen] Gesellschaften und an den Höfen eine Macht aus, wie sie weder Sokrates noch Plato je besaß. Ich habe Briefe von ihm gelesen, in welchen er Souveräne mein Lieber, mein sehr Lieber tituliert. Ich habe gesehen, wie diese Souveräne ihm antworteten, ihn bewunderten, ihm gehorchten, ihm tributpflichtig wurden! Ich habe seine Anhänger ihn wie einen Gott auf Erden verehren sehen! Ich habe andere Männer in ängstlichem Zweifel gesehen, was sie für ein Urteil über ihn bilden sollten! Ich habe Philosophen sich über seinen stets wachsenden Einfluß entsetzen sehen und sich die bange Frage vorlegen, was daraus werden könne..... Wenn Lavater also unter allen Klassen der Bürger, unter den jungen Frauen und alten Betschwestern, unter Prinzen und Handwerkern, im Palast und in der Hütte gläubige Bewunderer in schier unendlicher Zahl besitzt, wenn seine Rundschreiben, seine Hirtenbriefe, seine Sendlinge und Jünger, seine Parteigänger und Freunde es fertig bringen, sämtliche Stände, alle Länder, jede Glaubensgemeinde mit einem philosophisch-

kabbalistischen Christentum anzustecken, welches sodann in Fanatismus und Unduldsamkeit ausartet, wenn jeder, der an dergleichen Dinge nicht glaubt, an gewissen Höfen Deutschlands kaum mehr geduldet wird, wenn er wie ein unsittlicher Atheist verdammt wird .... so verdienen diese unerhörten Überspanntheiten die Verachtung aller Freunde des Friedens und der Wahrheit. Gott verhüte aber, daß die Obrigkeit sich einmische! Gas kleinste Gran Verfolgung, und Lavater würde gleich zu einem Gotte und seine Anhänger zu Propheten werden; möchten die Weisen aber ihre Stimme erheben und ihre Waffen der Vernunft und des Spottes von einem Ende Europas zum andern blitzen lassen!“

Hier wäre wohl folgende Frage am Platze: Wenn dieser zugleich leidenschaftliche und wohlgezielte Redeerguß Goethe in Italien in die Hände kam, und wenn dieser, aufgeregt, wie er über den Fall Cagliostro schon war [1]), in den ersten Monaten des Jahres 1788, wo er das Strafgericht über Lavater schon plante [2]), Mirabeaus unlängst erschienene Schrift las, was

[1]) Vgl. Tag- und Jahreshefte, 1789: „In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon (von der Halsbandgeschichte) zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution schon längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerksamkeit, bemühte mich in Sizilien um Nachrichten von Cagliostro und seiner Familie und verwandelte zuletzt nach gewohnter Weise, um alle Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereignis unter dem Titel, „Der Groß-Cophta“ in eine Oper, wozu der Gegenstand vielleicht besser als zu einem Schauspiel getaugt hätte.“ Nach der oben vertretenen Ansicht, würde diese später umgearbeitete Oper als Goethes erster Versuch zu gelten haben, sich von einer ähnlichen Last zu befreien, wie nachher in der Hexenküche. In dem einen Falle waren es Cagliostro, die Halsbandgeschichte und die geheimen Verbindungen, in dem anderen Lavater und die Berliner Umtriebe, sowohl in Politik und Gesellschaft wie in der Literatur, welche den Brennpunkt des Interesses bildeten.

[2]) Vgl. oben S. 66 ff.

könnte uns hindern, zu glauben, daß der Dichter sich dadurch in seiner Absicht bestärkt fühlte, aus eigenem Antrieb in seiner „Hexenküche" das für sich selbst und für die Nachwelt zu leisten, was Mirabeau mit der donnernden Stimme des Volkstribuns gleich vor dem Forum Europas verhandelte? [1])

Mit einigem Staunen konnten wir im bisherigen bemerken, daß der französische Publizist bei weitem mehr um die Zustände in Deutschland als in Paris besorgt zu sein schien. Unter den deutschen Höfen war es ferner keineswegs Wien, sondern immer wieder Berlin, von dem er das Heil erwartete, für welches er aber zugleich am meisten fürchtete. Vor der Hand versuchte er sich darüber zu trösten, weil „l'homme supérieur", der Große Friedrich, immer noch dort die Zügel in der Hand hielt und „das Flitterwerk der menschlichen Narrheit meist zu verachten weiß". Einige Erscheinungen beunruhigten ihn aber wieder im höchsten Grade dort (S. 48), und wer den Inhalt seines zunächst zu besprechenden späteren Werkes bedenkt, entdeckt schon in der Schrift über Lavater vielfache Hinweise auf bevorstehende Ereignisse in der preußischen Hauptstadt. Am deutlichsten ist dies im folgenden Passus der Fall (S. 43 f.):

[1]) Wem es, unbeirrt von den Parteirufen des Augenblicks, um die dauernden Interessen der deutschen Literaturgeschichte zu tun ist, den muß es mit Verwunderung erfüllen, daß so viele Stimmen laut geworden sind, welche diese Dinge zu verdrehen oder zu vertuschen suchten. Der Umstand, daß eine Brandschrift („Sur la secte des illuminés, 1788) Illuminaten und Illuminés unterschiedlos vermengte und hinter jeder deutschen Hecke gefahrdrohende Gespenster erblickte, hat solchen Parteigängern von jeher zum abschreckenden Beispiel gedient. Eine fast unglaubliche Probe solcher Kampfesart lieferte Max Rieger („Klinger in seiner Reife dargestellt", SS. 240—244), wo Klinger wegen seiner Abneigung gegen die „armen Illuminaten" von dem eigenen Biographen geschulmeistert wurde. Wenn Mirabeau und Goethe wegen törichter Gespensterfurcht auf politischem und sozialem Gebiete von solchen Angriffen im ganzen verschont geblieben sind, so ist wohl die Ursache darin zu suchen, daß man sich nicht recht an sie heranwagte. Allein, satte literarische Apostel des „internationalen Fortschritts" haben oft genug Goethes wohlerwogene Ansichten über diese Dinge bedauert oder — gemildert.

„Möchte mir die Kraft innewohnen, der Vernunft und der Eigenliebe derjenigen Prinzen zu Hilfe zu eilen, welche von Lavater und anderen betrügerischen oder betrogenen Adepten umgarnt worden sind! Möchte ich sie schützen können vor den beschämenden Ausschweifungen und groben Verblendungen, durch welche sie betört worden sind! Ach! was können sie durch diesen beklagenswerten Leichtsinn, durch diese erbärmliche Schwäche gewinnen? Höchstens den Verlust der edlen Zeit, die ihnen wertvoller als anderen Sterblichen ist, die Leere der vergeblichen Reue und das Einbüßen ihres persönlichen Ansehens." Daß dieses auf Berlin geht, wird keiner in Frage stellen, der Mirabeaus „Geheime Geschichte des Hofes von Berlin" kennt. Der ganze letzte Teil der kleinen Schrift, von Seite 43 an, könnte überhaupt fast als Zitat aus dem größeren Werke gelten. Dieses gibt aber auch mit Bezug auf Goethes „Hexenküche" zu denken. Heutzutage beziehen wir jedes beunruhigende Symptom aus den achtziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts im öffentlichen Leben Europas sofort instinktiv auf die französische Revolution. Im besonderen ist mir kein einziger Fall bekannt, wo ein Faustklärer für die betreffenden Stellen der „Hexenküche" eine andere Provenienz gesucht hätte. Wer zwingt uns aber, zu glauben, daß Goethe, der doch in der Hexenküche zugestandenermaßen die literarischen Zustände zu Hause in Deutschland satirisch beleuchtete, für die Schäden im öffentlichen Leben zu Beispielen jenseits des Rheines greifen mußte?

Für die Entscheidung dieser Frage ist es ebensowenig nötig, eine Untersuchung über Mirabeaus Glaubwürdigkeit mit Bezug auf Lavaters Charakter wie über den Grad des Einflusses des französischen Demagogen auf Goethe anzustellen. Auch wenn letzterer Mirabeaus Schrift über Lavater nie gesehen hätte, würde die dort gegebene Darstellung für die Beurteilung der „Hexenküche" kaum an Wert verlieren. Die Hauptsache bleibt, daß *wir* erfahren, daß man in den Jahren 1786–87 auf dem großen Welttheater die Berliner Verhältnisse von diesem Ge-

sichtswinkel aus unter die Lupe nahm, und nicht daß Goethe es damals schon erfuhr: denn Goethe war wie kein zweiter imstande, seine eigenen Beobachtungen anzustellen, und wir werden später sehen, daß er schon seit einiger Zeit mit gespanntester Aufmerksamkeit und wachsender Sorge die Zustände in Berlin geprüft hatte. Anderseits aber wäre es ein Wunder, wenn Goethe das Schriftchen Mirabeaus nicht zu Gesicht bekommen und nicht mit einer gewissen Genugtuung auch aus dieser Quelle die volle Bestätigung seiner eigenen Ansicht über das Gemeingefährliche in Lavaters öffentlichem Auftreten erhalten hätte. Ein ähnliches gilt, wenn die Frage aufgeworfen wird, ob Mirabeau Lavater hart und ungerecht beurteilt habe. An jesuitische Umtriebe seitens des Propheten hat er wenigstens nicht recht glauben wollen, und was die Beurteilung der Verhältnisse in Berlin anbetrifft, so scheint Mirabeau in seiner Verurteilung Lavaters kaum weiter gegangen zu sein als Goethe selbst. Fanatiker von diesem Schlage sind von jeher für die Ausschreitungen ihrer Jünger verantwortlich gemacht worden, besonders wenn solche sich des Staatsruders bemächtigten. Nicht ohne Absicht mag es daher gewesen sein, daß Goethe im folgenden, oben[1]) schon einmal in anderem Zusammenhange zitierten Epigramme Lavater als symbolisches Urbild für derartige Übergriffe hinstellte:

„Lavater prägte den Stempel des Geists auf Wahnsinn und Lüge,
Wer den Probierstein nicht hat, meint, sie sei redliches Gold —
Fürsten prägen so oft auf kaum versilbertes Kupfer
Ihr bedeutendes Bild; lange betrog sich das Volk."

Um nun beides, Mirabeaus Hinweis auf Berlin, wie den höchst wahrscheinlichen Zusammenhang dieser Umtriebe mit der Darstellung in Goethes Hexenküche zu beleuchten, sei zuerst aus Mirabeaus diplomatischem Bericht vom 28. November 1786 nach Paris zitiert:

„Vorgestern fragte der König bei seinem Lottospiel, „wo

[1]) Vgl. oben S. 67.

ist Graf Mirabeau? Es ist eine Ewigkeit, seit ich ihn sah.“ „Das ist nichts Überraschendes“, sagte ein Mitglied seines Haushaltes; „er bringt seine Zeit in der Gesellschaft von Biester und Nicolai bei Struensee zu.“ Nun müssen Sie wissen, daß Biester und Nicolai zwei deutsche Gelehrte sind, die viel gegen Lavater und die Mystiker geschrieben haben, daß sie aber nicht nur niemals zu Struensee gehen, sondern ihn, so viel ich weiß, nicht einmal kennen. Die ganze Absicht war, den König glauben zu machen, ich sei den Mystikern feind.“

Der Brief Reichardts vom 6. November 1786 an Lavater wirft ein Schlaglicht auf obige Stelle, wie überhaupt auf die ganze Situation in der preußischen Hauptstadt:

„Unser jetztiger braver, herzguter König ist in allem, was Religion und Publizität über Religionssachen betrifft, ganz das Gegenteil von dem vorigen. Er äußert sich darüber frei und öffentlich wie ein braver Mann, und du kannst dir denken, wie die egoistischen, politisch-ökonomischen Geistesaufklärer zittern und beben, daß ihr Reich zu Ende geht. Riefst du jetzt von der Seite Hilfe herbei, würden die Hunde freilich, vielleicht schon gleich auf den ersten Schreck, schweigen, d. h. öffentlich schweigen. Wie unendlich nachteiliger wäre dir jetzt aber nicht in solcher Lage ihr Schweigen, als es dir all ihr Bellen sein kann. Philosophie und gesunde Vernunft schweigen dann, in ihrem Sinne, vor dem mit dem Schwert bewaffneten Aberglauben. Um Gottes Willen also von d e r Drohung jetzt kein Wort. Aber das sage ihnen: nennte Nicolai nicht seinen Mann, so würdest du länger nicht einen deiner in Berlin lebenden Freunde zurückhalten, ihn, der die Bekanntwerdung seines Namens wie eine Todsünde scheute, nicht nur zu nennen, sondern ihn ganz, wie und wer er ist, der Welt öffentlich darzustellen [1]). Und ich

[1]) Vgl. Alfred Stern, „Mirabeau und Lavater“. Deutsche Rundschau 118, S. 440: „Lavater hatte in einem vom 14. Oktober 1786 datierten, für seine Freunde als Manuskript gedruckten Blatte Nicolai gedroht, falls sein Angeber sich nicht im Laufe des Jahres nennen werde, sich an „ein gehöriges berlinisches Departement“ wenden zu wollen, um den „leicht-

stehe dir dafür, Leuchsenrings Treiben soll wenigstens in Deutschland ein Ende haben, und du sollst ihn dir auf zeitlebens vom Halse geschafft haben. Und damit gut! Und nun noch einige Antwort. Des Homburgers Schrift kenne ich noch nicht. Mirabeau ist von unserem Könige sehr verachtet, er sieht ihn nie. Den Tag nach Antritt seiner Regierung überreichte der Esel ihm eine Schrift, l'art de regner betitelt. Der König lächelte und sagte: „nun werd' ich's ja noch lernen". Er fängt's in allem vortrefflich an. Gott geb' ihm Mut und Stärke und Dauer so auszudauern, und sein Volk wird weit glücklicher durch ihn sein, als es wenigstens die letzte Zeit unter seinem Vorfahren war."

Der von Goethe im „Walpurgisnachtstraum" (4295 bis 4302) gegeißelte doppelzüngige Schmeichler ist höchst wahrscheinlich dieser selbe Reichardt. In diesem Falle würden wir ihn also dort in nächster Nähe des Kranichs (Lavaters) erblicken. Wenn auch der Bruch Goethes mit dem Kapellmeister Reichardt erst 1797 in den Xenien zutage kam, so deutet doch manches darauf hin, daß der Dichter ihn schon längst wegen seines unaufrichtigen Charakters verachtete.

Zwei Tatsachen, die sich auch sonst beweisen lassen, sind ohne weiteres aus dem Briefe Reichardts zu folgern. Von den

---

gläubigen Herausgeber solcher Personal-Schmähungen" zum Beweise oder zum Widerruf oder zur Angabe des Namens seines Hintermannes zu zwingen." Zum Überfluß hatte Lavater, in seinem 27. September datierten Briefe an Goethe, letzterem die ganze Sache vorgetragen und seinen plötzlich gefaßten Entschluß, zu handeln, kundgegeben. „Denk', itzt schlag' ich Nicolais Unfug mit seinem Blatte zu Boden, das mir abgenötigt ward — wegen des armseligen Jesuitismus — Leuchsenring hat sich hart gegen mich betragen — Ich habe Punktum Finale mit Ihm gemacht — bis Er peccavi anstimmt." Dieses Schreiben bezeichnet den eigentlichen Schluß des Briefwechsels zwischen Goethe und Lavater, denn die beiden letzten Briefe Lavaters aus dem Jahre 1792 sind lediglich geschäftlichen Inhalts. Was Goethe seinerseits, fortan bis zu den viel späteren Vorarbeiten an Dichtung und Wahrheit zu Lavater und über Lavater zu sagen hatte, fand seinen Ausdruck in der „Hexenküche" und im „Intermezzo".

Aufklärern und „Freunden der Vernunft“ in Berlin wurde Lavater mit Recht oder Unrecht als das Oberhaupt der Hierarchie des Mystizismus am preußischen Hofe angesehen; Lavater selbst glaubte sich, kaum drei Monate nach dem Regierungswechsel in Berlin, schon stark genug, dort, in Gestalt einer persönlichen Ehrenrettung, in Wirklichkeit einen energischen Vorstoß gegen die feindliche Partei vornehmen zu können. Sowohl die Frage, ob das Manöver von dem Züricher Propheten oder von seinen Hintermännern inspiriert wurde, wie auch die weitere Frage, ob es Lavater vor der Hand nur um die falsche Anklage des Jesuitismus zu tun war, bleibt uns ziemlich gleichgültig. Es handelt sich hier nicht in erster Linie um den „herzlich guten Mann“ Lavater, sondern um höchst verwerfliche Einflüsse auf die preußische Staatsverwaltung, für welche er von seinen Feinden wenigstens indirekt in vollem Maße verantwortlich gemacht wurde. „Du glaubst zu schieben, und du wirst geschoben.“

An dieser Stelle empfiehlt es sich, drei Epigramme Goethes über Lavater niedriger zu hängen, um sie dem Beschauer näher zu bringen:

Der Prophet[1]).

„Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.“

Das Amalgama[2]).

„Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.“

Venetianische Epigramme. Paralipomenon[3]).

„Ein Schwärmer bist du, aber ein redlicher? Nein.“

Fast wörtlich übereinstimmend klingt die freilich aus dem Munde eines Feindes kommende Volksstimme aus Bremen:

---

[1]) Bezeichnet L... in dem Konvolut Goethischer Konzepte. Vgl. Werke V², S. 304.

[2]) Von Erich Schmidt und Bernhard Suphan, „Xenien 1796“. Weimar 1893, auf Lavater bezogen.

[3]) Vgl. Werke Bd. V², S. 375.

„Lavater ist ein Schwärmer, sagt fast jeder vernünftige Mann [1]). Das Jahr 1786 war in der Tat in mehr wie einer Hinsicht für Lavaters guten Ruf verhängnisvoll geworden. Was Goethe vorausgesehen hatte, daß L. sich nämlich genötigt finden könnte, das Obere dem Unteren aufzuopfern, trat schon ein. Das Gebiet seines geistlichen Einflusses in Norddeutschland erweiterte sich in diesem Jahre mit verblüffender Geschwindigkeit. Die Hirtenbriefe, die geistlichen Reime, Abwehrschreiben [2]) aller Art wurden mit rastlosem Eifer in der Züricher Fabrik verfertigt und nach dem Norden expediert. Seine beiden Hauptaxiome, „daß es keinen Unterschied zwischen einem Nichtchristen und einem Atheisten gebe", und „daß Gott dem Menschen ebenso erkennbar, spürbar, so genießbar werden muß, als es immer ein sichtbarer Mensch sein kann", gelangten erst jetzt zu vollster Verbreitung [3]). Mit dem Prädikat „Nathanael", vermittelst welches er in demselben Jahre den letzten Versuch machte, Goethe, „den auserwählten Edlen", einzufangen [4]), schien er schon jetzt nicht eben sparsam umzugehen [5]). Die im

---

[1]) Vgl. Lappenbergs „Apologie des Herrn Joh. Casp. Lavaters usw." 1787, S. 52.

[2]) Vgl. „Rechenschaft an meine Freunde". 1786. Zunächst an den Professor Meiners in Göttingen geschickt.

[3]) Vgl. Mirabeau, „Lettre sur M. M. de Cagliostro et Lavater", 1786, S. 30 f.

Vgl. Goethe, „Dichtung und Wahrheit", Werke 28, 259: „Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: Entweder Christ oder Atheist."

Vgl. „Goethe und Lavater", Weimar 1901, Brief Nr. 14.

Wie „starr und verstockt" die Anhänger Lavaters bezüglich dieses Punktes bis in die neueste Zeit geblieben sind, kann man bei Friedr. Wilh. Bodemann: „Joh. Casp. Lavater. Sein Leben, Lehren und Wirken dargestellt", 2. Aufl., Gotha 1877, S. 245 f., des weiteren nachlesen.

[4]) Vgl. oben S. 64 f.

[5]) Schon in einem am 1. September 1784 abgeschickten Briefe nach Bremen hatte er seinen dortigen Jünger, Pastor Stolz, „diesen unver-

Monat Juni 1786 unternommene Reise nach Bremen glich einer neuen Hedschra nach dem „europäischen Paradies Bremen in dem niedersächsischen Kanaan, wo Milch und Honig fleußt". Gegen die tumultuarischen Szenen bei seinem Empfange dort wurden von der gegnerischen Partei viele Proteste erhoben und Spottlieder über ihn wurden laut. Unter all dem Wust von Klagen und Gegenklagen zitiere ich mit einigem Widerstreben folgendes, weil darin Tatsachen erwähnt werden, die der Verfasser der Schmähschrift schwerlich alle erfunden haben kann. Im übrigen aber muß man sagen, daß der Geist vieler dieser im Dunkeln wühlenden Angriffe ein Lavaters ganz unwürdiger ist:

„Finden Sie es nun so lächerlich, wenn Leute zur Ehre der Religion, der Wahrheit und Menschenvernunft gegen Schwärmerei und Aberglauben ihre Stimme erheben? Und wo muß dies nötiger sein als in Ihrer Gegend, wo — glaubwürdige Männer versichern es — Lavatern von protestantischen Damen in ihren Häusern Altäre und Kapellen gebaut werden, — wo man vor seinem Bildnis kniet und betet .... wo in Buchläden eifrig nach Fausts Höllenzwang von Landleuten gefragt wird — wo Bauern den Buchhändlern (fragen Sie den Buchhändler Forster) hundert Taler für das abscheuliche Buch bieten, wo in geschlossenen Gesellschaften von Landleuten Jakob Böhmens Schriften gelesen werden — wo das Gift der Geisterseherei und Beschwörung schon so weit sich eingefressen hat, daß es unter den Schiffs- und Bootsknechten verbrüderte Gesellschaften und Banden von Geistersehern und Beschwörern gibt — wo der Glaube an die Wunder des Magnetismus so groß ist, daß man behauptet, die Desorgani-

---

gleichlichen Nathanael" genannt. Der Verfasser von Lappenbergs „Apologie", S. 103, bezeichnet den ganzen Brief als eine „Lob-, Stand- und Leichenrede oder Parentation, die Herr Lavater seinem Freunde bei sebendigem Leibe hält." Es ist bekannt, daß Lavater den Versuch machte, seinen intimsten Züricher Anhänger und Freund als Pfarrer in Bremen anzubringen, der aber bei der Wahl durchfiel.

sierten [1]) wären von nun an von allen Krankheiten sicher, nur der Tod könne ihnen schaden."

Lavater verließ Bremen am 6. Juli 1786. Am 17. August starb Friedrich der Große, und das Interesse der ganzen gebildeten Welt wandte sich sofort nach Berlin. Die dortigen Umtriebe, welche auf die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. folgten, verlangen auch unsere volle Aufmerksamkeit. Lavater selbst verschwindet auf einige Zeit unseren Blicken in dem blendenden Lichte des Thrones, aber gewisse verwandte Naturen, die zugleich viel materieller und grobkörniger waren als der Züricher Prophet, treten um so stärker hervor; und ebenso wie der Teufel der Herrgottsaffe genannt wird, dürfen wir, mit Goethes „Hexenküche" im Sinn, diese unheilwirkenden Genien mit einer gewissen Berechtigung Lavaters Meerkatzen nennen.

Dasjenige, was ich als Berliner Umtriebe bezeichnet habe, läßt sich in zweierlei zerlegen, in wirtschaftlich-ökonomische Mißgriffe, die von den Emporkömmlingen am Hofe ausgingen und dazu beitrugen, die Wohlfahrt des Staates zu hemmen, und anderseits in den direkten Versuch, durch Religionsedikte dem Rationalismus zu steuern. Auf diesem letzten Felde waren es aber besonders die Begleitumstände und die dahinter gewitterten Motive, welche die öffentliche Meinung in hohem Maße aufbrachten. Die Urheber dieser Maßregeln waren von vornherein verdächtig, und es besteht kein Zweifel darüber, daß sie mit der Leichtgläubigkeit des Königs ein frivoles Spiel getrieben haben. Für den kürzlich von Wöllner in Berlin gegründeten Orden der Rosenkreuzer, sowohl wie für Wöllner selbst, war es ein Ereignis von weittragender Bedeutung, daß der damalige Kronprinz am 8. August 1781 unter

[1]) Auf den Magnetismus in diesem Zusammenhange kommen wir später zurück. „Les désorganisés" war ein technischer Ausdruck der französischen Mesmerianer. Mirabeau treibt seinen Witz mit dem Worte, hinsichtlich des bekannten Experimentes von Lavater an seiner eigenen Frau.

dem Ordensnamen „Ormesus" in die Verbindung eintrat. Die beiden Verbündeten, der geschickte Leiter selbst und der eigentliche Adept in diesen Dingen, der Flügeladjutant von Bischoffwerder, brachten es dann fertig, den jungen König auf der schiefen Ebene der Ordensbestrebungen weiter zu führen. Der Verfasser der Geheimen Briefe [1]) behauptete, Bischoffwerder sei von jeher nicht nur ein eifriger Rosenkreuzer, sondern auch ein Busenfreund des berüchtigten Schröpfer gewesen. Lavaters Leichtgläubigkeit demselben Charlatan gegenüber, der die Toten erwecken zu können vorgab, hatte Mirabeau noch eine Waffe in die Hand gegeben, deren er sich auch schonungslos bediente [2]). Daß Lavater selbst sich stets geweigert hatte, Mitglied irgend welcher geheimen Gesellschaft zu werden, konnte unter diesen Umständen seinen Ruf nicht retten. Wenn man nun bedenkt, daß die Rosenkreuzer in den Mitgliedern ihrers höchsten (neunten) Grades eine Weisheit so groß wie die von Moses verehrten, daß diese erhabenen Oberen, die den bündigsten Gehorsam von sämtlichen übrigen Mitgliedern verlangten und erhielten, sich mit mystischer Bibelauslegung, mit Geisterbannen, sogar mit der Deutung der Staatspolitik auf Grund biblischer Belege [3]) zu beschäftigen hatten, so denkt man unwillkürlich an Lavaters Ausspruch, daß der wahre Christ durch Gebet imstande sei, den natürlichen Lauf der Dinge in der Welt zu ändern. Es ist nicht anzunehmen, daß die Günstlinge und Leiter des Königs sich in der Regel mit so hohen Dingen abgaben; vielmehr fanden sie ihre Rechnung darin,

[1]) Vgl. „Geheime Briefe über die preußische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms des Zweyten". Utrecht 1787, S. 4.

[2]) Vgl. „Lettre sur M. M. de Cagliostro et Lavater", S. 29.

[3]) Ein selbsternannter Apologet dieser Nachtseite der Herrschaft Friedrich Wilhelms II. lieferte in unseren Tagen ein ergötzliches Beispiel solcher Deutelei und Beweisführung in seinem Kapitel „Geisterbeschwörung". Vgl. F. R. Paulig, „Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, sein Privatleben und seine Regierung im Lichte neuerer Forschungen." 2. Aufl. Frankfurt a. d. Oder 1896, S. 298—307.

ihren königlichen Herrn am Gängelband zu führen, um sich dadurch zu der Stellung nächster Ratgeber der Krone aufzuschwingen und zugleich ihren persönlichen Interessen zu dienen. Mit der fast unglaublichen Situation, welche Heinrich von Treitschke [1]) mit epigrammatischer Kürze zusammenfaßt, müssen wir uns also abfinden: „der Nachfolger Friedrichs bestaunte andachtsvoll die Geistererscheinungen im Zauberspiegel des Obersten Bischoffwerder". Etwas umständlicher berichtet der Verfasser der Vertrauten Briefe [2]): „Man hat den König in die Verbindung der Rosenkreuzer gezogen, von welcher Bischoffwerder die Seele ist. Der Minister Woellner, ein ehemaliger ordinärer Kammerrat des Prinzen Heinrich, dem man das geistliche Departement anvertraut hat, ist mit in diesem Bunde; er hat einige geistliche Räte an sich gezogen, und nun unterhalten sie den König mit Visionen. Im Gefolge dieser Rosenkreuzer werden manche Reformen vor sich gehen."

Was Mirabeau schon bei der Überreichung seiner Schrift [3]) vorgesehen hatte, trat mit unheimlicher Geschwindigkeit ein. Anstatt ihm aber Schritt für Schritt in seinen nach Paris geschickten Berichten über die Auflösung der alten Staatsverfassung zu folgen, wird es genügen, eine von ihm in der Schrift empfohlene Maßregel hervorzuheben, die für die Beurteilung der „Hexenküche" von besonderer Wichtigkeit ist. Mit allen Hilfsmitteln seiner Beredsamkeit versuchte er den König zu bereden, die Lotterie in Preußen abzuschaffen. „Ich rede, Ew. Majestät, von der Lotterie. Selbst wenn die Einrichtung Ihnen den Reichtum einer Welt einbrächte, wäre sie eben darum nur um so fürchterlicher und abscheulicher. Wie die

[1]) Vgl. „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert". I. Teil. Leipzig 1879, S. 106.

[2]) Vgl. „Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." Amsterdam und Cölln, 1807—09, 6 Bde. Bd. I, S. 52 u. 57.

[3]) Vgl. „Lettre remise à Frédéric Guillaume Roi regnant de Prusse le jour de son avénement au trône". Berlin 1787.

Sachen aber stehen, stürzt sie, gegen einen armseligen Gewinn von hunderttausend Talern, gerade den fleißigsten Teil von Ew. Majestät Untertanen in das ganze Elend der Armut und des Lasters.“ Schon nach zehn Tagen, am 26. August, glaubte Mirabeau seinen Zweck erreicht zu haben und beglückwünschte sich, „wenigstens so viel zur Wohlfahrt des Landes beigetragen zu haben“. Er fügt die charakteristische Bemerkung hinzu: „Aber der König hat die letzte Ziehung zugegeben und darin hat er unrecht getan. Vielleicht war das aber bloß ein Gerücht.“ Am 2. Dezember schreibt er: „Der preußische König sollte nicht die Zeit finden können, täglich ein langweiliges Konzert oder ein noch trägeres Lottospiel zu veranstalten, besonders wo die Welt die Nichtigkeiten, wenn nicht Schlimmeres kennt, welche seine Vormittage ausfüllen.“ Unter dem Datum vom 8. Januar 1787 wird eine Unterhaltung aufgezeichnet, laut welcher der König Mirabeau erklärt haben soll, daß er, gewisser Verpflichtungen wegen, noch nicht imstande sei, die Lotterie abzuschaffen. Mirabeaus Antwort und der Schluß der Unterredung sind für beide Teile sehr charakteristisch. „Die Vereinbarungen bleiben unverletzt, wenn beide Parteien entschädigt werden oder eine entsprechende Vergütung erhalten. Da die unumschränkte Gewalt so oft zu bösen Zwecken verwandt worden ist, wäre sie gewiß einmal imstande, Gutes zu wirken.“ „Ei, ei! Sie haben sich also mit der absoluten Gewalt etwas ausgesöhnt.“ „Ach, Ew. Majestät, wer könnte umhin, sich damit auszusöhnen, wo Ein Kopf vierhunderttausend Arme hat?“

Nach vorstehender ausführlicher Auseinandersetzung über die Zustände in Berlin sind wir endlich dahin gelangt, wo die direkte Anwendung auf Goethes „Faust“ versucht werden kann. In sämtlichen Faustkommentaren ist das Lotto in der „Hexenküche“ als etwas Nebensächliches, wenn nicht geradezu übergangen, so doch nur nebenbei gestreift worden. Weshalb wir z. B. glauben sollen, daß das italienische Lotto „Goethen gewiß vorschwebte“, ist nicht ersichtlich. Die Heranziehung der Stelle

im „Römischen Carneval" war nur ein Notbehelf und wird hier nochmals nur ihrer außerordentlichen Verbreitung wegen erwähnt [1]). Das „ins Lotto setzen" steht in der „Hexenküche" im innigsten Zusammenhange mit der Stelle 2384—2401, wo das Thema der Armut variiert wird. Der satirischen Absicht des Dichters gemäß, läßt er nicht den Notschrei der Armen selbst ertönen, sondern zeigt uns die unersättliche Habgier der Höflinge, der Entrepreneure, der literarischen Lungerer, die sich an der öffentlichen Krippe mästen möchten. Schon der Ausdruck „so lange wir uns die Pfoten wärmen" paßt auf alle drei Klassen. Die Hexe „schwärmt", d. h. spielt ihre Hauptrolle als Schwärmerin [2]), und wir wärmen uns die Pfoten, d. h. nehmen unseren Vorteil wahr, so lange dieses Hexenfeuer brennt.

In Mirabeaus Schrift wird der Appell an den König wegen der Lotterie durch folgendes motiviert: „Die Zahl der Armen in Preußen und besonders in Berlin ist leider eine sehr große, und diese Unglücklichen verlangen Fürsorge. In Ihrer Hauptstadt — man kann es nur mit trauriger Erregung sagen — erhalten ein Zehntel der Einwohner öffentliche Almosen und ihre Zahl steigt von Jahr zu Jahr". Die „breiten Bettelsuppen" finden hier, wie mir scheint, ihre lang gesuchte Auslegung, die zugleich in den Rahmen des ganzen Bildes paßt. Die Reden

[1]) Vgl. Werke Bd. 32, S. 238: „Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehen und erinnert an seine Leidenschaft zum Lottospiel." Auch für die hierauf aufgebaute Hypothese, Goethe habe 2394 ff. und im „Hexeneinmaleins" auf alberne Zahlenkombinationen beim italienischen Lotto anspielen wollen, fehlt jede innere Berechtigung, es sei denn, daß die „Hexenküche" als Ganzes zum unsinnigen Spiel einer zwecklos umherirrenden Phantasie gestempelt werden soll.

[2]) Goethes ständige Bezeichnung für Lavater ist „Schwärmer". Auch Schiller hatte schon im Jahre 1780 in seiner Dissertation die Ansicht ausgesprochen, daß Lavater eine wirkliche Physiognomik wohl nimmer geben würde, sollte er auch noch durch zehn Quartbände „schwärmen". Vgl. Boas, „Schiller und Goethe im Xenienkampfe". Stuttgart und Tübingen 1851, Bd. I, S. 54.

des Katers (2394 ff.) bieten der Erklärung hingegen noch große Schwierigkeiten, denn der Kater selbst ist zu individuell gezeichnet, als daß nicht eine bestimmte Persönlichkeit gemeint sein sollte. Höchst wahrscheinlich ist es Nicolai. Man wundere sich nicht, daß der „Geschmäcklerpfaffe" Nicolai[1]) sich hier, wie Lavater, „mit Teufeln mischt". Im „Walpurgisnachtstraum" war es ihm vorbehalten, neben Lavater, als der nächste im Range der Dunkelmänner abkonterfeit zu werden, und seine Rolle in der „Walpurgisnacht" als Proktophantasmist sollte auch nächstens entworfen werden. Es kann nicht zu sehr betont werden, daß Goethe in der satirischen Beleuchtung der Berliner Zustände sich mit keiner der dortigen Parteien identifizierte. Was er uns gibt, ist ein großartiges Zeitbild. „Der Dichter deutet auf die Stelle hin." Übrigens war Nicolai schon vor Jahren eine Rolle „mit Hexen umzugehn" aufgenötigt worden. Im Jahre 1773 hatte Hamann ein Schriftchen „An die Hexe von Cadmonbor" Nicolai in die Feder diktiert. Der Magus im Norden läßt ihn „den elisäischen Schatten des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" an die Hexe schicken, „welcher sich ihrer dämonischen Vertraulichkeit durch Überreichung des ersten Teils seiner Lebens-, Glaubens- und Leidensgeschichte bestens empfehlen wird". Mitten im Schreiben aber wird der Berliner Erzrationalist des Ungereimten seines Beginnens gewahr und bricht plötzlich ab, mit dem Rufe: „Bei meinem dreifachen Ruhme, den ich habe in Merkur [Gott des (Buch-)Handels], Apoll und dem Genio Seculi, Sie sind nichts als eine alte vermaledeite Hexe!" Hamann war es darum zu tun, die bevormundende Anmaßung und die Ungeheuerlichkeit der pragmatischen Weisheit Nicolais zu geißeln. Dieselbe Charaktereigenschaft zeigt letzterer auch in der „Hexenküche", in der Rolle des Katers. Das Bild der Berliner Clique, und zwar als Typus des verstandestrockenen, allem höheren Streben feindlichen Aufklärers, wäre ohne Nicolai nicht voll-

[1]) Vgl. „Die Leiden des jungen Werther" an Nicolai. Werke Bd. 5[1], S. 160.

ständig gewesen. Wie dieser aber folgerichtig dazu kommt, in der „Hexenküche" als Meerkater zu erscheinen, hat seine besondere Bewandtnis, zu deren Erklärung ich etwas weit ausholen muß.

Im Jahre 1775 war die Parodie „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes" erschienen. Schon damals fürchtete Nicolai, daß Goethe ihn zur Wiedervergeltung „in seinem Doktor Faust, wie er leibte und lebte, aufstellen wollte" [1]). Als darauf im gleichen Jahre Heinrich Leopold Wagner mit seiner Satire „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten" hervortrat, glaubte Nicolai schon sein eigenes Bild darin zu erblicken [2]) und schob die Autorschaft des Pasquilles Goethe in die Schuhe. „Bei Wagner erscheint Nicolai als Orang-Utang, und hält in der Rechten ein Bild *seines* Werthers, ein abschreckendes Affengesicht" [3]). „Sodann macht der Orang-Utang in bezug auf Goethes Werther den Vorschlag:

„Wie wär's, wenn man dem armen Tropf
Aufsetzte hier diesen Kopf?"

worauf Prometheus erwidert:

„So gleicht er deinem nach dem Leben,"

und Papagei fortfährt:

„Der will uns einen zweyten Sebald geben."

Am 13. April 1775 schrieb Nicolai an Höpfner: „Wie hat der Mann (Goethe) „die Freuden" so übelnehmen können? ... Darf ich meine Meinung nicht über eine wichtige moralische Frage sagen? Oder ist das Wohl der Gesellschaft gar nichts wert? ... Was mich angeht, hat mich gar nicht verdrossen.

---

[1]) Vgl. Nicolai an Zimmermann, 15. April 1775.

[2]) Clamer Schmidt, Epistel an Jacobi, 11. Februar 1775, nennt Nicolais „lange, bleierne Kritikakelseele" „ein Hexenklumpen".

[3]) Einige Züge dieser anfänglichen Verspottung habe ich Erich Schmidt, „Heinrich Leopold Wagner", Jena 1879, S. 30 f., und der Monographie von Richard Schwinger, „Friedrich Nicolais Roman Sebaldus Nothanker", Weimar 1897, S. 211 f. entnommen.

Denn Einen einen Affen zu schelten, kostet weder viel Witz, noch kann sonderlich beleidigen.“ [1]) Von diesen vereinzelten Hieben bis zu der bis ins einzelne ausgearbeiteten Rolle des Meerkaters in der „Hexenküche“ ist freilich ein großer Schritt, aber

„Je höher der Affe steigt,
Je lächerlicher er sich zeigt.“

Die Affenbrut, wie er sie in der „Hexenküche“ brauchte, fand Goethe ohne Zweifel in gewissen Bildern in der Dresdener Galerie vorbildlich dargestellt. Aber die Meerkatzen in der „Hexenküche“ sind, als Schöpfungen in der Literatur, ebenso ureigene Produkte der Phantasie des Dichters, mit einem Stich ins Niedere, wie der vergeistigte Dämon Mephistopheles selbst. Später machte Goethe Ansätze zu einer weiteren Entwicklung der Gattung, einmal im Faust-Paralipomenon Nr. 65, welches unausgeführt blieb, und zuletzt im „Reineke Fuchs“. Trotzdem er hier durch seine Vorlage gebunden war, bleibt die Episode im elften Buche, und des Dichters spätere Bemerkungen darüber, von großer Wichtigkeit für die Erklärung der „Hexenküche“. Die Meerkatzen „gleichen dem höllischen Teufel“. Reineke selbst nennt die Affin seine Muhme, verschwört aber alle Verwandtschaft mit der Meerkatzenmutter, deren Höhle er folgendermaßen beschreibt:

„Hinten saß das abscheuliche Weib, er glaubte den Teufel
Vor sich zu sehen! Die Kinder dazu! da rief er betroffen;
Hilfe! was für abscheuliche Tiere! Sind diese Geschöpfe
Eure Kinder? Sie scheinen fürwahr ein Höllengesindel.“
267—270.

„Die schwarzen leidigen Kinder
Waren seltsam gebildet, wie lauter junge Gespenster.“
189—190.

Von dieser Meerkatzenmutter im Epos zum Meerkater in der „Hexenküche“ ist kein weiter Weg, und Goethe selbst scheint uns im Xenion Nr. 83 auf diesen Pfad führen zu wollen:

[1]) Vgl. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Leipzig 1847, S. 116.

Nicolais Romane.

„Kennt ihr im Reineke Fuchs die appetitliche Höhle?
Just so kommt er mir vor unter den Kindern des Geists.“ [1])

Der ganz exakte Parallelismus scheint sagen zu wollen: „Was die ungeheuerliche Meerkatze in rêrum natura ist, stellt Nicolai in der Literatur und besonders im „Faust“ als Meerkater dar“. Was den Wechsel im Geschlecht angeht, so hat das bei solchen Zwittergestalten nichts Verwunderliches auf sich. Mephistopheles glaubt in bezug auf diesen Punkt Fausts Unkenntnis zu Hilfe kommen zu müssen:

„Sieh, welch ein zierliches Geschlecht!
Das ist die Magd! das ist der Knecht!“

2378—79.

Daß Goethe auch in diesen fratzenhaften Gestalten gewisse Auswüchse der Gegenwart erblickte, zeigt das Xenion 270:

Reineke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

Der obige Titel „Nicolais Romane“ ist besonders wertvoll, indem er uns einen Maßstab für die Erklärung der Verse 2394 bis 2415 gibt, welche der Kater spricht. Vorerst bemerken wir, daß Kästners Epigramm, in welchem er den „Sebald angestochen“, zu Goethes Vergleich des Nestes „voll häßlicher Tiere, großer und kleiner“ mit Nicolais Bücherladen sehr gut paßt:

[1]) Vgl. „Schreiben eines holsteinischen Kirchenspielvogts“ über die neue Kirchenagende“. Hamburg 1798, S. 64: „Die Kinder des Geists der neuesten Zeiten sind es, welche sich laut des neuen Lichtes freuen [vgl. illuminisme, Aufklärung], ihm entgegen jauchzen, mit Lobpreisungen einer Regierung es ankündigen und empfehlen, welche sie sonst durch wohlbekannte und geflissentliche Grundsätze lieber zu untergraben, als den Bürgern dieser in so vieler Absicht wirklich glücklichen Länder zu erhalten trachten.“ Diese Worte sind einer maskierten Schrift von Stolberg entnommen und sind gegen Hennings gerichtet. Das Journal des letzteren, „Genius der Zeit“, wurde von Goethe „ein garstiges Gespenst“ genannt.

„Der lange Nickel kehrt mit seinem Ladenbesen
Ein Buch für seine Tür und — alle Dunsen lesen.“

Nicolais entrüstete Frage in dem oben zitierten Briefe an Höpfner ist charakteristisch für die in seinem Roman gegebenen Schilderungen. Das ganze Buch ist eine Tendenzschrift, in welcher der Verfasser noch dazu selber gerade die Fehler begeht, die er in anderen rügt. Er tritt der Anklage der Berliner Pietisten entgegen, daß „in dieser Stadt voll Irrgläubigkeit und voll Unglaubens“ alle Laster im Schwange gehen. Indem er aber ihre Manier persifliert, hält er selber langweilige rationalistische Moralpredigten nach dem Schema der „praktischen Nutzbarkeit“. Wie sein Sebaldus, reitet er selber „Steckenpferde“. Wenn er sich endlich auf die alle Kreise beherrschende Lotteriesucht [1]) bezieht, so denkt man unwillkürlich an die Inkonsequenz in Nicolais eigenem Charakter, welche Clamer Schmidt im folgenden Epigramm nachdrücklich betont:

An den Verfasser des Nothanker.

„Du bist ein Feind der Liebesgötter
Und Grazien, und das mit Recht;
Denn du bist hämisch, bist ein Spötter
Und deiner Leidenschaften Knecht.“

Alle Elemente scheinen uns somit in die Hand gegeben zu sein, um die Moralpredigt des Katers in der „Hexenküche“ auf Nicolai zurückzuführen. Ganz besonders deutet der auf dem Nützlichkeits-, keineswegs auf dem Kunstprinzip aufgebaute Roman „Sebaldus Nothanker“ auf die Parallele hin. Das Hineinflechten des Motivs des Lotteriegewinnstes, eines inzwischen (1788) zu einer brennenden Frage für das Staatswohl gewordenen Themas [2]), in seine satirischen Schilderungen

[1]) Vgl. „Sebaldus Nothanker“ III, 96 ff. Goethe hob in den Gesprächen mit Eckermann besonders hervor, daß Nicolais ganze Tätigkeit merkantile Spekulation sei.

[2]) Auch Freiherr von Knigge, der als Illuminat die Rosenkreuzer verspottete, kommt wiederholt auf die Lotterie zu sprechen, wie z. B. in seiner Schrift: „Des Seligen Herrn Etatsraths Samuel Conrad von Schaafs-

der Berliner Zustände lieferte dem Gegner eine gefährliche Waffe in die Hand. Goethe ergriff die Gelegenheit, nicht nur diese Materie in seinem Zeitbild zu behandeln, sondern auch Nicolais Inkonsequenz als Moralist und seine Habgier in literarischen Unternehmungen [1]) in die Vorhölle der literarischen Strafen zu weisen [2]). Zugleich hält der Kater seiner gespenstischen Meerkatzenbrut eine Moralpredigt, wie sie von der aufklärerischen Theologie in Berlin vorgeschrieben war und wie sie der theologische Hofmeister Sebaldus selbst seinen Jungens zu halten pflegte.

Der Kater (macht sich herbei und schmeichelt dem Mephistopheles):

„O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar schlecht ist's bestellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Mephistopheles: Wie glücklich würde sich der Affe schätzen,
Könnt' er nur auch in's Lotto setzen!

---

kopf hinterlassene Papiere; von seinem Erben herausgegeben", Breslau 1792, S. 97: „Das blinde Glück pflegt Leuten unserer Art nicht ungünstig zu sein; nur muß man die Wege betreten, die es uns bahnt. Lotterien und Lotti sind wahre Gold-Gruben für uns; man versäume ja nicht, fleißig einzusetzen." Goethes Satire trifft beide streitenden Parteien gleichmäßig. Die Lotteriesucht galt ihm offenbar als eine der finsteren Erscheinungen der Zeit, welche die Gesellschaft zu unterminieren drohten.

[1]) Goethe an Schiller, Februar 1797: „Dem verwünschten Nicolai konnte nichts erwünschter sein, als daß er nur wieder einmal angegriffen wurde; bei ihm ist immer bonus odor ex re qualibet, und das Geld, das ihm der Band einbringt, ist ihm gar nicht zuwider."

[2]) Schon 1775 sah Goethe voraus, in welchen Mißkredit Nicolai in der Folge kommen würde. „Das Ganze [die „Anekdote zu den Freuden des jungen Werthers"] schilderte mit freier Vorahnung jenes unglückliche dünkelhafte Bestreben Nicolais, sich mit Dingen zu befassen, denen er nicht gewachsen war, wodurch er sich und andern in der Folge viel Verdruß machte und darüber zuletzt bei so entschiedenen Verdiensten seine literarische Achtung völlig verlor." „Dichtung und Wahrheit." Werke, Bd. 28, S. 230.

(Indessen haben die jungen Meerkätzchen mit einer großen Kugel gespielt und rollen sie hervor.)

Der Kater: Das ist die Welt;
Sie steigt und fällt
Und rollt beständig;
Sie klingt wie Glas;
Wie bald bricht das!
Ist hohl inwendig.
Hier glänzt sie sehr,
Und hier noch mehr,
Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt' dich davon!
Du mußt sterben!
Sie ist von Ton,
Es gibt Scherben.“

Das Bild von Teniers, welches Affen mit einer Weltkugel spielend darstellt, war Goethe wahrscheinlich bekannt. Der Dichter scheint diese Sucht zum Weltpolitiktreiben seitens der Rationalisten und Illuminaten in Berlin symbolisch aufgefaßt zu haben. Max Morris [1]) hörte aus den unausgeführten Reden der Meerkatzen im Faust-Paralipomenon Nr. 65 „sinnloses politisches Geschwätz“ heraus. Dieselbe Richtung auf die Politik findet sich, wie es scheint, in unserer Stelle. Für diese weitere Entwicklung der „Hexenküche“ gibt uns der demokratische Zug in Nicolais Roman [2]) und in des Verfassers ganzem Wesen einen Fingerzeig, und es wäre m. E. verfehlt, alles gleich auf die kommende französische Revolution beziehen zu wollen. Statt dessen wird es sich lohnen, die politische Tätigkeit von Nicolais engstem Parteigenossen, Karl Friedrich Reichardt näher ins Auge zu fassen. Gegen Reichardt wurde in dem kurz darauf folgenden Xenienkampfe von Goethe und Schiller die „mächtige Salve“ [3]) von 61 Xenien abgegeben. Am 30. Januar 1796 schrieb Goethe an Schiller: „Wir kennen

[1]) Vgl. „Goethe-Studien“ [2]. Berlin 1902, I, S. 172.
[2]) Vgl. Richard Schwinger, a. a. O., S. 261.
[3]) Vgl. Eduard Boas, a. a. O., I, S. 131.

diesen falschen Freund schon lange. ... Ein Dutzend Disticha sind ihm schon gewidmet." Schon im Jahre 1789 hatte er Schiller sehr mißfallen: „Dieser Reichardt ist ein unerträglich aufdringlicher und impertinenter Bursche, der sich in alles mischt und einem nicht vom Halse zu bringen ist .... Kein Papier im Zimmer ist vor ihm sicher." Auf Grund dieser beiden Zeugnisse vermögen wir mit ziemlicher Sicherheit zu schließen, daß Goethe, schon als er die „Hexenküche" schrieb, dieselbe Meinung über Reichardts Treiben in der preußischen Politik hegte, wie er sie nachher in den „Tag- und Jahresheften" über seine revolutionären Bestrebungen aussprach. Letztere Stelle lautet: „Man war mit ihm, ungeachtet seiner vor- und zudringlichen Natur, in Rücksicht auf sein bedeutendes Talent, in gutem Vernehmen gestanden, er war der erste, der mit Ernst und Stetigkeit meine lyrischen Arbeiten durch Musik ins Allgemeine förderte, und ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie es mir nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältnis abzubrechen. Nun hatte sich Reichardt mit Wut und Ingrimm in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewalttätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Treiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

Wenn wir unser Augenmerk auf die kontrastierenden Ausdrücke im obigen Zitat richten: das schon Geschehene, was jedermann sehen konnte, „mit Augen sehend", und zugleich „ein ähnliches Treiben im Vaterlande" mit den Augen des vorahnenden Geistes „durch und durch blickend", so besitzen wir m. E. einen Maßstab für die unten näher zu besprechende Stelle (2453—2455):

„Nun ist es geschehn!
Wir reden und sehn,
Wir hören und reimen.“

Wenn auch zuzugeben ist, daß diese Zeilen in erster Linie auf „aufrichtige Poeten“ Stolbergischer Observanz zu beziehen sind, so werfen sie auch ein Licht auf die geheimen Umtriebe der „betrogenen Betrüger“, der Staatsumwälzler, und ganz besonders auf Reichardt und die Bundesgenossen, welche seinen beiden Journalen Beiträge lieferten. Friedrich Schlegel schrieb etwas später an seinen Bruder Wilhelm: „Reichardts soidisant Republikanism politisch und literarisch ist alles Aufklärungsberlinism“; und wieder: „sein ganzes Wesen ist aus drei Elementen zusammengesetzt, aus Musik, Berlinism und Ökonomie“. Zwei auf Reichardt zielende Xenien gehören hierher:

Nr. 35. Die Staatsverbesserer.

„So schlimm steht es noch nicht um des Staates Gesundheit,
Daß er die Kur bei euch wage um Leben und Tod.“

Nr. 36. An mehr als Einen.

„Erst habt ihr die Großen beschmauft, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirte gesehn.“

Wie die Herausgeber der Xenien zu der Meinung gekommen sind, daß die hier erhobene Anklage Reichardt nicht treffe, ist mir unerklärlich. Jedenfalls erhält Riemers Mitteilung (I, 405) im Lichte der hier gebotenen Erklärung mehr wie je zuvor überzeugende Kraft: „Goethe habe von Reichardt, dem sowohl demokratischen als aristokratischen Parasiten, der sich in seinen Briefen seines guten Magens gerühmt hatte, gesagt, darum habe er auch alle Welt beschmausen können. Denn er hatte schon früher seine Freude über das Aperçu, die Ähnlichkeit zwischen Reichardt und Napoleon entdeckt zu haben, denselben Rictus und Ton, dieselbe Unbarmherzigkeit usw., darum auch sein odium ex paritate. Dies brachte ihn auf den Einfall, daß ein „schmarutzender Tyrann“ oder „tyrannischer Schmarutzer“ ein gutes Stück geben würde“. Da es sich also im

Xenion 36 um Reichardt und um preußische Zustände handelt, so ist nicht einzusehen, weshalb wir Nr. 35 nicht auch auf die Staatsverbesserer in Berlin beziehen sollten, anstatt mit den Herausgebern nur eine Kritik der französischen Zustände darin zu erblicken.

Faust-Paralipomenon Nr. 50 ist mit Bezug auf Reichardt ebenfalls von besonderem Interesse. Hier handelt es sich um die einzelnen (unausgeführten) Audienzen in der Walpurgisnacht, am Hofe des Satans. Max Morris hat mit vollem Recht die Richtigkeit der Ansicht Witkowskis bestritten, Goethe habe mit X. Napoleon gemeint. Morris identifiziert X. vielmehr mit Reichardt und hat die Xenien, welche letzteren als Freiheitsapostel, Demokraten, Tyrannenhasser und Schmeichler verspotten, alle unter die entsprechenden Rubriken in vielsagender Reihenfolge aufgestellt [1]). Hierher möchte ich auch das venetianische Epigramm 55 setzen:

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen.
Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!
Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrogenen;
Seid nur redlich, und so führt ihn zum Menschlichen an."

Es ist sehr bemerkenswert, daß das schon oben [2]) zitierte venetianische Epigramm 56 auch die Worte enthält: „lange betrog sich das Volk". Die beiden Epigramme, auf Reichardt, beziehungsweise Lavater gehend, gehören innig zusammen und werden durch Xenien 29 und 30 sehr effektvoll ergänzt, welche also lauten:

Verlegene Ware.

„Was in Frankreich vorbei ist, das spielen Deutsche noch immer,
Denn der stolzeste Mann schmeichelt dem Pöbel und kriecht."

Eure Absicht.

„Pöbel! wagst du zu sagen, wo ist der Pöbel?" Ihr machtet,
Ging es nach eurem Sinn, gerne die Völker dazu."

[1]) Vgl. „Goethe-Studien" [2], Bd. I, S. 72 f.
[2]) Vgl. oben S. 103.

Ein nur in den Lesarten [1]) gedrucktes Distichon faßt alle drei Klassen sehr energisch zusammen, wie folgt:

„Dich [den Pöbel] betrügt der Staatsmann, der Pfaffe, der Lehrer der Sitten,
Und verletzet den Staat, Götter und Sitten zugleich.“

Unter ersterem verstehe ich (vgl. die Variante: Regente) in erster Linie Minister und Günstlinge wie Woellner und Bischoffwerder, unter dem zweiten Lavater und seinen Anhang, unter dem dritten Reichardt, Nicolai und Konsorten. Das mutmaßliche Datum für Paralipomenon 50 (Einzelne Audienzen) ist 1797—1800. Es wurde also hier, annähernd gleichzeitig mit den Xenien, eine Walpurgisaudienz geplant, welche besonders Reichardt gelten und gewissermaßen eine weitere Ausführung von „Hexenküche“ 2427—2455 sein sollte. In letzterer Szene wird Mephistopheles von dem Kater (Nicolai) der Wedel in die Hand gedrückt und er selbst auf den Sessel genötigt, wo er sich dehnt und auf die ihm noch fehlende Krone wartet, welche ihm sodann in beschädigtem Zustande von den Tieren gebracht wird. In der Audienz hingegen erhält Reichardt, außer der Beleihung mit Millionen Seelen, aus Satans Munde die trostreiche Zusicherung, daß es ihm auch nie an Schmeichelphrasen fehlen solle. Auf beide Situationen passen die folgenden Xenien:

Der Vorsatz.

„Den Philister [Nicolai] verdrieße, den Schwärmer [Lavater] necke, den Heuchler [Reichardt]
Quäle der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt!“

Nr. 54.

„Was du mit Beißen verdorben, bringst du mit Schmeicheln ins gleiche,
Recht so, auf hündische Art zahlst du die hündische Schuld.“

Dieses läßt sich sofort auf die Art anwenden, in welcher Reichardt in der „Walpurgisnacht“ seine Erkenntlichkeit zeigt. Die unvollendete Szene mag hier folgen, als Erläuterung und Ergänzung der „Hexenküche“:

[1]) Vgl. Werke, Bd. I, S. 458.

Zeremonienmeister.

X.: „Und kann ich, wie ich bat,
Mich unumschränkt in diesem Reiche schauen,
So küß' ich, bin ich gleich von Haus aus Demokrat,
Dir doch Tyrann voll Dankbarkeit die Klauen.

Zeremonienmeister: Die Klauen! das ist für einmal;
Du wirst dich weiter noch entschließen müssen.

X.: Was fordert denn das Ritual?

Zeremonienmeister: Beliebt dem Herrn, den hintern Teil zu küssen.

X.: Darüber bin ich unverlorn,
Ich küsse hinten oder vorn.
. . . . . .

Satan: Vasall, du bist erprobt!
Hierdurch beleih' ich dich mit Millionen Seelen.
Und wer des Teufels . . . . . so gut wie du gelobt,
Dem soll es nie an Schmeichelworten fehlen."

Ehe wir an die Frage herantreten, was die Investitur und Krönung von Mephistopheles in der „Hexenküche" eigentlich bedeuten soll, wird es sich lohnen, dem Gebahren der bei dieser Gelegenheit verspotteten Dichter unsere Aufmerksamkeit zu schenken. Wie schon oben bemerkt, ist Leopold Graf zu Stolberg unschwer unter ihnen zu erkennen. Dieser in unserer Zeit nicht ganz leicht zu verstehende Charakter debütierte im Jahre 1775 bei Goethe in Frankfurt als hochromantischer Tyrannenhasser, mit dem Schildspruch „Nichtzahmsein" [1]). Johann Heinrich Voß beschreibt ihn wie folgt: „In einer altgräflichen Familie erwachsend, befangen im Herkömmlichen und in Eifersucht, sich stark dünkend im Sturme der Leidenschaft, nach römischem Ausdruck unmächtig seiner selbst (impotens), abhängig von Zeit und Ort, von Geschlecht und Erziehung, hätte er in Athen gegen Sokrates geeifert, in Jerusa-

[1]) Vgl. „Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien", Bd. I, 1792, S. 223: „Du weißt, daß ich von Kindheit an ein Feind der willkürlichen Gewalt, und also kein Freund unumschränkter Monarchien, noch der oligarchischen Aristokratien war."

lem sein „Kreuziget!“ mitgerufen, in Frankreich für Beschränkungen des Thrones gestrebt, und nach der Beschränkung als Adliger für die Vorrechte, als Bürgerlicher für Gleichheit des Rechts gearbeitet. Nirgends hätte er Besonnenheit geübt noch Mäßigung.“ Kein Wunder also, daß Stolberg schon in der zwölften seiner „Jamben“ [1]) (1783—1784) die deutschen Fürsten verhöhnte, weil sie das Aufkommen der unverhüllten

[1]) Von Zeitgenossen wurden diese „Jamben“ „aristokratisch-illuminatische Satiren und Urteile“ genannt. In denselben versuchte Stolberg auch einen hinterlistigen Angriff auf Goethe. Vertrauliche Mitteilungen ausnutzend, welche offenbar von Zimmermann stammten, wollte er Goethe an der empfindlichsten Stelle treffen, nämlich in seinem Verhältnis zu Frau von Stein. Der scheinbar bisher nicht beachtete Zusammenhang war kurz folgender. Ende Mai 1784 reisten die Stolbergs mit ihren Frauen über Weimar nach Carlsbad. Goethes Briefe an Frau von Stein (5. Juni) und Kestner (24. Juni) zeigen, wie arglos er dem Reichsgrafen gegenüber noch war. Trotzdem schrieb Stolberg während des Kuraufenthalts in Carlsbad Jambe Nr. 14 „Der zweite Rat“, welche in Wirklichkeit ein Zwiegespräch zwischen dem Verfasser und Goethe darstellt. Mit poetischer Lizenz greift Stolberg auf den Aufenthalt Frau von Steins im Frühsommer 1776 im Bade Pyrmont zurück, von wo aus Zimmermann hochwichtige Nachrichten über das Treiben des Weimarer Kreises an Stolberg hatte gelangen lassen. Um den näheren Zusammenhang zu erleichtern, wolle man folgende Tatsachen im Auge behalten. Zimmermann, der auch Badearzt in Pyrmont war, hatte 1775 in Straßburg Goethe Schattenrisse von Frau von Stein gezeigt und damit die Phantasie des Dichters mächtig angeregt. Seit dem Sommer 1773, wo er Frau von Stein in Pyrmont kennen gelernt hatte, war Zimmermann sowohl mit den Stolbergs wie mit der schönen Frau in Briefwechsel geblieben. Mit letzterer unterhielt er sich vornehmlich über Goethes „Clavigo“ und „Werther“. Goethe schrieb 6. Dezember 1775 bei seinem ersten Besuch in Kochberg an Frau von Steins Schreibtisch an ihren gemeinsamen Freund Zimmermann. Im Frühjahr und Sommer 1776 spitzte sich Goethes Verhältnis nach beiden Seiten zu. Unter dem Einfluß von Klopstock schlug Stolberg, auf eine Goethe aufs empfindlichste verletzende Weise, die schon erfolgte Ernennung zum Kammerherrn am Weimarer Hofe aus [vgl. Goethe an Auguste Gräfin zu Stolberg, 30. August 1776]. Am 18. Mai hatte Goethe an sein „Gustchen“ geschrieben: „Ich aß mit dem Herzog, nach Tische ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe, frag' die Brüder, der ich oft die Beruhigung meines Herzens und manche der

Wahrheit und die Aufklärung Luzifers, des Morgensterns, zu verhindern trachteten.

„Mit seiner Fackel wallet er umher,
Er stört die Völker aus dem tiefen Schlaf,
Und weckt er auch nicht gleich ihr schweres Haupt,
So wirkt sein Einfluß doch auf ihren Traum.“

Wo diese Erweckung schon erfolgt sei und wo, wie in der Schweiz und in Großbritannien, Luzifer jetzt walte, dort, singt der Dichter, herrschen beneidenswerte Zustände:

---

reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe.“ Am 9. Juli schrieb Goethe an Kestner: „Der Herzog hat mir Sitz und Stimme in seinem Geheimen Rat, und den Titel als Geheimer Legationsrat gegeben, und wir hoffen das beste.“ Am 25. Juni war Frau von Stein ins Bad nach Pyrmont abgereist. Drei Tage später schrieb Goethe an die Freundin: „Am 28. Juli Morgens: Sitze schon in Fränzchen und schwarzem Rock, erwartend des Conseils erhabene Sitzung.“ Nachschrift vom Herzog Carl August: „Guten Morgen, liebe Frau! Alle Geister der Berge, der Schlösser, der Morgen- und Abenddämmerung seien Ihre Begleiter! Denken Sie an mich; ich treibe mich jetzt mit Goethe ins Conseil. Wenn Sie in Pyrmont ist, liebe Frau, so trinke Sie ja, wenn der Morgen hübsch ist, das erste Glas auf Goethens, und meine Gesundheit.“ Man braucht auf Grund dieser Tatsachen nur weiter vorauszusetzen, daß Zimmermann, der unermüdliche Zwischenträger, über Goethes wachsende Intimität mit dem jungen Herzog an Stolberg Bericht erstattete, und die erwünschte Basis für des letzteren Jambe Nr. 14 ist schon geschaffen. Gleich zu Anfang entwirft Stolberg folgendes giftgeschwollene Bild:

„Da watschelte, gleich einer fetten Ente,
Ein wohlgenährter Herr zu mir heran
Und lächelte mit glänzendem Gesicht,
Aus satter Seele mir . . . . .
Schon stand er da und schon begrüßt er mich:
Ei, ich freue mich von Herzen in der schönen Abendhelle
Meinem Gönner zu begegnen, schöpft er aus der Dichterquelle?
Tummeln Sie, mein Wertgeschätzter, etwa hier den Pegasum?
Glücklicher! mir sind die Musen wie des Baches Fische stumm!
Ehmals hab' ich süßen Umgang mit den Musen auch gepflogen,
Und aus Gottscheds Blumengarten [„Leipziger Liederbuch“]
lautern Honig eingesogen.
Aber andre Jahre setzen unsern Trieben andres Ziel,
Seit ich mich dem Staate weihte, ruht mein goldnes Saitenspiel.“

„Ich raun' es ungern euch und leis ins Ohr,
Die Frevler unterstehn sich, froh zu sein,
Und sind die glücklichsten der Sterblichen.“

Vorstehende „Jambe“ trug den Titel „Der Rat“ und Z. 45 ruft der Dichter aus: „O dürft' ich raten!“ Unter den

---

Über Goethes persönliches Aussehen vgl. Fritz Stahl, „Wie sah Goethe aus?“ Berlin 1905, S. 48: „Seine Beine waren etwas kurz im Verhältnis zum Oberkörper“; desgl. S. 21: „Der Dichter ist Beamter und Hofmann geworden. Der Herr Geheimde Rat trug Schuhe, Leibrock und Degen und setzte im Salon die Füße zierlich genug“; Riemer, „Mitteilungen“ I, 50: „Was will es also heißen, wenn man Goethen den Ausdruck seiner menschlichen Würde, sie mit der amtlichen verwechselnd oder vermischend, zum Vorwurf macht, ewig von Ministerwesen, Ministerstolz, Ministerwinkeln, und was dergleichen demokratischer Ausstellungen mehr sind, ... einem neidischen, schadenfrohen Publikum vorschwatzt?“ Die Verleumdung, Goethes Muse sei in Weimar verstummt, erinnert an Wielands „Klagelied“, Februar 1777: „Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte, seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her.“ Ob Wieland unter die „fatalen Verhältnisse“ Goethes Leidenschaft für Frau von Stein mitrechnete, entzieht sich unserer Beurteilung, jedenfalls aber spielte Stolberg am Schlusse darauf an, wo Goethe mit freier Erfindung wieder als Sprechender eingeführt wird, seiner „Base“ [Frau von Stein] bei der Brunnenkur im Garten, nach dem elften Glase, eine frühere „Jambe“ Stolbergs vorlesend und über deren revolutionären Inhalt scheltend. Nr. 12 „Der Rat“ ist gemeint. Das Stück wurde zuerst im „Deutschen Museum“ 1785, alsdann in Leipzig 1784 abgedruckt. In Verbindung damit stellen die fingierten Worte Goethes in Nr. 14: „Im Museum vorigen Jahres pranget dieses Schmähgedicht“ das Datum 1784 für Nr. 14 „Der zweite Rat“ fest. Bemerkenswert ist ferner, daß in Nr. 15 „Der Unterschied“ Stolberg eine Gesellschaft von „seidnen Püppchen in dem Vorgemach“ wegen der Aufführung von leichtsinnigen Opern zur Rechenschaft zieht. Die Beschreibung läßt u. a. auf Cumberlands „Die Westindier“ schließen, in welchem Stücke Goethe, Frau von Stein und der Herzog Carl August im Frühjahr 1776 auftraten. Der Reichsgraf gießt die Schale seines Zorns über „Affen, Schranzen, Weichlinge und Fürstenknechte“ aus. Er verficht den Standpunkt der Menschenrechte mit ähnlicher selbstherrlicher Inkonsequenz, wie später Victor Hugo (Pendant l'Exil, S. 81), welcher die Revolution „le monde précipité par Dieu dans la lumière“ nannte.

satirisch gemeinten Ratschlägen ist folgender, welcher mit Rücksicht auf die Lotteriefrage von Interesse ist:

„Seid ja den bunten Karten immer hold;
Ein Volk, das täglich spielt, gehorchet gern."

Voß legt in dieser Zeitperiode Stolberg folgende Worte in den Mund:[1] „Bürden wir auf Fürsten und Höflinge die Mißbräuche der Verwaltung und rufen wir: Menschenrecht, Gesetz, Freiheit! Das Volk wird sich uns anschließen und am Ende mit Verwunderung sehen, daß es nicht für Volksfreiheit gekämpft, sondern für Ritterfreiheit". Es versteht sich also leicht, daß Stolberg, von dem einen Gesichtswinkel aus gesehen, als Demokrat, von dem anderen als Obskurant erschien. In beiden Rollen war er Goethe gleich zuwider. In seinem Aufsatz über die lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß kam Goethe auf genau dieselbe Zeitperiode zu sprechen und äußerte sich über den Streit zwischen Voß und Stolberg, wie folgt:

„Bald wird unser Dichter durch die Resultate des unglücklichen Versuchs [der französischen Revolution] abgestoßen und kehrt ohne Harm in den Schoß sittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück. .... Will man ihm dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgendeine besondere Lehre, eine ausschließende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Ver-

[1] Vgl. J. H. Voß, „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe". Stuttgart 1820, und Dr. C. F.A. Schott, „Voß und Stolberg. Oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung." Stuttgart 1820, Unterredung IX (S. 169—182): „Ob Stolberg ein aristokratischer Illuminat zu nennen sei."

ketzer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht, und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel“ [1]).

In der Art ihres Kämpfens aber gehen Goethes und Voß' Wege auseinander [2]). Goethe weiß zwar Voß' Streitbarkeit zu entschuldigen: „Sollte man zu jener, scheinbar gerechten, aber parteisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche, dreist genug, fordert, wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden.“ In diesem Augenblick aber war Goethes eigener Standpunkt ein ganz anderer. Dieses läßt sich am besten durch sein „Kophtisches Lied“ andeuten, welches, im Jahre 1787 geschrieben, ursprünglich den Titel „die Mystifizierten“ führte:

[1]) Werke, Bd. 40, S. 272.

[2]) Diese Grundverschiedenheit erhellt aus folgenden satirischen Reimen, die von Schott großenteils nach den lyrischen Gedichten von Voß zusammengestellt wurden. Hier tritt der streitbare niedersächsische Autochthon als Illuminat und Demokrat auf, um, so zu sagen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Seine Auffassung von der Rolle Luzifers jedoch, wie die entgegengesetzte Ansicht von Stolberg, wirft ein starkes Licht auf Goethes Behandlung des Themas in der „Hexenküche“:

Der Bekehrer: „Ein Tausendkünstler von Bösewicht
War stets ja der leidige Satan!
Er ließ nun das Dunkel, und schlich im Licht
Als Luzifer-Illuminat an.

Die Ketzer: Absagen im Licht wir dem Satan!

Der Bekehrer: Mit Glaubenseiferern trieb er Spott,
Als Maler des Stauz [Nicolai], wie als Nathan [Lessing]!
Jetzt höhnt er gar Erbverdienst, Uns und Gott
Und spinnt Anarchie und Verrat an.

Die Ketzer: Absaget denn Ihr auch dem Satan?

Der Bekehrer: Bald tollkühn stürmt nun auf Altar und Thron
Erzketzer und Erzdemokrat an.
Licht schnaubet und blendet das Aug' euch schon
Mit höllischem Feu'r Leviathan.

Die Ketzer: Wir sehen. Bekehr' du den Satan!“

C. F. A. Schott, „Voß und Stolberg“, S. 14 f.

„Und auf den Höhen der indischen Lüfte,
Und in den Tiefen ägyptischer Grüfte,
Hab' ich das heilige Wort nur gehört:
Töricht, auf Bess'rung der Toren zu harren.
Kinder der Klugheit! O habet die Narren
Eben zum Narren auch, wie sich's gebührt!"

Die im Zusammenhang mit dem Voß-Stolbergischen Streit oben genannten Baalspriester berechtigen uns dazu, folgendes Xenion, welches von den Herausgebern auf Reichardt gedeutet wird, nunmehr aber gleichermaßen auf Stolberg zu zielen scheint, hierherzuziehen:

Baalspfaffen.

„Heilige Freiheit! Erhabener Trieb des Menschen zum Bessern!
Wahrlich! Du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn." [1])

Wenn wir jetzt zur „Hexenküche" zurückkehren, so scheint Stolberg der unter allen Zeitgenossen am meisten qualifizierte zu sein, unter der Meerkatzenbrut als der vornehmste der „aufrichtigen Dichter" aufzutreten. In Verbindung mit dem Kater und der Meerkatze nötigen letztere den Mephistopheles [Sendling des Luzifer] auf den Thron, worauf sie mit der Krone, welche sie ihm anbieten wollen, so ungeschickt umgehen, daß dieselbe in zwei Teile zerbricht. Erst dann werden sie der vollen Tragweite ihres Treibens gewahr. Ganz im Sinne der hier gebrauchten Erklärung ist folgender Bericht über Stolbergs Verhalten in Berlin [2]): „Seitdem im August 1789 die Abschaffung der französischen Vorrechte seinen Freiheitsjubel gedämpft hatte, ward auch über Woellners schamlose Tätigkeit und die eingezogenere der Geisterseher sein Stillschweigen bedeutender. Graf Christian, noch im Herbste frei-

[1]) Vgl. Werke, Bd. 7, S. 94: „Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworner, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt, und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht."

[2]) Vgl. Joh. Heinr. Voß, „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe", S. 23.

sinnig, fürchtete für den Bruder Einwirkung der Hofluft und sprach unwillig das Wort „Obskurant". Am meisten befremdete die Zurückhaltung über die Geisterseher, die seit Friedrichs Tode den Staat verwirrten." [1])

Wenn man nun der Frage nähertritt, wie Goethe sich im allgemeinen die Investitur und Krönung des Mephistopheles dachte, so richtet sich der Blick sofort auf den bekannten Brief vom 1. März 1788 aus Rom, wo zum ersten Male von einer „Hexenküche" in seinem „Faust" die Rede ist. „Sonntags gingen wir in die Sixtinische Kapelle, wo der Papst mit den Kardinälen der Messe beiwohnte.... Die Kapelle selbst kenne ich recht gut, ich habe vorigen Sommer drin zu Mittag gegessen und auf des Papstes Thron Mittagsruhe gehalten, und kann die Gemälde fast auswendig..... Es war eine reichhaltige Woche, die mir in der Erinnerung wie ein Monat vorkommt. Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht;... ich habe schon eine neue Szene ausgeführt." Wir werden später in einem anderen Falle sehen, daß das Nebeneinanderstellen von mehreren Tatsachen in einem zusammenhängenden Bericht bei Goethe selten etwas Zufälliges ist. Auf den ersten Blick scheinen „Faust" und die Sixtinische Kapelle weit genug auseinander zu liegen, aber erstens stellen die Gemälde an den Wänden der letzteren den Sündenfall, dessen Folgen und das Jüngste Gericht dar, und zweitens mußte das Schauspiel der Messe in diesem Tempel der katholischen Christenheit in Goethe widerstreitende Gefühle erwecken, ähnlich der Frohnleichnamsprozession zu Rom im Sommer vorher, welche, trotz der Feierlichkeit des imposanten Ganzen, seinen inneren Sinn verletzt hatte. Im Prolog zu dem „moralisch-politischen Puppenspiel" seiner ersten Zeit, wo er „Papst und Kaiser und Klerisei" paradieren

[1]) Vgl. Heinr. Düntzer, „Goethe und der Reichsgraf Friedrich Leopold zu Stolberg" (Abhandlungen zu Goethes Leben und Wirken), Leipzig 1885, S. 6: „In Berlin traten die Grafen [von Stolberg] als Freimaurer in die Loge zu den drei Rosen nach dem System des tollen von Zinnendorf, das auch mit Goldmacherei und allerlei Schwindel zu tun hatte."

läßt, hatte er in dem verwirrenden Weltgetriebe bald einen Schwarm Autoren, bald die Eitelkeit der Welt gesehen, und hatte das Ganze in der Manier des Hans Sachs buntprächtig ausgemalt. Nun endlich hatte er in Rom „das Schauspiel, einzig groß und doch simpel, im Leben angetroffen." Noch dazu hatte er an einem gewissen Nachmittage des Sommers 1787 [1]) in der Sixtinischen Kapelle auf des Papstes Thron Siesta gehalten. Man müßte Goethe den Dichter sehr schlecht kennen, wenn man glauben wollte, daß er, ohne eine besondere Absicht im Sinne zu haben, diesen schon früher berichteten Umstand jetzt noch einmal in Verbindung mit seiner wiederaufgenommenen Faustproduktion erwähnt hätte [2]), oder daß die ganze Situation, mit der Mittagsruhe auf des Papstes Thron, ohne Nachwirkung auf seine poetische Phantasie geblieben sei. Wir dürfen hier mit großer Wahrscheinlichkeit den Augenblick sehen, wo die „Hexenküche" sich in seinem inneren Sinne wenigstens vorbildlich gestaltete. Man braucht an keinen besonderen Groll von Seiten Goethes gegen die römische Kirche zu denken, wenn man in Betracht zieht, daß es in der „Hexenküche" nicht Goethe selber, sondern vielmehr Mephistopheles ist, der, sich in dem Sessel dehnend und mit dem Wedel spielend, zu sprechen fortfährt:

„Hier sitz' ich wie der König auf dem Throne,
Den Szepter halt' ich hier, allein mir fehlt die Krone."

Der Schalk war eben in dem Dichter wach geworden, und eine Menge literarischer Beziehungen, die mit diesen höchsten Interessen verknüpft waren, wurden in seiner Phantasie lebendig. Diese wollte er nun auch in dem täuschenden Flimmerschein dieser Szene aristophanisch beleuchten und endgültig zum Austrage bringen. Dahinter aber ist tiefer Ernst, denn schon der erste Schlag wird mit großer Wucht ausgeteilt. Goethe läßt die vereinigten Aufklärer und Obskuranten dem Luzifer

[1]) Vgl. Werke, Bd. 32, S. 68.
[2]) Vgl. Werke, Bd. 32, S. 286.

(Lichtbringer) die oberste Gewalt im Staate, das summum imperium, anbieten. Der Wedel (Symbol Beelzebubs, des Fliegengotts) beweist, als Szepter in Mephistopheles' Händen, daß es sich um eine Usurpation der legitimen Staatsgewalt von Seiten der falschen Apostel der Freiheit und des Obskurantismus handelt, die bei Goethe Baalspriester heißen. Das Ganze ist ein reines Phantasiebild, aber mit sehr realem Hintergrunde. Rom, Hierarchie, Sixtinische Kapelle, Thron des Papstes bilden dabei das Symbolum, aber durch den Weihrauch der schwarzen Messe erblicken wir den ernsten Hintergrund des Gemäldes, die Zustände im Vaterlande des Dichters. Ebensowenig vermögen wir die rissige Krone, welche in den Händen der Hokuspokus treibenden Königsmacher in zwei Stücke geht, mit der Krone Frankreichs oder irgendeines anderen Landes direkt zu identifizieren. Dennoch sind es gerade die Umtriebe in Berlin, welche dem Dichter die meiste Sorge bereiten, und man denkt dabei an die ominösen Worte Mirabeaus: „Fäulnis vor der Reife; das wird, fürchte ich, der Wahlspruch der preußischen Gewalt werden. Aber ihre Millionen sind gut."

Kaum minder interessant als die literarischen Beziehungen gestalten sich die politischen Voraussetzungen der „Hexenküche". Im Jahre 1785 wurde von Friedrich dem Großen der Fürstenbund [1]) mit der ausdrücklichen Absicht ins Leben gerufen, die kleinen mitteldeutschen Staaten in die Sphäre der preußischen Politik hereinzuziehen. Diesen Plänen kam, wenn auch etwas zögernd, Herzog Karl August entgegen, denn schon lange war der Wunsch nach einem größeren, am liebsten militärischen Wirkungskreis in ihm rege geworden. Goethe sah

[1]) Schon seit dem Jahre 1779 war Goethe für eine Vereinigung der bedrohten kleineren deutschen Staaten tätig gewesen; auch dem Friderizianischen Fürstenbund widerstrebte er nicht auf die Dauer, aber von militärischen Geheimartikeln, in Berlin und Weimar gemeinsam unterzeichnet, wollte er nichts wissen. „Immerhin gebührt Goethe das Verdienst, daß er „der Dichter" seiner Zeit der einzige war, der einen günstigen Moment mit rascher Energie ergriff, um eine Heilung des kranken deutschen Reiches zu versuchen." Bielschowski, „Goethes Leben" I, 326 f.

dieser Neigung seines Fürsten, in den preußischen Militärdienst einzutreten, mit großer Sorge entgegen und machte im Stillen seine bitteren Glossen darüber [1]). Mittlerweile, am 17. August 1786, war der große König gestorben, und am 3. September stahl sich Goethe aus Carlsbad [2]) weg, um die gleichsam „unterirdische Reise" anzutreten, die ihn auf fast zwei Jahre hinaus von den verdrießlichen politischen Händeln im Vaterlande fernhielt. Mit welchen Augen muß er alsdann die Beteiligung seines Fürsten an dem holländischen Feldzuge vom Jahre 1787 betrachtet haben [3]), besonders seitdem Karl Augusts Vorschlag, „diese protestantischen Gebiete Niederdeutschlands, wenn auch nicht dem Reiche, so doch einer für die Zukunft gedachten deutschen Verfassungsorganisation in einer möglichen Form anzu-

[1]) Vgl. u. a. Wilhelm Bode, „Ein Lebensabend im Künstlerkreise". Berlin 1908, S. 138 f.: „Denn auch Karl August war Soldat geworden, und darüber war in seinem Völkchen allgemeine Klage . . . . . Einige, die dem Fürsten näher standen, sagten ihm offen den allgemeinen Wunsch, daß er den preußischen Rock ausziehen und zu Hause bei den Seinen bleiben möge. Aber es half nichts. Goethe hatte schon 1785 resigniert: „Die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unseren Prinzen unter der Haut sitzt", nannte er diesen Zustand Karl Augusts, und er bat Freund Knebel: „Befleißige dich, dies Kreuz auch auf dich zu nehmen und mir nachzufolgen." (Brief vom 2. April 1785.)

[2]) Goethe hatte die Nachricht von dem Tode Friedrichs schon in Carlsbad erhalten. Vgl. Briefe, Bd. 8, S. 6.

[3]) Vgl. Ed. Heyck, „Deutsche Geschichte", Bd. III, Bielefeld und Leipzig 1906, S. 332: „Aber da trat die persönliche Art des Königs dazwischen. Von den Glückwünschen emporgetragen, die der rasche Erfolg nach sich zog, erließ er den reichen Niederländern jede Entschädigung für die sechs Millionen Taler Kriegskosten, aus jener Generosität heraus, die so leicht meint, sie koste nichts als einen Entschluß, und gab auch alle politischen Vorteile der gewonnenen Stellung aus der Hand. Im Haag befahl nun wieder England, das keinen Mann und keinen Penny aufgewendet hatte. Preußen rettete nicht einmal den Eindruck, den der sichere, stolze Anfang des Unternehmens gemacht hatte, und die sechs Millionen wurden der Anfang immer breiter klaffender Geldverlegenheiten, die den auf seine Unabhängigkeit so stolzen Staat Friedrichs des Großen bald zwingen sollten, wieder Subsidien zu nehmen."

gliedern", an der politisch unklugen Großmut Friedrich Wilhelms II. gescheitert war!

Mancher fragt vielleicht: was haben diese Dinge mit Goethes „Hexenküche" zu tun? Die Antwort auf diese Frage ist nicht schwer zu geben, aber sie muß von zweierlei Gesichtspunkten aus erfolgen. Wenn es auch ausgemacht ist, daß Goethe, als er von Italien zurückkam, von aller falschen Begierde nach der praktischen Tat geheilt war und lediglich als Dichter den heimatlichen Boden wieder betrat [1]), so wurde diese Resignation dennoch erst nach vorausgehenden schweren inneren Kämpfen geübt. Im „Wilhelm Meister" heißt es: „Der Mensch ist nicht eher glücklich, als bis sein unbedingtes Streben sich selbst seine Begrenzung bestimmt." Aber bei Goethe kommt oft und kam wohl auch in diesem Falle eine äußere Veranlassung dazu, um ihn erst recht seiner Begrenzung nach der Seite der Staatskunst hin bewußt werden zu lassen. Am 1. Juni 1787 schrieb er aus Neapel, wie folgt:

„Die Ankunft des Marquis Luccheſini hat meine Abreise auf einige Tage weiter verschoben; ich habe viel Freude gehabt, ihn kennen zu lernen. Er scheint mir einer von denen Menschen zu sein, die einen guten moralischen Magen haben, um an dem großen Welttisch immer mitgenießen zu können, anstatt daß unser einer, wie ein wiederkäuendes Tier, sich zuzeiten überfüllt und dann nichts weiter zu sich nehmen kann, bis er eine wiederholte Kauung und Verdauung geendigt hat. Sie gefällt mir auch recht wohl, sie ist ein wackeres deutsches Wesen." So weit der Bericht in der „Italienischen Reise" [2]), aber in dem ursprünglichen Briefe an Frau von Stein [3]) folgen die Worte: „Laß dich übrigens den Herzog von des Marquis Verdiensten unterhalten, er ist ein auf alle Weise schätzbarer Mann. . . . In ihm habe ich einen rechten Weltmenschen gesehen und recht gesehen, warum ich keiner sein kann."

[1]) Vgl. Bielschowski, „Goethes Leben" I, S. 485.
[2]) Vgl. Werke, Bd. 31, S. 270.
[3]) Vgl. Briefe, Bd. 8, S. 227.

Dieſer bei der ſpäteren Redaktion ausgelaſſene Paſſus iſt von beſonderem Intereſſe. Da der Marquis Luccheſini in den Geſchäften des Fürſtenbundes hervorragend tätig geweſen war und nachher die Geſchichte dieſer Vereinigung ſchrieb, hätte man meinen können, daß Goethe ſich mit ihm über dieſen Gegenſtand allein unterhalten habe. Aber der Fürſtenbund, der ſeinen Zweck ſchon erfüllt hatte, hatte im Jahre 1787 ſchon längſt aufgehört, aktuelle Intereſſen darzuſtellen [1]). Außerdem laſſen Goethes Worte klar erblicken, daß der Staatsmann ihn über den gegenwärtigen Stand der Welthändel unterrichtete und daß der Dichter dabei einen gewiſſen moraliſchen Ekel empfand. Zimmermann erzählt, unter Berufung auf den Fürſten von Deſſau, „der große König habe dem Grafen Luccheſini alle ſeine Geheimniſſe anvertraut; er verſtehe darum die innern Angelegenheiten des preußiſchen Hofes ebenſo gut als die auswärtigen. Auch der eigentliche und literariſche Freund des Königs ſei Luccheſini geweſen“ [2]). Zu einer Zeit alſo, wo Heuchler und „Achſelträger“ vom Gelichter eines Reichardt [3]) oder ſelbſt eines Zimmermann [4]) zu einem faſt kriechenden Lobe Woellners und Biſchoffwerders übergingen, erblicken wir in Luccheſini, trotz einiger ſpäter von Goethe an ihm gerügten Schattenſeiten [5]), jedoch im ganzen einen edleren

---

[1]) Vgl. Ed. Heyck, „Deutſche Geſchichte“, Bd. 3, S. 308: „Den Tod ſeines Gründers hat der Bund nicht überlebt; Karl Auguſts ſchöne deutſche Ideen, ihn unter preußiſcher Führung zu einer dauernden Verfaſſungsſchöpfung mit Zolleinigung, Militärkonventionen und einheitlichem Recht auszugeſtalten, erwieſen ſich als um Generationen verfrüht.“ Vgl. auch Heinr. von Treitſchke, „Deutſche Geſchichte im neunzehnten Jahrhundert“, Bd. I, 1904, S. 19.

[2]) Vgl. „Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm, kurz vor ſeinem Tode“. Von dem Ritter von Zimmermann, Leipzig 1788, S. 174 f.

[3]) Vgl. oben S. 120 ff.

[4]) Vgl. Rudolf Iſcher, „Joh. Georg Zimmermanns Leben und Werke“. Bern 1892, S. 367.

[5]) Vgl. Goethe an Voigt (1815), und folgendes Erlebnis aus der

Repräsentanten der Traditionen der großen Zeit. In solchen Gesinnungen kam ihm gewiß Goethe, der uns in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges sei der eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen, auf halbem Wege entgegen. Unter diesen Umständen dürfen wir als höchst wahrscheinlich annehmen, daß der Gegenstand des Gesprächs dieser beiden deutschgesinnten Männer in Neapel das Einst und Jetzt am preußischen Hofe und ganz besonders die im Augenblick verderbliche Richtung der Staatskunst in Berlin gewesen ist.

Für Goethes Haltung Preußen gegenüber war der Eindruck über seinen in Begleitung seines Fürsten im Jahre 1778 dort gemachten Besuch gewissermaßen vorbildlich geblieben. „Wir waren nur wenige Tage da [in Berlin und Potsdam], und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritätenkasten. Aber du [Merck] weißt, wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nahe geworden; da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören.“ [1]) Vier Hauptpunkte sondern sich aus diesem Berichte: der „Schön-Raritätenkasten“, derselbe Ausdruck, den der Dichter schon einmal gebraucht hatte, als er, auf den Höhen der Jugend stehend, zum ersten Male die große

---

„Campagne in Frankreich“ (1792): „Mein Fürst hatte mir aufgetragen, dem Marquis Luccheſini aufzuwarten, eine Abschiedsempfehlung auszusprechen und mich nach Einigem zu erkundigen. Bei später Abendzeit — nicht ohne einige Schwierigkeiten — ward ich bei diesem mir früher nicht ungewogenen, bedeutenden Manne eingelassen. Die Anmut und Freundlichkeit, mit der er mich empfing, war wohltätig; nicht so die Beantwortung meiner Fragen und Erfüllung meiner Wünsche; er entließ mich, wie er mich aufgenommen hatte, ohne mich im mindesten zu fördern, und man wird mir zutrauen, daß ich darauf vorbereitet gewesen.“

[1]) Vgl. Riemer, „Mitteilungen“, Bd. II, S. 60.

menschliche Komödie mit den Augen des Dramatikers las; [1]) die Versicherung, daß ihm beim Anschauen der Umgebung des großen Königs tausend Lichter aufgegangen seien; die Affen; die Lumpenhunde. Wenn man jemals in der Literaturgeschichte von einer Probe auf das Exempel sprechen darf, so hätten wir, wie es scheint, alles beides in diesem Bericht und in der „Hexenküche". Freilich erfolgte die Ausarbeitung unter veränderten Umständen und nach einer Reihe von Jahren. Aber anderseits war das Interesse des Dichters an dem dort Erschauten inzwischen lebhafter geworden. Sein Fürst war in den Strudel der neuen preußischen Politik hineingerissen worden, sein eigenes Geschick würde, falls er sich nicht von allen Welthändeln lossagte, um sich in sein ureigenes Gebiet der Dichtkunst zu retten, unfehlbar mit verwickelt werden, die erhoffte Gesamtorganisation und somit die Wahrung der höchsten und dauerndsten Interessen der deutschen Staaten war in unabsehbare Ferne gerückt, [2]) die Erhaltung des Bestehenden, „an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gewirkt hatte", war für alle protestantischen deutschen Länder in Frage gestellt. Aber treu seiner einmal angenommenen

[1]) Ob der Prolog zu den Puppenspielen doch schon vor dem Jahre 1772 konzipiert wurde? Vgl. Vierteljahrsschrift für Lit.-Geschichte, I, 147 ff. Jedenfalls bleibt die Parallele mit dem Briefe vom 10. September 1770 aus Straßburg äußerst interessant. „Jeder hat doch seine Reihe in der Welt, wie im Schönerraritätenkasten. Ist der Kayser, mit der Armee vorübergegangen. Schau sie, Guck sie, da kommt sich die Pabst mit seine Klerisey."

„Ach, schau sie, guck sie, komm herbei!
Der Papst und Kaiser und Klerisei!"

[2]) Goethe kam immer wieder auf die großen auswärtigen Verhältnisse Karl Augusts zurück, wobei er augenscheinlich die Erwartung des Herzogs, auf eine bessere Gestaltung der Reichsverfassung wirken zu können, im Sinne hatte. Vgl. auch Dr. Arthur Böthlingk, „Die holländische Revolution 1787 und der Fürstenbund, mit besonderer Rücksicht auf Karl August von Sachsen-Weimar". Bonn 1874. In diesen Verhandlungen spielte Bischoffwerder eine große Rolle.

Rolle erscheint der Dichter nicht als zürnender Weltweiser, sondern gleichsam als Spielmann, der den Schön-Raritäten-kasten mitführt und die Bilder „vor unseren Augen an dem unsichtbaren Faden der Zeit vorbeiwallen“ läßt. Früher angedeutete Bilder erscheinen hier den veränderten Zeitverhältnissen angepaßt und ergänzt: täppische Hände spielen mit dem Symbol der höchsten Gewalt, der Weltkugel, die samt dem Szepter der Hand des klugen Staatenlenkers entglitten ist, die Affen werden vermittelst eines Stiches ins Dämonische in Meerkatzen verwandelt, und zuletzt sind die Lumpenhunde, seien sie Emporkömmlinge und engste Vertraute des neuen Königs oder in jener „appetitlichen Höhle“, Nicolais Butike, versteckt, unschwer zu erkennen.

Erst in Italien scheint Goethe überhaupt an der Hand der inzwischen sich überstürzenden Ereignisse zum abschließenden Urteil über die Verhältnisse im eigenen Vaterlande gekommen zu sein. Das Resultat war für ihn kein erfreuliches. Zwar kehrte er klaren Sinnes und beruhigt über seine eigene Mission in die Heimat zurück. In den schönen Worten Herman Grimms: „Als Goethe Weimar verließ, war die Gesellschaft dort der Horizont, innerhalb dessen er sich einschloß; als er zurückkehrte, war Weimar nur der Punkt, von dem aus sich die Wirkung seines Dichtens und Trachtens über Deutschland und über die deutschen Grenzen hinaus verbreitete. Dasselbe alte Feuer war es, jetzt aber strahlte es von der Höhe eines Leuchtturmes weit in die Runde. Konzentrierter und ruhiger flammte es auf. Das hatte Rom an ihm getan.“ [1])

Allein, dieses Streben ins Universelle war mit dem gänzlichen Verzicht auf ein Leben der Tat verbunden, und selbst wenn Goethe es schließlich über sich brachte, für seine Person Resignation zu üben, so war das ein anderes, wenn er an die gefährdete gute Sache selbst und im besonderen an die Zukunft seines Fürsten dachte. Goethes Stimmung während des

[1]) Vgl. „Goethe in Italien“ (1861), aus: „Fünfzehn Essays“, Erste Folge[3], Berlin 1884, S. 157.

italienischen Aufenthaltes gerecht zu werden, fällt uns heutzutage sehr schwer, einmal weil er sich über diese Dinge ausschwieg, ganz besonders aber, weil für uns die große Umwälzung in Frankreich mit all ihren unberechenbaren Folgen dazwischenliegt. Ich zitiere deshalb, fast aufs Geratewohl, die Worte eines aufmerksamen Mitlebenden, die uns als Fingerzeig dienen können: „Wer sich so weit zurückdenken kann, weiß, wie allgemein gefühlt in dem Jahrzehnt vor der französischen Revolution die Notwendigkeit war, daß Männer von eigenen Verdiensten die Regierungsform der Bestregierenden, die monarchische Aristokratie, bilden sollten. Regenten wie der damalige Herzog von Braunschweig, von Weimar, weil sie selbst die geerbte Pflicht, zu regieren, durch das Erlernen und Üben des Regierens legitim machten, gaben Beispiele, aus Geadelten und Nichtgeadelten die Bestregierenden um sich zu versammeln. Der Geadelte war nicht mehr der zum Mitregieren Geborene, wenn er sich nicht als dazu erzogen erwies. Sobald nur Regenten ernstlich dieses wollten, fingen auch die Besseren des Adels an, sich würdiger so bilden zu lassen, daß man zweifeln konnte, ob sie nicht Neuemporstrebende (novi homines) seien, Männer, die erst Verdienste vererben wollten. Eben deswegen senkte sich der vermittelnde Stand damals gerne gegen die Wagschale des Volkes hin, je mehr sie das Bewußtsein hatten, daß sie auch dort den Besten gleich geachtet zu werden würdig seien und der deckenden Sonderung nicht mehr bedürfen." [1])

Wenden wir uns, mit diesem deutschen Ideal im Sinne, einen Augenblick an Mirabeau zurück, und machen wir eine kurze Zusammenstellung der schweren Verunglimpfungen, mit denen dieser Sturmvogel der Revolution Herzog Karl August, dessen politische Bestrebungen in Berlin und den Weimarer Musenhof überhaupt bedachte:

30. September 1786. „Diese Spezies von Elephanten-Baby."

[1]) Vgl. Dr. C. F. A. Schott, „Voß und Stolberg", S. 169.

14. Oktober. „Der Herzog von Weimar, der mit großem Fleiße versucht, etwas darzustellen, der aber, wenn der Schein nicht trügt, mit dem, was dazu gehört, schlecht ausgestattet ist.“

16. Oktober. „Der Herzog von Braunschweig ist über das dem Fürsten von Dessau gemachte Versprechen sehr ungehalten. Das einzig Anziehende an dem Fürsten ist seine ausgesprochene Vorliebe für mystische Erscheinungen und Visionen. Als Lavater sich auf der Reise nach Bremen befand, richtete der Fürst die inständigsten Bitten an ihn, in Dessau absteigen zu wollen, damit er ihm seine Verehrung bezeigen [l'adorer] könne. Dem Herzog von Weimar ist vielleicht ein ähnliches Versprechen gemacht worden. Derselbe teilt die Geschmacksrichtung des Fürsten von Dessau, besitzt aber mehr Geist und einen leidenschaftlichen Charakter. Er ist jedoch so verschuldet, daß seine militärischen Projekte auf nichts anderes hinauszulaufen scheinen, als ein preußisches Kommando zu ergattern und seine Finanzen aufzubessern.“

21. November. „Der Herzog vom Weimar kam gestern Abend an. Als arbiter elegantiarum galt er schon lange für einen eifrigen Förderer der Literatur und Kunst. Dem System nach ist er Nationalökonom, aber er hat das Temperament eines Verschwenders. Solche Generäle werden den siebenjährigen Krieg niemals erneuern.“

8. Dezember. „Dieser regierende Fürst, der sich einbildet, ein heller Kopf zu sein, weil er einen Rebus zu raten versteht, klug zu sein, weil er seine witzigen Einfälle verschluckt, Philosoph zu sein, weil er an seinem Hofe drei Dichter unterhält, und eine Art Held zu sein, weil er in vollem Galopp auf der Wolfsjagd und der Sauhatz reitet.“

Diese grenzenlos ungerechten Bitterkeiten mögen ihre Spitze Mirabeau verdanken, tragen jedoch die Berliner Machenschaft an der Stirn und konnten nur in solcher Luft gedeihen. Am allerpeinlichsten mußte Goethe die Vermengung Karl Augusts bei dessen neuen Bestrebungen mit solchen Sonderlingen wie der Fürst von Dessau und mit dem Kultus Lavaters

berühren. Zehn Jahre früher hatte er die Genugtuung gehabt, seinen Herzog in der preußischen Hauptstadt aufs herzlichste aufgenommen zu sehen; denn wie Wieland 1. Juni 1778 an Merck schrieb: „In Berlin ist alle Welt von unserem Herzog eingenommen. Das hat Bruder W[olfgang] wohl hübsch gemacht." Und jetzt welcher Unterschied! Man braucht nur anzunehmen, daß der zehnte Teil dieses Klatsches bis an Goethe in Italien durchsickerte — wer hätte ihn darüber gründlicher aufklären können als gerade der Marquis Luccheſini? — um des Dichters wachsenden Groll gegen die augenblickliche Konstellation in Berlin verstehen zu können. Das Venetianische Epigramm 34 b scheint aus dieser Stimmung hervorgegangen zu sein und trägt alle Merkmale entrüsteter, wenn auch würdiger Abwehr in sich:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.
Doch was prieſest du Ihn, den Taten und Werke verkünden?
Und bestochen erschien' deine Verehrung vielleicht;
Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
Niemand braucht' ich zu danken als Ihm, und manches bedurft' ich,
Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt.
Deutschland ahmte mich nach, und Frankreich mochte mich lesen.
England! freundlich empfingst du den zerrütteten Gast.
Doch was fördert es mich, daß auch sogar der Chineſe
Malet, mit ängstlicher Hand, Werthern und Lotten auf Glas?
Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen!"

Besonders bemerkenswert ist die ursprüngliche Lesart:

„Stand, Vertrauen, Gewalt, Garten und Wohnung und Geld",

wo unter „Stand" der Adel, unter „Vertrauen" das Anvertrauen der Staatsgeschäfte, unter „Gewalt" die amtliche Stellung als verantwortlicher Minister zu verstehen ist. In

der späteren Lesart greifen statt dieser andere Worte Platz, die vornehmlich auf den dichterischen Beruf zu beziehen sind: „Neigung, Muße, Vertraun", denn selbst das „Vertraun" gewinnt nunmehr einen anderen, inneren Sinn. Dieser eine Fall beweist mit völliger Klarheit, daß bei Goethe das Aufgeben der praktischen Tätigkeit ein allmählicher, von inneren Stürmen begleiteter Prozeß war. Mochte er sich seiner unabänderlichen Bestimmung als Dichter noch so klar bewußt sein, so griffen dennoch der Wunsch und die Gewohnheit, als Mann von eigenem Verdienst zur Regierungsform der Bestregierenden sich zu bekennen, der monarchischen Aristokratie mit anzugehören, lange Zeit störend dazwischen. Bei unserem Dichter ging dieser Prozeß innerer Klärung hauptsächlich in Italien vor sich, und die „Hexenküche" bildet, wunderlich genug, den dichterischen Niederschlag derselben [1]).

Unter diesen Verhältnissen ist das Beispiel Fausts von Wichtigkeit, um die Wahrheit des Gesagten zu erhärten. Besonders erweist sich die Zuhilfenahme des vierten Aktes im zweiten Teil als geradezu notwendig. Hier läßt Goethe seinen Helden, der soeben von Heroinen kommt, die „Kraft zu kühnem Fleiß" fühlen und sich vom Kaiser, dem sein Gefährte Mephistopheles vermittelst seiner magischen Künste Thron und Lande erhalten hat, den „grenzenlosen Strand" zu Lehen geben. Obgleich die in diesem Reiche beschriebenen Zustände eine mittelalterliche Färbung erhalten haben, erweisen sie sich bei näherem Zusehen als halb altherkömmlich, halb modern, wie es Goethes Zwecken ziemte, und wie das Preußen Friedrichs

---

[1]) Die bekannte von H. Düntzer und Ottokar Lorenz geführte Kontroverse über Goethes politische Tätigkeit hat nichts zutage gefördert, was nicht schon früher von Schöll und O. Harnack besser und treffender ausgesprochen worden wäre; mit Harnacks „Konstruktionen" hingegen, die etwas einseitig auf den „Wanderjahren" aufgebaut sind, habe ich mich wenig befreunden können. Vgl. „Goethe in der Epoche seiner Vollendung", Leipzig 1887, S. 214—229.

des Großen war, welches er im Auge zu haben scheint. In dem Kaiser sind jedoch keine der Züge des großen Herrschers, sondern vielmehr die von dessen Nachfolger zu erkennen.

Aber ehe wir das einzelne dieses Vergleichs ins Auge fassen, bleibt die Frage zu erledigen, wie wir uns zu dem ersten Akte des zweiten Teiles zu verhalten haben, der sich dazwischenschiebt. Mit den Szenen am Kaiserhofe hat diese Studie im allgemeinen wenig zu schaffen. Das dort vor unseren Augen entrollte Bild ist ein viel glänzenderes, komplizierteres, allgemeineres, und ganz besonders scheint der Betrug mit dem Papiergelde in erster Linie auf Begleiterscheinungen der französischen Revolution hinzudeuten. Trotzalledem könnte ich mich billig jedes Urteils über die Frage einer fortlaufenden Beziehung auf Friedrich Wilhelm II. enthalten. Einmal liegen die Entwürfe zu den beiden Akten dreißig Jahre auseinander; sodann haben wir aus Goethes Munde die bündige Versicherung: „Dieser [vierte] Akt bekommt wieder einen ganz eigenen Charakter, so daß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das Übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt.“ [1]) Eine Ausnahme jedoch scheint die älteste Schicht der Entwürfe zum ersten Akt zu bilden, und ganz besonders weist Paralipomenon 65 Beziehungen zum vierten Akt auf, die zu sehr in die Augen fallen, um übergangen zu werden. Das übrige müssen wir vor der Hand auf sich beruhen lassen.

[1]) Vgl. Gespräch mit Eckermann, 13. Februar 1831.

Ausläufer der Hexenküche.

I. An der Jahrhundertwende. Geisterbannen. Der erzfeste König Fortinbras (Paralipomenon 65).

In den frühesten Skizzen zum zweiten Teil des „Faust“ wurden als Beispiele für die Vergänglichkeit irdischen Ruhmes königliche Gestalten aus der jüngst vergangenen Zeit zitiert. Zu derselben Schicht von Entwürfen soll, nach Erich Schmidt [1]), die folgende selbständige Szene gehören. In beiden Gruppen vernimmt man denselben Ton edlen Zornes, in beiden werden, wie im Paralipomenon 100, Fausts Träume, in welchen „Geister des Ruhms der großen Tat“ erscheinen, gegen Mephistopheles' Worte abgewägt:

„Doch bist du nur erst hundert Jahr berühmt,
So weiß kein Mensch mehr was von dir zu sagen.“

Der Gegensatz wird im Paralipomenon 67 im folgenden zugespitzt:

Mephistopheles: „Geh hin, versuche nur dein Glück!
Und hast du dich recht durchgeheuchelt,
So komme matt und lahm zurück.
Der Mensch vernimmt nur was ihm schmeichelt.

Faust: „Die Menschheit hat ein fein Gehör,
Ein tiefes Wort erreget schöne Taten.
Der Mensch fühlt sein Bedürfnis nur zu sehr
Und läßt sich gern im Ernste raten.“

Es handelte sich demnach im folgenden Entwurf, dem wir jetzt nähertreten wollen, um die Kraft des edlen Beispiels eines heldenhaften Königs, dessen Andenken schon von den hinterlassenen gerngroßen Zeitgenossen verkleinert wurde.

(Aufführung am Hofe des Kaisers.)

„Bravo, alter Fortinbras, alter Kauz, dir ist übel zu Mute! ich bedaure dich von Herzen. Nimm dich zusammen. Noch ein paar Worte — wir hören sobald keinen König wieder reden.

[1]) Vgl. Paralip. 67, Werke Bd. 15, 2. Abt., S. 179.

Canz[ler]

Dafür haben wir das Glück die Weisen Sprüche Ihrer Majestät deß Kayſers deſto öfter zu vernehmen.

M[ephiſtopheles]

Das iſt was ganz anders. Ew. Ex[cellenz] brauchen nicht zu proteſtiren [1]); was wir andre Hexenmeiſter ſagen, iſt ganz unpraejudicirlich.

Fauſt

Stille, ſtille, er regt ſich wieder.

Fahr hin du alter Schwan! Fahr hin! Geſegnet ſeyſt du für deinen letzten Geſang und alles was du uns ſonſt (?) geſagt haſt. Das Übel, was du thun mußteſt, iſt klein dagegen.

Marſch[alk]

Redet nicht ſo laut; der Kayſer ſchläft, Ihre Maj[eſtät] ſcheinen nicht wol.

M[ephiſtopheles]

Ihre Majeſt[ät] haben zu befehlen, ob wir auf hören ſollen. Die Geiſter haben ohne dieß nichts weiter zu ſagen.

F[auſt]

Was ſiehſt du dich um?

M[ephiſtopheles]

Wo nur die Meerkatzen ſtecken mögen! ich höre ſie immer (?) reden (?). Es iſt, wie ich ſchon ſagte, ein Ertzfeſter König.

B[iſchof]

Es ſind heidniſche Geſinnungen, ich habe dergleichen im Marck Aurel gefunden. Es ſind die heidniſchen Tugenden.

[Marſchalck]

Glänzende Laſter! Und billig daß die Gſ. [Geſinnungen] ſämmtlich verdammt werden.

K[ayſer]

Ich finde es hart; was ſagt ihr, Biſchof?

B[iſchof]

Ohne den Ausſpruch unſerer all weiſen Kirche zu umgehn, ſollte ich glauben, daß gleich —

[¼ Seite leer]

[1]) Vgl. Paralip. 69:

Mephiſtopheles.

„Herr Canzler proteſtirt nur nicht!
Das was ein Geiſt in ſeinem Taumel ſpricht,
Das iſt politiſch unverfänglich."

M[arschalck]

Vergeben! — heidnische Tugenden, ich hätte sie gern gestraft gehabt; wenns aber nicht anders ist, so wollen wir sie vergeben — du bist vors erste absolvirt — weiter im Text

[Halbe Seite leer]

[Mephistopheles]

Sie verschwinden — Ohne Gestanck. Riecht ihr was? Ich nicht. Die Art Geister stincken nicht, meine Herren

Faust und Mephistopheles sind im obigen als Hexenmeister und Geisterbeschwörer am Hofe des Kaisers aufgetreten; letzterer liegt zu Anfang unserer Szene in einem traumähnlichen Schlafe da. In Gegenwart des Marschalls und des Kanzler-Bischofs, der wie der Erzbischof-Erzkanzler 10 930 als eine Person zu denken ist, wird von Faust der Geist eines Helden, der als „alter Fortinbras" angeredet wird, heraufbeschworen. Unter dem schlafenden Kaiser [König] ist Friedrich Wilhelm II. gemeint, der Marschall ist Johann Rudolf von Bischoffwerder, Adjutant des Königs [1]), und der Kanzler-Bischof in einer Person ist Johannes Christoph von Woellner, der schon am 5. Juli 1788 zum „wirklichen Geheimbden Etats- und dirigierenden Minister" ernannt wurde, mit dem Hinzu-

[1]) Obgleich dem Range nach nur Adjutant, hatte dieser Günstling sich große Gewalt und einen gefährlichen persönlichen Einfluß auf die Entschließungen seines königlichen Herrn zu verschaffen gewußt. Freiherr von Stein sagte von ihm: „Bischoffwerder ist schlau, beobachtend, verschlossen, phantastisch, bequem, genußliebend, weder durch Kenntnisse noch durch Beruf für Geschäfte vorbereitet." Vehse nennt ihn einen gutmütigen, aber bigotten Mann und fügt hinzu: „Mit der Lichtenau befand er sich im ewigen Kampfe. Sie konnte ihn aber nicht stürzen, weil der König auf alle ihre Klagen stets antwortete: „Nicht Bischoffwerder, sondern Ich habe es so gewollt." Von der Marwitz (Bd. I², 15) beschreibt ihn, wie folgt: „Der Favorit des Königs, welcher den Staat beinahe regierte, war der General Bischoffwerder . . . . . Wenn der König fort war, so fehlte es nicht an Personen, die bei Bischoffwerder etwas anzubringen hatten, und unter vielen Bücklingen sich ihm näherten." Diese Eigenschaften sind sämtlich für die Rolle des Marschalls bei Goethe wie geschaffen.

fügen, daß der König ihm „aus besonderem Vertrauen das geistliche Departement zu konferiren geruht". Wir haben uns die Faustszene ungefähr so vorzustellen, wie Förster, angeblich nach einer persönlichen Mitteilung der Lichtenau, uns die historische Tatsache erzählt. In geheimer Konklave gaukelten die Geisterbanner dem Prinzen Thronfolger die Gestalten derjenigen Abgeschiedenen vor, die er zu sehen verlangte. Diesmal waren es der römische Kaiser Mark Aurel, der Philosoph Leibnitz und der Große Kurfürst. Man hätte mit demselben Apparat dem Verlangen nach Karl dem Großen, Aristoteles und Ludwig XIV. genügen können, aber die Zauberer waren zum voraus sicher, daß ihr königliches Opfer von denen, die man ihm vorschlug, gerade diejenigen wählen würde, für deren Erscheinung Vorsorge getroffen war. Da Goethe sich die Geisterbeschwörung als nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. stattfindend denkt, blieb ihm die Möglichkeit offen, die Gestalt des Großen Kurfürsten gegen die Friedrichs des Großen umzutauschen, während der Kaiser Mark Aurel auf sehr geschickte Weise noch für Goethes Zauberstück verwertet wurde. Bei der historischen Begebenheit handelte es sich darum, daß der Thronfolger das bündige Versprechen leisten sollte, von seiner Mätresse zu lassen. Wir dürfen also annehmen, daß der heraufbeschworene „Geist des großen Ahnherrn" von Bischoffwerder dazu bestellt war, eine volltönende Rede zum Lobe der Tugend zu halten. Da es den Günstlingen Woellner und Bischoffwerder jedoch in Wirklichkeit darum zu tun war, die Rietz-Lichtenau kaltzustellen, um den willensschwachen Prinzen ihren eigenen selbstsüchtigen Plänen um so geneigter zu machen, so löst sich der moralische Zweck des Manövers in Wohlgefallen auf, und uns bleibt nur das widrigste, entwürdigendste Ränkespiel übrig, bei dem einzig der panische Schrecken des „zum Tode erschöpften Prinzen" erheiternd wirkt. Ihm war gestattet worden, Fragen an die Abgeschiedenen zu richten, allein er war nicht imstande gewesen, auch nur einen Ton über die Lippen zu bringen.

Wenn wir nun an uns die Frage richten, was Goethe mit der dramatisch sehr wirksamen Fortinbrasszene bezweckt hat, so liegt es sehr nahe, einen Vergleich mit der dem Dichter wohlbekannten Beschwörungsszene in Shakespeares Macbeth (IV, 1) anzustellen. Nachdem die drei Hexen vermittelst Spiegelfechtereien Macbeth in seinem verderblichen Wahn bestärkt haben, begegnen sie der bangen Frage des Monarchen nach der fernen Zukunft [„Wird Banquos Same je dies Reich regieren?"] mit einer schadenfrohen, pantomimischen Erscheinung, welche zugleich den König aufklären und ihm das Herz beschweren soll.[1]) Acht Könige aus der Linie des verhaßten Nebenbuhlers erscheinen, die Gestalt des „blutdurchsiebten Banquo" mustert den geisterhaften Zug, und dieser lächelt Macbeth höhnisch zu, indem er auf die acht Könige deutet, um sie als die Seinen zu bezeichnen. Etwas Analoges, aber dabei etwas unendlich mehr Verinnerlichtes haben wir uns bei der Erscheinung in Goethes Szene zu denken. Das engverwandte Paralipomenon 63 erzählt von einer ähnlichen, unmöglich aber von derselben[2]) Geistererscheinung, wie folgt: „Über die Wahl der dritten Erscheinung wird man nicht einig, die herangezogenen Geister werden unruhig; es erscheinen mehrere bedeutende zusammen. Es entstehen sonderbare Verhältnisse, bis endlich Theater und Phantome zugleich verschwinden." Wie dem auch sei, handelt es sich für uns im Augenblick nur um eine Erscheinung von unmittelbarer Tiefe und Gewalt, — um das Auftreten des trauernden, ja fast fassungslosen und doch wieder unendlich würdevollen Geistes des Großen Königs. Kaum fünf Wochen nach Friedrichs Tode konnte Mirabeau schon folgendes berichten: „Zwei Drittel der Einwohner Berlins sind im Augenblick damit beschäftigt, heftig deklamierend zu beweisen, daß Friedrich II. ein Mann von mäßigen, wo

[1]) „Erscheint dem Aug' und quält den Sinn:
Wie Schatten kommt und fahrt dahin."

[2]) Vgl. Mephistopheles' Bemerkung oben: „Die Geister haben ohne dies nichts weiter zu sagen."

nicht gar von geringen Fähigkeiten gewesen sei. Ach! könnten jene großen Augen, welche, seinen Wünschen gehorchend, die Herzen der Menschen verführten oder erschreckten, — könnten die einen einzigen Augenblick nur aufgehen, wo fänden dann diese hirnlosen Schmarotzer den Mut, vor Scham den Geist aufzugeben?" Drei Jahre nach Friedrichs Tode schrieb die Kaiserin Katharina von Rußland: „Es ist ohne Frage seltsam, mit welcher Subtilität man dem Ruhm und dem Namen Friedrichs II. zu schaden sucht, und das druckt und veröffentlicht sich in Berlin; dieser große Mann ist indes nicht ersetzt."

In dem mit Nr. 65 gleichzeitigen Paralipomenon 67 findet sich folgende, zweifellos auf Friedrich II. [1]) hinweisende Stelle:

„Nach kurzem Lärm legt Fama sich zur Ruh,
Vergessen wird der Held, so wie der Lotterbube.
Der größte König schließt die Augen zu
Und jeder Hund bepißt gleich seine Grube."

Damit sind gewiß „Lumpenhunde" gemeint, ähnlich denen, welche Goethe bei seinem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1778 über „den alten Fritz" räsonnieren hörte. [2]) Dabei fallen uns auch die Meerkatzen ein, die als kleine versprengte Truppe aus der „Hexenküche" hier einen kümmerlichen Unterschlupf gefunden haben. Wahrscheinlich sind sie, wie sie hier erscheinen, mit den tuschelnden Kielkröpfen im Paralipomenon 50 zur „Walpurgisnacht" zu vergleichen. Ob Faust jedoch an dieser Stelle durch ihr Geschwätz etwas erfahren soll, wie es dort geschieht, ist sehr die Frage. Die Meerkatzen in der „Hexenküche" empfinden als dämonische Wesen im Hexenhaushalt Schadenfreude, sehen aber weder als obskurantische Rationalisten noch als „aufrichtige Dichter" sehr weit. Wahrscheinlich sollten sie wieder, nach der Art der Lumpenhunde, räsonnieren, diesmal über den alten Helden und den Inhalt seines Schwanengesanges. Das Xenion von Schiller,

[1]) Die Bemerkung findet sich schon bei Max Morris, „Goethe-Studien", Bd. I², S. 176.

[2]) Vgl. oben S. 138.

Der Wichtige,

„Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,
Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab,"

paßt nicht schlecht sowohl zu der vorliegenden Situation wie zu der Rede des Katers (Nicolai) in der „Hexenküche" über die Weltkugel. Auch Goethes Distichon auf

Die allgemeine deutsche Bibliothek,

„Zehnmal gelesʼne Gedanken auf zehnmal gedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Blei stumpfer und bleierner Witz,"

betont das Triviale der rationalistischen Ware aus der Werkstätte Nicolais. Wahrscheinlich sollte in unserer Szene gerade dieses Element den unvergänglichen Gedanken des Geistes entgegengehalten werden.

Des vorigen Vergleichs mit „Macbeth" unbeschadet, dürfen wir in dem „alten Fortinbras" sofort eine Beziehung zu dem Geist im „Hamlet" sehen, aus welchem Stück der Name Fortinbras auch stammt. Das „Faule im Staate Dänemark" läßt den Helden nicht im Grabe ruhen. Mit einer Miene, „mehr des Leidens als des Zorns", erscheint er und gibt in Gesang und Rede einen Vergleich des Einst und Jetzt, welcher Faust in Erstaunen und Entzücken versetzt [1]).

[1]) Unter dem Übel, was er hat tun müssen, welches Faust im Vergleiche mit den Segnungen seiner Regierung klein findet, kann man, je nach dem eingenommenen Standpunkt, zwei verschiedene Dinge verstehen. Einmal könnten hier die Greuel des Siebenjährigen Krieges und die damit verbundene, gelegentlich harte Behandlung der kleineren deutschen Staaten von seiten Preußens gemeint sein; anderseits käme die aus der französischen Regie und den sonstigen Monopolen Friedrichs entstehende ungeheure Steuerlast und das, was Mirabeau „die Manie, sämmtliche Geschäfte des Königreichs in anderthalb Stunde zu expedieren" nennt, in Betracht. Nichts hindert uns, beide Gruppen von Erscheinungen als kontribuierende Ursachen gelten zu lassen. Von „allerhand kleinem Regiedruck" zu reden [vgl. Max Morris, „Goethe-Studien" [2] I, 177], von welchem man in Preußen nach dem Tode Friedrichs des Großen „erleichtert aufatmete", geht nicht an. Es war gerade das leichtfertige Beiseiteschieben der ernsten Arbeit eines halben Jahrhunderts von seiten der Berliner

In der ersten Anrede hatte Mephistopheles den Geist um „noch ein paar Worte" gebeten und hatte hinzugefügt: „wir hören sobald keinen König wieder reden". Dieses ist mit Hamlet I, 2, 186 zu vergleichen:

Horatio: „Ich sah ihn einst, er war ein wackrer König.

Hamlet: Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem.
Ich werde nimmer seinesgleichen sehn."

Um der Bezeichnung „alter Kauz" das Anstößige zu nehmen, sei hier an Hamlets Worte I, 5, 150: „Art thou there, truepenny" [„ehrliche Haut"]? und an die ganze Haltung der Zeitgenossen Shakespeares, Geistererscheinungen gegenüber,

---

und die fahrlässige Handhabung nationaler wirtschaftlicher Probleme seitens der Behörden, was die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. in der Geschichte zu einem kolossalen, verderbenbringenden Mißgriff gestempelt hat. Wir werden unten sehen, daß Goethe diesen Dingen einen anderen Maßstab anlegte. Er verklärte oft auf unvergleichliche Weise in dichterischen Bildern, was er vorher als Weltmann, ja selbst als gewesener, verantwortlicher Minister, durch ernste Denkprozesse innerlich verarbeitet hatte. Kein Berufener zweifelt wohl heute mehr daran, daß die Umkehr zu den Regierungsgrundsätzen Friedrich Wilhelms I., jenes großen Organisators, manches für sich hatte. Es war aber nicht sowohl eine Frage wegen Prinzipien, als wegen eines lebendigen, von einem großen Herrscher geleiteten Organismus. Roscher, der die Sache durchaus nicht leicht nahm, urteilt folgendermaßen: „Der Gedanke der Erziehung eines Volkes durch den Staat, in der Übergangszeit vom Mittelalter zu den höheren Kulturstufen gewiß nicht ganz unberechtigt, zumal unter einem Herrscher wie Friedrich der Große, scheint Mirabeau eine einfache Verkehrtheit. Er hat völlig recht, wenn er das Friderizianische System mit seiner ungeheuren Spannung ein für die Untertanen höchst drückendes nennt. Daß aber der Zweck, einen so kleinen und gefährdeten Staat zur europäischen Großmacht zu erheben, durch andere Mittel in viel weniger drückender Weise erreicht werden konnte, hat er nicht erwiesen." „Geschichte der Nationalökonomie in Deutschland", S. 416. Wir kommen also ganz naturgemäß und wie von selbst auf die Episode von Philemon und Baucis im fünften Akt des „Faust". Goethe hat darin eine durch hohen symbolischen Sinn verklärte Handlung beschrieben, welche m. E. etwas zu dem „Übel was du tun mußtest" in der Fortinbrasszene ganz Analoges bietet.

erinnert. Die Antwort des Mephistopheles ist, mit Zuhilfenahme von Paralipomenon 69, auf eine doppelte Weise als Spott zu deuten:

„Herr Kanzler, protestiert nur nicht;
Das was ein Geist in seinem Taumel spricht,
Das ist politisch unverfänglich."

„Was wir andere Hexenmeister sagen," fügt er in unserer Szene hinzu, „ist ganz unpraejudizierlich". Dabei ist wohl zu verstehen: „Die Vermengung der Politik mit der Religion, die Ihr Hexenmeister am Hofe treibt, ist freilich etwas ganz Anderes". Wir werden gleich unten aus dem vierten Akt ersehen, daß der Bischof selber nicht nur als der ärgste Hexenmeister, sondern noch dazu als Heuchler hingestellt wird. Nach der zweiten Rede des Mephistopheles, „Es ist, wie ich schon sagte, ein erzfester König", wetteifern Bischof und Marschall miteinander in der Verdammung der „heidnischen Gesinnungen", welche sie aus dem Munde des Geistes gehört haben.

Diese als „heidnische Tugenden" qualifizierten Gesinnungen haben wir uns als in Reden geäußert vorzustellen, wie sie Friedrich der Große in Wirklichkeit als Lebender gehalten hatte. Der ungemein realistische Schluß der Szene bezieht sich auch auf des Königs „antik heidnische Tugenden" und ist mit Zuhilfenahme von Faust 7953—7956 zu erklären.:

Mephistopheles: „Auf meinem Harz der harzige Dunst
Hat was vom Pech, und das hat meine Gunst;
Zunächst der Schwefel . . . Hier bei diesen Griechen
Ist von dergleichen kaum die Spur zu riechen."

Der anmaßende und bigotte Marschall — „bigott" scheint unter den Zeitgenossen eine ständige Bezeichnung für Bischoffwerder gewesen zu sein — möchte solche „glänzenden Laster" öffentlich von der Kirche verdammt sehen. Der unselbständige König, welcher ganz unter dem Einflusse gerade dieser Ratgeber zu sein scheint, bittet den Bischof um eine autoritative Entscheidung des Falles. Dieser sucht sich nach den Umständen zu richten. Ganz in der Manier des glatten Woellner, zögert

er einerseits, „sollte [aber anderseits] glauben, ohne den Ausspruch unserer allweisen Kirche zu umgehen, daß gleich —". An diesem Punkte fällt ihm der offenere und geradere Marschall mit einem kurzen „Vergeben!" ins Wort. Von der Höhe seiner Würde aus läßt er sogar als weltlicher Richter die Sonne seiner Gnade über Mephistopheles scheinen. Letzterer entläßt darauf die Geister und bespricht auf charakteristische Weise die Art ihres Verschwindens. Die Bezeichnung „alter Fortinbras" ist nach mehr als einer Richtung hin interessant. In Shakespeares Hamlet sind die Herrscher dieses Namens beide, Vater und Sohn, aber ganz besonders der Vater, die starken Vertreter der konstituierten königlichen Gewalt, und der sterbende Hamlet gibt zugunsten des jugendkühnen Fortinbras zu seinem Nachfolger seine Stimme ab. Fernerhin hat Goethe durch den Gebrauch dieses Namens für den Geist Friedrichs des Großen für uns den Kreis des germanischen Heldentums in seinem Geiste gleichsam symbolisch beschlossen, denn auch Siegfried tritt im Nibelungenlied auf als der „Held ze sînen Handen".

Ausläufer der Hexenküche.

II. Am Lebensabend. Aus dem vierten Akt des zweiten Teils.

Es wurde schon einmal früher angedeutet, daß wir Fausts Wendung zum Genuß in der Hexenküche stets im Zusammenhange mit seiner späteren Umkehr zur Tat zu erblicken haben. Dort wurden gewisse politische, ökonomische und literarische Zustände mit Spott übergossen; im vierten Akte des zweiten Teiles, wo es galt, seinen Helden einem Leben der Tat zuzuführen, werden wir nunmehr desselben politischen Treibens in der nämlichen Umgebung gewahr. Dazwischen liegt eine Zeit, wo Faust, noch im Banne der Helena-Szenen, von einem Leben der Tat träumt, welches sich zwar auf dem heimatlichen Boden, aber dennoch fern von dem deutschen Norden abspielen soll. Im Paralipomenon 63 findet sich ein solcher Plan. Zeilen 95—105 zeigen deutlich, daß es sich hier um „große Güter" handelt, die durch Betrug in den Besitz der Mönche gekommen sind, deren Händen Faust sie entreißt. Derselbe ist also hier als ein etwa in der Rheingegend ansässiger, mächtiger Feudalherr gedacht. In den Paralipomenis 68 und 70 ist die Sache schon anders geworden. Faust spricht schon davon, „wie er regieren und nachsichtig sein wolle". Da von den Nachkömmlingen die Rede ist, muß es sich um einen zu vererbenden, großen Besitz handeln. In dem späteren, 16. Mai 1831 datierten Paralipomenon 178 ist der frühere Plan kaum wieder zu erkennen. Die Verwirrung im Reiche dauert fort. Der Gegenkaiser ist sogar schon erwählt und angekommen. Faust wünscht aus alter Anhänglichkeit dem Kaiser zu helfen. Er widersteht den Lockungen großen Besitzes und eines sardanapalischen Lebens, welches Mephistopheles ihm vorgaukelt. „Beneidenswert sind ihm die Anwohner des Meeresufers, das sie der Flut abgewinnen wollen. Zu diesen will er sich gesellen.

Erst bilden und schaffen." Nach dem Siege des rechtmäßigen Kaisers „bringt Faust seine Ansprüche vor an die unfruchtbaren Meeresufer. Man ist zufrieden, ihn so leicht abzufinden. Er wird damit beliehen und geht, um davon Besitz zu nehmen".

In dieser langen Reihe von Entwürfen und Plänen, welche sich sämtlich um den Punkt drehen, wie Faust vom Genuß zur Tat übergehen soll, ist eine auf- und absteigende Linie zu erkennen. Dort, wo sie am höchsten steigt, ist von großer Macht, vielleicht gar von einem Angebot der höchsten Gewalt [1]) die Rede. Bald aber finden wir ihn auf der Seite des rechtmäßigen Herrschers. Von diesem Augenblicke an steigt die Linie, mit der zunehmenden Schwäche des Reiches stets Schritt haltend, immer tiefer ab, bis sie den Nullpunkt erreicht; denn das, was Faust nunmehr von dem Kaiser als Lehen verlangt, ist erst zu schaffen und hat vorläufig keinen reellen Wert. Die ganze Bedeutung dieses Schrittes wird uns erst in dem Augenblick klar, wo wir begreifen, daß Faust für sich das anscheinend Wertloseste eines unendlich wertvollen, nunmehr gefährdeten nationalen Besitzes verlangt. Das ehrwürdige, geheiligte Ganze befindet sich in den Händen unfähiger Menschen; es zerrinnt vor seinen Augen, denn von Goethes eigener Zeit und von den Vorboten der Weltumwälzung ist die Rede. Wenn der Dichter demzufolge seinen Helden aus dem Bereich dieses, wie es schien, dem Untergange geweihten Gemeinwesens dasjenige sich ausbedingen läßt, was selbst der rechtmäßige Besitzer nicht achtet, so löst er die Dissonanzen in der eigenen Brust in unendliche Harmonien auf. Zugleich erscheint Faust nicht nur als titanischer Einzelherrscher, der sich getraut, aus diesen Trümmern die schöne Welt mächtiger, prächtiger in seinem Busen wieder aufzubauen, sondern symbolisch als der Vorkämpfer der modernen Welt, wie dieser an der Schwelle des neuen Jahrhunderts in „Paläophron und Neoterpe" uns zuruft:

[1]) Vgl. Paralipomenon 179.

„Ihr Bürger, merket auf mein wahres Wort!
Die Fähigkeit ist, was den Menschen glücklich macht,
Die, erst das Gute schaffend, bald ein Übel selbst
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf beizeiten morgens! ja, und fändet ihr
Was gestern ihr gebaut, schon wieder eingestürzt,
Ameisen gleich nur frisch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen selbst
Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, eine Ewigkeit zur Lust."

Hier ist alle Bitterkeit über die Weltlage schon verschwunden. In der Faustszene hingegen, welche erst dreißig Jahre darauf konzipiert wurde, als das schwerkranke Vaterland schon längst wieder gesundet war, welch unbeschwichtigter Unwille, welch vernichtende Satire! Für sich, für seine Dichterhälfte, konnte Goethe den vorigen Zustand vergessen; für seine Faustdichtung, in welcher der ganze Tatendrang seines anderen Ichs aufgestapelt war, keineswegs. Das gewaltigste der Faust-Paralipomena konnte der Dichter in einem heiteren Augenblick in das Zahme Xenion verwandeln:

„Komm her! wir setzen uns zu Tisch,
Wen möchte solche Narrheit rühren!
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fisch,
Wir wollen sie nicht balsamieren."

Im vierten Akte des „Faust" hingegen rührt ihn die Narrheit immer noch gewaltig. Dieses Interesse entspringt einerseits der immer noch nicht zur Ruhe gekommenen Prometheusstimmung des Faustdichters, und anderseits der erhabenen Unpersönlichkeit der Weltweisen, der in einem realistischen Augenblicksbild die Erfahrungen von zwei Menschenaltern der Nachwelt überliefert. Von jener Seite aus betrachtet, entspricht dieser vierte Akt als dichterisches Produkt folgendem in dem Prolog zu den Puppenspielen beschriebenen, hier wie dort symbolisch zu verstehenden Stücke:

„Da kommt mir ein Titanensohn
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt' und Wäldern, einem Hauf,
Mit Schlachtfelds-Lärm und liebem Sang,
(Es wankt die Erd', dem Volk ist's bang)
Und trägt sie eben in einem Lauf
Zum Schemel, den Olymp hinauf."

Verglichen mit solchen Kraftproben seines Helden ist im vierten Akte Goethe selbst zu einer ganz anderen Person geworden; er verschwindet ganz hinter seinen Charakteren. Gerade in diesen Szenen tritt Weltgeschichtlich-Weltgerichtliches zur Schau. Der Dichter scheint zu lächeln, er allein, denn die handelnden Personen treten ernst und feierlich auf, und selbst Mephistopheles zeigt etwas Gravitätisches. Mit einem Dichter wie dieser einundachtzigjährige Greis spaßt selbst sein eigener Kammerdiener nicht. Das Ganze entbehrt jeder Glosse, die Charaktere bringen ihre eigene Motivierung mit; sie leben sich selber aus. Das Stück ist einfach, folgerichtig, großzügig entworfen; aber alles darin ist mit Magie durchtränkt. Es ist gleichsam eine Walpurgisnacht bei Tage, wo Mephistopheles den Vorrang seinem und seiner Raben Meister überläßt. Letzterer erscheint auf der Bühne ebensowenig, wie in der ausgeführten Walpurgisnacht der Satan selbst, wird jedoch hier wie dort als die treibende Kraft des Ganzen hingestellt.

Mit diesem Nekromant von Norcia hat man bisher nicht recht gewußt, etwas anzufangen, mit der einzigen Ausnahme von Baumgart, der zu „jenem hohen Meister" bewundernd hinaufschaut und die „Unterschätzung des geistig-idealen Faktors" durch den Kaiser und die deutsche Reichspolitik „gedankenlos-frivol" nennt [1]). Das Entgegengesetzte findet sich bei Witkowski, der in seiner sonst lehrreichen Anmerkung zu der Stelle von „dem überflüssigen und ablenkenden Motiv des Nekromanten von Norcia" spricht. Mit der von Goethe erfundenen

[1]) Vgl. „Goethes Faust als einheitliche Dichtung". Königsberg i. Pr. 1902, Bd. II, S. 401.

Vorgeschichte des Zauberers (10439—10447) haben wir hier nichts zu tun. Sein gegenwärtiges Amt als Schlachtengewinner für den Kaiser ist das Entscheidende.

„Er bleibt dir hoch verpflichtet,
Auf deinen Gang in Sorge stets gerichtet.
Von jener Stund' an ganz vergaß er sich,
Er fragt den Stern, die Tiefe nur für dich.
Er trug uns auf, als eiligstes Geschäfte,
Bei dir zu stehn. Groß sind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfsinn schilt es Zauberei."

(10447—10454.)

Zu der stattlichen Zahl von Beispielen [1]) solcher hilfsbereiten Zauberer ist folgendes hinzuzufügen: „Der König von Preußen habe auch einen Rechner [Magier] gehabt, der ihm im vorletzten Krieg erstaunliche Dienste geleistet haben soll. Die Geister wären ihm sehr gewogen gewesen, nun aber haben sie ihn, weil er überall keinen Glauben habe, verlassen. Alle großen Menschen, welche viel Aufsehen in der Welt gemacht haben, haben einen Spiritus gehabt, wenige aber haben einen ganz guten Gebrauch davon gemacht." Derjenige, der dieses berichtet, ist kein anderer als unser „größter aller Hexenmeister", Lavater, in seiner Schrift: „Lavaters Protokoll über den Spiritus Familiaris Gablidon". Frankfurt und Leipzig 1787, S. 56. Diese wunderlichste aller wunderlichen Erzeugnisse aus Lavaters „Miraculatorium" wurde schon im September 1781 als Manuskript an Goethe geschickt [2]). Letzterer quittierte am

[1]) Bequem bei Witkowski „Goethes Faust". Leipzig 1906, Bd. 2, S. 359 f.) nachzulesen.

[2]) Als die unautorisierte, mit einer geharnischten Einleitung versehene Publikation sechs Jahre darauf erschien und überall großen Unwillen erregte, erhob Lavater [Ausgewählte Schriften Bd. I, S. 254] ein Zetergeschrei über „gestohlene Collectanea, dem Publikum unter dem saubern Vorwand: ‚man verbreite solche schädliche Schriften im stillen' aufgedrungen". Wie es nur zu oft bei dem Züricher Propheten der Fall war, deckte die Äußerung eine Unwahrheit mit einer halben Wahrheit zu. Lavater behauptete nämlich, das Manuskript „einem einzigen, äußerst anti-

14. November über den Empfang in einem längeren Briefe, worin folgendes sich findet: „Ich bin geneigter als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem swedenborgischen Geistesuniversum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menschlicher Exkremente durch eine feine Gärung abgesondert und der reinlichste Zustand, in den wir versetzt werden können, empfunden werde. Was soll ich aber zu Geistern sagen, die solchen Menschen gehorchen, solches Zeug vorbringen und solche Handlungen begehen? Ich weiß wohl, wie du solche Dinge zusammenhängst, und will dich weder widerlegen noch bekehren, mir aber wenden sich die Eingeweide bei dergleichen Torheiten um, besonders da mir das Schädliche davon so oft sichtbar geworden ist." Wenn man das im Jahre 1809 verfaßte biographische Schema zu „Dichtung und Wahrheit" zum Jahre 1775 mit dem Obigen zusammenhält, so wird man der großen fortlaufenden Wichtigkeit der Erscheinung für Goethe und für dessen „Faust" gewahr: „Antagonism. Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild. Die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen. Wirklichkeits-Wunsch. Graf Thun. Faust." Die beiden Äußerungen decken sich im Grunde ganz genau. Graf Thun, der das ganze Gablidon-Material seinem Freunde Lavater zur „Untersuchung" übermittelte, scheint, trotz sonstiger unleugbar guter Eigenschaften, ein „momentaner Erznarr" gewesen zu sein.

gläubischen Menschen" mitgeteilt zu haben. In Wirklichkeit hatte er es in dem ganzen Weimarer Kreise aufs fleißigste zirkulieren lassen, und auch andere Leute wußten davon. Schon im Jahre 1786 gab Wieland dem Helden seiner Erzählung, „Der Stein der Weisen", den Namen „Gablitone" und zog damit mit bewußter Absicht die ganze Geschichte ins Lächerliche und Frivole. Hinsichtlich der Wichtigkeit von Lavaters Schrift über „Nathanael" für die ganze Auffassung in der Studie „Hexenküche I" [vgl. oben S. 64 ff.], ist es interessant, hier feststellen zu können, daß der Herausgeber des Protokolls S. 14 ganz besonders scharf gegen Lavaters „Nathanaelische Schnellgläubigkeit" zu Felde zieht.

Goethe nennt ihn „einen betrogenen Laffen" und seine beiden Helfershelfer „ein paar Schelme". Auf andere wichtige Seiten der sonderbaren Publikation werden wir unten zurückkommen. Die Hauptsache im Augenblicke bleibt, daß Lavater nicht nur eine Schrift von echt rosenkreuzerischer Tendenz verfaßte und kolportierte, sondern darin auch das Andenken Friedrichs des Großen auf heimtückische und, wenn man die damalige Spannung der Geister in Betracht zieht, auf gemeingefährliche Weise verunglimpfte. Schon im Jahre 1781 betonte Goethe „bei dergleichen Torheiten das Schädliche". Um wieviel mehr mußte der vor- und zurückschauende Faustdichter fünfzig Jahre später darauf bedacht sein, seinem dramatischen Bilde der dekadenten Zustände am preußischen Hofe im Jahrzehnt 1787 bis 1797 gerade diesen Zug einzuverleiben!

Es versteht sich von selbst, daß Goethe sich keineswegs damit begnügte. Alle diese Dinge wurden zu Gefäßen für die herrlichste Poesie. Selbst der Nekromant von Norcia bildet keine Ausnahme. Mit zunehmenden Jahren steigerte sich bei Goethe die Abneigung gegen jede Abstraktion. Er brauchte für die wahrgenommene Tatsache, daß hinter der Rosenkreuzerei an den Höfen ein geheimes Böses steckte, was er sonst kurzweg „den leibhaftigen Satan" nannte, eine poetische Verkörperung. Diese stellt der Nekromant von Norcia dar. Zugleich aber vollzog sich in des Dichters Seele eine damit verwandte Gedankenverknüpfung. Benvenute Cellini, die Sibyllenberge, die Goldmacherkunst und die Wundersucht [1])

[1]) Vgl. „Benvenuto Cellini", Anhang, Kap. XII: „Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Äußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist. . . . Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares Verhältnis zu einer göttlichen und geistigen Welt, in welchem wir das Künftige voraus zu empfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren, in denen das sonst so stumme Weltall bei Schicksalen außerordentlicher Menschen seine Teilnahme zu äußern scheint . . . Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unseres Helden gerichtet, als ihm ein sizilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht."

boten ihm ein äußerst bezeichnendes Vorbild für die alchimistische Seite der neuen Rosenkreuzerei. Seit dem Jahre 1779 stand Woellner in Berlin, unter dem Ordensnamen „Ophiron" oder „Chrysophiron", „an der Spitze von 26 Zirkeln mit etwa 200 Mitgliedern, zu denen Prinzen und Offiziere, Edelleute und hohe Staatsbeamte gehörten". Sie nannten sich „Gold- und Rosenkreuzer", und Woellner selbst gab das Ziel des Ordens folgendermaßen an: „Die Ehre des Allmächtigen in einer gefallenen Welt zum Glücke des Menschengeschlechts durch die von der göttlichen Barmherzigkeit den höchsten Ordensherren allein verliehenen übergroßen Kenntnisse und Kräfte mächtig zu befördern." Unter dem Bilde des Bergvolkes hat Goethe, wieder mit Anlehnung an die Sibyllenberge, den ganzen Ideenkomplex tiefpoetisch zusammengefaßt:

Faust (zum Kaiser):

„Du weißt, das Bergvolk denkt und simuliert,
Ist in Natur- und Felsenschrift studiert.
Die Geister, längst dem flachen Land entzogen,
Sind mehr als sonst dem Felsgebirg gewogen.
Sie wirken still durch labyrinthische Klüfte
Im edlen Gas metallisch reicher Düfte;
In stetem Sondern, Prüfen und Verbinden
Ihr einziger Trieb ist, Neues zu erfinden.
Mit leisem Finger geistiger Gewalten
Erbauen sie durchsichtige Gestalten;
Dann im Kristall und seiner ewigen Schweignis
Erblicken sie der Oberwelt Ereignis.
— — — — — — — — — — — —
— — Groß sind des Berges Kräfte;
Da wirkt Natur so übermächtig frei,
Der Pfaffen Stumpfsinn nennt es Zauberei."

Der überaus herrlichen Poesie dieser Zeilen unbeschadet, scheint die Kristallseherei, an der Friedrich Wilhelm II. als Kronprinz teilnahm, darin gestreift zu sein. Von der Marwitz erzählt folgendes Stückchen Bischoffwerders, welches beweist, daß das rosenkreuzerisch-alchimistische Experimentieren am Hofe erst mit dem Tode des Königs aufhörte: „Man wollte ihn

durch die stärksten Erregungsmittel erhalten, schadete ihm aber noch mehr. Bischoffwerder war auch ein Goldmacher und Verfertiger von Unsterblichkeits- oder wenigstens Lebensmedizinen, die einen starken Körper und hohes Alter hervorbringen sollten, — auch scheint es, daß der König selbst daran glaubte. Man verfertigte ihm (ich weiß nicht, mit wessen chemischer Hilfe) aus wirklichem Golde das von alters her berühmte aurum potabile, und er hat es gebraucht." [1]) Von einem anderen kaiserlichen Adepten auf eigene Hand, Franz I. von Österreich, der aber dem Orden nicht angehört zu haben scheint, wurde erzählt, daß er „sich mit Alchemie befasse, Goldmacherei treibe, nach dem Steine der Weisen suche und mit Hilfe von Brenngläsern aus kleinen Diamanten einen großen zu machen sich bemühe". Dem guten Kaiser Franz werden wir wieder begegnen.

Als uralter Vertreter der modernen Rosenkreuzerei erfüllte der Nekromant von Norcia auch einen anderen Zweck, denn er wurzelt im klassischen Boden der Mittelmeerkultur. Demgemäß konnte der Dichter schon vorhandenes Material aus dem zweiten Teile des „Faust" auf ihn übertragen. In „ein fremdestes Bereich" greifend, verlieh Goethe an dieser Stelle dem mittelalterlichen Zauberer Gewalt über magische Erscheinungen, die ursprünglich der „Klassischen Walpurgisnacht" angehörten und als solche dem nordischen Teufel Mephistopheles ewig fremd bleiben mußten. Da meines Wissens der Sachverhalt noch nicht aufgeklärt wurde, mögen die beiden Episoden im Zusammenhange hier folgen:

I. Kriegsbilder.

(10584—10603.)

Faust (zum Kaiser):

„Vernahmst du nichts von Nebelstreifen,
Die auf Siziliens Küsten schweifen?

[1]) Vgl. „Friedr. Aug. Ludw. von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege." Herausgegeben von Friedr. Meusel. Bd. I, Berlin 1908, S. 122 f.

Dort, schwankend klar, im Tageslicht,
Erhoben zu den Mittellüften,
Gespiegelt in besondern Düften,
Erscheint ein seltsames Gesicht:
Da schwanken Städte hin und wieder,
Wie Bild um Bild den Äther bricht."

Diese Fata morgana bringt den Krieg mit:

Kaiser:

„Doch wie bedenklich! Alle Spitzen
Der hohen Speere seh' ich blitzen; [1])
Auf unsres Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich behende Flämmchen tanzen.
Das scheint mir gar zu geisterhaft."

Die unbekannte, den nordischen Kaiser beängstigende Erscheinung wird von Faust als Vertrauten des fremden Magiers gedeutet:

„Verzeih, o Herr, das sind die Spuren,
Verschollner geistiger Naturen,
Ein Widerschein der Dioskuren,
Bei denen alle Schiffer schwuren;
Sie sammeln hier die letzte Kraft."

Diese letzte Wehrkraft scheint auf eine ähnliche Situation wie die im zweiten Entwurf zur Ankündigung der „Helena" hinzuweisen. Dort drängen die aus dem Humus des Schlachtfeldes aufgeklaubten phosphoreszierenden Atome sich zu Kohorten der Pompejaner und Cäsareaner zusammen, „um zu legitimer Auferstehung sich die Bestandteile ihrer Individualitäten stürmisch vielleicht wieder zuzueignen".

---

[1]) Paralipomenon 179 zeigt auf das deutlichste das Hereinragen des Geistes des klassischen Altertums in diese Szene: „Die Wolke steigt als Helena doch verhüllt in die Höhe. Abschied von dieser Vision. . . . . Chorgesang zur Tat aufregend. Wäre mit dem Kriegerschritt von Pandora und Helena zu rivalisieren. . . ."

„Die Masken sind von Stahl und Eisen;
Ihr Thyrsus [?] blinkt als schärfste[s] Schwert."

Als diese gespensterhaften Hilfstruppen auf dem Boden Germaniens nicht zu helfen scheinen, sieht Mephistopheles seine beiden Raben kommen:

„Sie richten ihre schwarzen Segel
Hierher vom heißen Felsgefecht."

In ihrem Erscheinen hat man bloß einen Stich ins Düstere erblicken wollen, da sie von der Leichenwitterung angelockt seien. Im Augenblicke jedoch richten sie ihren Kurs von dem Schlachtfelde weg, um auf Mephistopheles' Geheiß magische Kräfte aus dem Bereich der germanischen Sage herbeizuführen. Der Kaiser will die „leidigen Vögel" nicht sehen, und „der garstige Kunde" Mephistopheles „mit seiner Rabentraulichkeit" flößt ihm Schaudern ein. Indessen belehrt ihn Faust, daß die Raben eine ebenso folgerechte Kriegspost darstellen, wie die Tauben als Sendlinge des Friedens aufzufassen sind. Durch diese Rede Fausts wird der Zusammenhang unserer Szene mit den Bildern der „Klassischen Walpurgisnacht" über jeden Zweifel erhoben:

Faust (zum Kaiser):

„Von Tauben hast du ja vernommen,
Die aus den fernsten Landen kommen,
Zu ihres Nestes Brut und Kost.
Hier ist's mit wichtigen Unterschieden:
Die Taubenpost bedient den Frieden,
Der Krieg befiehlt die Rabenpost."

(10673—78.)

II. Friedensbilder.

(8339—8390.)

Statt mit der Fata morgana (Luftbespiegelung, von Nebelstreifen verursacht) wird das folgende Bild mit einem „Ring von Wölkchen um den Mond" (Mondhof) eingeleitet. Die Geister erblicken darin jedoch keine Lufterscheinung, sondern vielmehr Tauben, die im kreisrunden Fluge die Muschelfahrt der Königin von Paphos begleiten und „heitre Wonne" mit sich bringen. Die Bemerkung des Thales,

„Auch ich halte das für's Beste,
Was dem wackern Mann gefällt,
Wenn im stillen, warmen Neste
Sich ein Heiliges [1]) lebend hält"

wird erst durch den Vergleich mit Fausts Rede oben (10673 ff.) im ganzen Zusammenhange verständlich. Nunmehr erfolgt die Ausführung des Friedensbildes:

Pfyllen und Marsen (auf Meerstieren, Meerkälbern und -Widdern).

„In Cyperns rauhen Höhlegrüften,
Vom Meergott nicht verschüttet,
Vom Seismos nicht zerrüttet,
Umweht von ewigen Lüften,
Und, wie in den ältesten Tagen,
In stillbewußtem Behagen
Bewahren wir Cypriens Wagen
Und führen, beim Säuseln der Nächte,
Durch liebliches Wellengeflechte,
Unsichtbar dem neuen Geschlechte,
Die lieblichste Tochter heran.
Wir leise geschäftigen scheuen
Weder Adler noch geflügelten Leuen,
Weder Kreuz noch Mond,
Wie es oben wohnt und thront,
Sich wechselnd wegt und regt,
Sich vertreibt und totschlägt,
Saaten und Städte niederlegt.
Wir, so fortan,
Bringen die lieblichste Herrin heran."

In diesen wunderlieblichen Versen geht die Kriegsgruppe der Bilder, von welchen unsere Szene im vierten Akt einen vereinzelten Rest wiedergibt, in das vollendete Bild der Harmonie und des Friedens über, mit welchem die „Klassische Walpurgisnacht" schließt. Der Nekromant von Norcia soll offenbar

[1]) Der Vordergrund des Bildes (Aphrodite, Tochter des Nereus, als Göttin und Kind zugleich) ist griechisch, aber der breite, symbolische Hintergrund ist sowohl griechisch wie germanisch. Vgl. die parallele Auffassung im englisch-amerikanischen Liede: „Home, sweet Home": „A gleam from the skies seems to hallow us there."

nur über die zerstörenden Kräfte der Zwietracht und des Krieges Gewalt haben, wie sie seit zwei Jahrtausenden wechselweise unter den Standarten der Römer, der fränkischen Kreuzfahrer und Ordensritter, der Venetianer und der Türken auf Cypern gewütet haben. In der „Klassischen Walpurgisnacht" wie auch hier wird die Kriegsmacht durch Standarte oder Wappen versinnbildlicht. Adler und Greif, die jetzt herbeigerufen werden, um als mittelalterliche Wappentiere [1]) hoch oben in der Luft das Schauspiel eines Scheingefechts dem Kaiser zum besten zu geben, erscheinen demgemäß sowohl uralt wie ganz modern. Auch der Nekromant von Norcia steht jetzt vor uns in seiner doppelten Eigenschaft, als Vertreter der alten Magie auf klassischem Boden und als der geheimnisvolle Oberste der Rosenkreuzer. Mephistopheles' dunkle Rede (10606) von „dem Meister, jenem hohen, der dein [des Kaisers] Geschick im Busen trägt", wird sofort klar, wenn man „Meister" als Ordensgrad auffaßt. Noch deutlicher tritt dies in dem den beiden Raben erteilten Befehl zutage (10741 ff.):

„Ich werd' euch bei dem hohen Meister loben;
Wollt ihr euch nun als Meister selbst erproben,
So eilet zu der glühnden Schmiede usw."

Hier werden die Raben als angehende Adepten angefeuert; die „glühende Schmiede" ist die schwarze Küche der Alchimie treibenden Rosenkreuzer.

Das geheimnisvolle Dunkel, in welches die Gestalt des Nekromanten von Norcia gehüllt wird, gehört zum Bilde. Woellner, der „Oberhauptdirektor der Gold- und Rosenkreuzer" in Berlin, hatte im Jahre 1779 hauptsächlich aus gekränktem Ehrgeiz die Freimaurer verlassen. Im selben Jahre schloß er sich dem eben wieder emporkommenden Orden der Rosenkreuzer an, bei denen er auch rasch zu den höheren Staffeln zugelassen wurde. „Aber auch hier, wie im Freimaurerorden,

[1]) Sowohl bei den Griechen wie in der mittelalterlichen Heraldik war der Greif ein fabelhaftes Tier, der den Leib eines Löwen, aber die Flügel und den Kopf eines Adlers hatte.

sah er sich bald, als „Bruder vom achten Grade", an den Grenzen des Erreichbaren, und schon seit 1784 kommen wieder seine Klagen über die Unzulänglichkeit der letzten Grade, das Schweigen der Oberen." [1]) Das Schauspiel des Wappenduells entspricht durchaus diesen Voraussetzungen. In der dritten Zeile ist besonders auf das „Er" zu achten, dessen Bedeutung viele Herausgeber, wie es scheint absichtlich. durch Verdrucken herabgestimmt haben (10620—10639):

Faust: „Freiherzige Wohltat wuchert reich;
Laß deinen Blick sich aufwärts wenden!
Mich deucht Er will ein Zeichen senden,
Gib acht, es deutet sich sogleich.

Kaiser: Ein Adler schwebt im Himmelhohen,
Ein Greif ihm nach mit wildem Drohen.

Faust: Gib acht: gar günstig scheint es mir.
Greif ist ein fabelhaftes Tier;
Wie kann er sich so weit vergessen
Mit echtem Adler sich zu messen?

Kaiser: Nunmehr, in weitgedehnten Kreisen,
Umziehn sie sich; im gleichen Nu,
Sie fahren aufeinander zu
Sich Brust und Hälse zu zerreißen.

Faust: Nun merke, wie der leidige Greif,
Zerzerrt, zerzaus't, nur Schaden findet
Und mit gesenktem Löwenschweif,
Zum Gipfelwald gestürzt, verschwindet.

Kaiser: Sei's, wie gedeutet, so getan!
Ich nehm' es mit Verwundrung an."

Die Phantasmagorie dieses Kampfes wird erst dann einigermaßen klar, wenn man in Erfahrung gebracht hat, daß der hochschwebende Aar sich nicht nur als heraldischer Vogel im preußischen Wappen wiederfindet, sondern zu dieser Zeit auch eines der vornehmsten Symbole der deutschen Rosenkreuzer bildete. Lavaters „Protokoll über den Spiritus Familiaris Gablidone" (1787) wurde ein im Jahre 1780 ge-

[1]) Vgl. „Allgemeine deutsche Biographie", Artikel „Woellner".

stochenes Kupfer beigegeben, welches sinnbildlich von großem Interesse ist. Jener Graf Thun, den Lavater wohl ohne Absicht betrügen half, ist darauf abgebildet, mit dem Ornat des Ordens angetan, wie er die rechte Hand auf den Kopf eines liegenden Löwen legt, während er die linke Hand ausstreckt, um den Talisman des Grades, von welchem er Ritter ist, in Empfang zu nehmen. Dieser Talisman ist soeben aus dem Schnabel eines Adlers gefallen, der sich mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Aste wiegt. Aus dem Bilde selbst ist nicht recht zu ersehen, ob das dem Adler beigegebene Wort „Vires" auf den Vogel selbst oder auf die fünf Strahlen des ihn bescheinenden magischen Regenbogens zu beziehen ist. Die Buchstaben dieses Wortes bilden „die Anfangsbuchstaben der Namen der fünf Geister, welche den fünf Wunden Christi präsidieren". Sie sind demgemäß eine magische Zahl, welche die innere Bedeutung des Ordens der Rosenkreuzer zugleich offenbart und verhüllt.

Der Betrug mit dem Adler in unserer Szene ist jetzt ohne weiteres klar. Dem Herrscher wird das Wappentier seines königlichen Hauses gleichsam mit den Worten vorgegaukelt: in hoc signo vinces. In Wirklichkeit aber ist es anders gemeint; der Kaiser siegt, aber die Früchte des Sieges entschlüpfen sofort seinen kraftlosen Händen. Sie werden alsbald von den Betrügern, an deren Machinationen jedoch Faust selber keinen Anteil hat [1]), in Besitz genommen. Die Greife erhalten nichts, die Rosenkreuzer (die Partei des siegenden Adlers) hingegen so gut wie alles.

Das zweite der duellierenden Wappentiere mußte von Goethe erfunden werden. Für die Aufklärer der preußischen Hauptstadt, für politische Neuerer, ränkeschmiedende Prediger,

[1]) Vgl. 10291. Faust: „Er jammert mich; er war so gut und offen"; Gräfin von Voß: „Neun und sechzig Jahre am preußischen Hofe": 4. Januar 1789: „Es ist wahr, er [Friedrich Wilhelm II.] ist wirklich der beste Prinz, den man auf der Welt finden kann; leider nur, daß er so willensschwach, so ohne Energie und zuweilen so heftig ist."

kluge, aber rechthaberische Gelehrte, kurz, für die Partei des Gegenkaisers brauchte er ein besonderes Symbol, und dieses hat er sich im Greif geschaffen. Schon im Jahre 1830, als Goethe die „Klassische Walpurgisnacht" dichtete, war ihm die Ausgestaltung des Greisentyps der Hauptsache nach gelungen. Die Äußerung Hammers („Enzyklopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients", Leipzig 1804): „Die Morgenländer stellen den Greif noch öfter als einen altklugen, langweiligen, absprechenden, menschenfeindlichen Sonderling vor", scheint Goethes Phantasie stark angeregt zu haben. Die Behauptung Meyers und von Loepers hingegen, Goethe habe bloß die etymologisierende, kompilatorische Gelehrsamkeit damit lächerlich machen wollen, hält nicht Stich, denn die Greife in der zweiten Szene der „Klassischen Walpurgisnacht" erinnern stark an den typischen Aufklärer, Friedrich Nicolai (7138 f.):

Erster Greif (schnarrend): „Den mag ich nicht!
Zweiter Greif (stärker schnarrend): Was will uns der?
Beide: Der Garstige gehöret nicht hierher."

Wichtig ist diese ausgesprochene Antipathie gegen Mephistopheles, welche die Situation in der „Walpurgisnacht" des ersten Teils (4158 ff.) wiederholt:

„Ihr seid noch immer da! Nein, das ist unerhört.
Verschwindet doch! Wir haben ja aufgeklärt!
Das Teufelspack, es fragt nach keiner Regel."

Die Schöne (4164) findet den Proktophantasmisten (Nicolai) „ennuyant", und gerade diese Eigenschaft besitzen die Greife der „Klassischen Walpurgisnacht" in hohem Maße. Das wichtigste Erkennungszeichen findet sich jedoch im folgenden. Schon Eduard Meyer (S. 132) fand, daß Mephistopheles, in seiner Anrede an die Greife, „so ziemlich die Rolle des Reineke Fuchs in der Meerkatzenhöhle spielt" (7090 ff.).

„Ein widrig Volk! Doch darf mich's nicht verdrießen,
Als neuer Gast anständig sie zu grüßen. . . .
Glück zu den schönen Frauen, den klugen Greisen!"

Wir haben oben (S. 116 ff.) gesehen, daß der Zusammenhang Nicolais sowohl mit der Meerkatze im „Reineke Fuchs" wie mit dem Kater in der „Hexenküche" ein besonders inniger ist. Offenbar wollte Goethe das Naturwidrige in Nicolais Richtung besonders scharf betonen, indem er ihn nacheinander mit zweierlei Ungeheuern identifizierte.

Aber nicht die Aufklärer allein waren an den umstürzlerischen Plänen der Partei des Gegenkaisers beteiligt. Während der gesetzlosen Zeit wurden auch Billigdenkende, die verzweifelt sich ihres Lebens wehrten, mit in den Strudel des Aufruhrs hineingerissen (10274 ff.):

Mephistopheles:

„Und solchen Zustand durfte niemand schelten,
Ein jeder konnte, jeder wollte gelten:
Der Kleinste selbst, er galt für voll.
Doch war's zuletzt den Besten allzutoll.
Die Tüchtigen, sie standen auf mit Kraft
Und sagten: Herr ist, der uns Ruhe schafft.
Der Kaiser kann's nicht, will's nicht, — laßt uns wählen
Den neuen Kaiser, neu das Reich beseelen,
Indem er jeden sicher stellt,
In einer frisch geschaffnen Welt
Fried' und Gerechtigkeit vermählen.

Faust: Das klingt sehr pfäffisch.

Mephistopheles:

Pfaffen waren's auch,
Sie sicherten den wohlgenährten Bauch.
Sie waren mehr als andere beteiligt.
Der Aufruhr schwoll, der Aufruhr ward geheiligt;
Und unser Kaiser, den wir froh gemacht,
Zieht sich hierher, vielleicht zur letzten Schlacht.

Faust: Er jammert mich, er war so gut und offen."

Bei der Beurteilung dieser Stelle gilt es, zwischen den mittelalterlichen Zuständen, wie sie unleugbar 10261—10273 beschrieben werden, und den ganz anders gearteten Verhältnissen im öffentlichen Leben am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu unterscheiden. Sonst wäre die Gefahr des Über-

treibens und Entgleisens nirgends so groß wie gerade hier. So weit sich die Intentionen des Dichters erraten lassen, wollte er ein Umgarnen und Irreleiten des Volkes von seiten der pfäffisch Gesinnten, die zugleich am Steuerruder saßen, in beiden Perioden uns vor Augen führen. In der Zeit Friedrich Wilhelms II. kann damit nur die Partei Woellners gemeint sein. Friedrich der Große notierte einmal: „Der Woellner ist ein betriegerischer und intriganter Fafe." Die gefährlichsten Streiche dieses zugleich schlauen und überlegenen Ministers hat der königliche Menschenkenner indessen nicht mehr erlebt. Das Scheingefecht zwischen Adler und Greif deckte ein geheimes Bündnis zwischen den auf den Ruin des Staates hinwirkenden Parteien zu[1]). Es ist auch geschichtlich nachgewiesen, daß Woellner, der sich adeln ließ, zeitlebens den glühendsten Haß gegen den märkischen Adel nährte. Das hielt diesen Gauner im großen Stil jedoch keineswegs davon ab, seinen Anhang sowohl aus dieser Klasse wie aus denen, die wir „Greife" genannt haben, zu rekrutieren. Bis etwa in das Jahr 1794 hielt er, vermittelst seiner rosenkreuzerischen und anderen Praktiken, eine Koalition zusammen, bei der nur die Leiter korrupt waren[2]), welche aber gerade aus diesem Grunde die ernsteste Gefahr für das Land bedeutete. Symbolisch paßt auf diese modernen Zustände nicht nur Goethes Zeile: „Der

[1]) Vgl. Werke Bd. I, S. 458:

„Dich [das Volk] betrügt der Staatsmann, der Pfaffe, der Lehrer der Sitten,
Und verletzet den Staat, Götter und Sitten zugleich."

[2]) Wie es scheint, hat Goethe auch in seiner Satire über die Unfähigkeit der kaiserlichen Generäle auf diese Verhältnisse anspielen wollen (10703 ff.):

Kaiser (zu Mephistopheles):
„Den Stab kann ich dir nicht verleihen,
Du scheinst mir nicht der rechte Mann;
Befiehl und such' uns zu befreien;
Geschehe, was geschehen kann."
(Ab ins Zelt mit dem Obergeneral.)

Aufruhr schwoll, der Aufruhr ward geheiligt", sondern auch das schon einmal zitierte, „Baalspfaffen" [1]) betitelte Distichon, wobei zu bemerken ist, daß der Inhalt der Rede des Mephisto-

Mephistopheles:

„Mag ihn der stumpfe Stab beschützen!
Uns andern könnt' er wenig nützen,
Es war so was von Kreuz daran."

Der Feldmarschallstab soll hier offenbar an den erzbischöflichen Krummstab erinnern. Wir denken dabei an die hierarchischen Prätensionen des „Erzbischof-Erzkanzlers" [Woellner] und an den religiösen Fanatismus des „Erzmarschalls" Bischoffwerder. „Es war so was vom Kreuz daran" mag, als Anspielung, in dieselbe Rosenkreuzerkategorie gehören. Folgende Stelle (10 313 ff.) gestattet es uns vielleicht, diese Beziehungen noch genauer zu verfolgen:

Mephistopheles:

„Laß du den Generalstab sorgen
und der Feldmarschall ist geborgen.
Kriegsunrat hab' ich längst verspürt,
Den Kriegsrat gleich daraus formiert
Aus Urgebirgs Urmenschenkraft;
Wohl dem der sie zusammenrafft."

Wer Goethes genaue Kenntnis der unglücklichen, das preußische Prestige so schwer schädigenden „Kampagne in Frankreich" (1792) bedenkt, wird nicht ungeneigt sein, in diesem Zusammenhange folgenden Tatsachen einige Wichtigkeit beizumessen: „Der Feldzug 1792 sah Bischoffwerder im Hauptquartiere des Königs [Friedrich Wilhelms II.] als Generalmajor von der Kavallerie. Die unglückliche Wendung des Krieges verstimmte den König, Personen, die vordem dem Kriege abhold gewesen waren, wie Manstein, traten in sein Vertrauen. Überhaupt scheint die Bedeutung Bischoffwerders als Soldat eine geringe, so daß er, mit der Entwicklung des Krieges zu dem die Situation beherrschenden Momente, vor Andern zurücktritt" [Allgem. deutsche Biographie, Art. Bischoffwerder]. In Goethes Schrift wird Bischoffwerders keinerlei Erwähnung getan, sowie an den Kriegsoperationen überhaupt sehr spärlich Kritik geübt. Die Ursachen seines Schweigens kann man indessen leicht erraten. Vgl. Werke, Bd. 33, S. 351: „Ich hatte während der Kampagne neben dem Tagebuche poetische Tagesbefehle, satirische ordres du jour aufgezeichnet, nun wollte ich sie durchsehen und redigieren; allein da es .... bedenklich schien, dergleichen Papiere irgend einem Zufall auszusetzen, so vernichtete ich das ganze Heft in einem lebhaften Steinkohlenfeuer."

[1]) Vgl. oben S. 131.

pheles (10274—10284) sich ganz wie aus einer solchen demagogischen Predigt liest [1]).

Unter den verwirrenden Wechselbildern der Schlacht im engen Bergtal läßt ein Zug sich klar erkennen und deuten. Außer den „drei Gewaltigen", „vom ganzen Praß die Quintessenz" führt Mephistopheles folgende Hilfstruppen heran, die er als Reserve aufstellt (10547—10570):

---

[1]) Bei all diesen Umtrieben bleibt es von großem Interesse, das Verhalten des Aufklärers Nicolai zu beobachten. Im Jahre 1804 hatte Buhle in Göttingen in seiner Schrift: „Über den Ursprung und die vornehmsten Schicksale der Rosenkreuzer und Freimaurer" auf ganz ungereimte Behauptungen Nicolais hingewiesen. Letzterer hatte nämlich im Jahre 1783 seinen „Versuch über die Geschichte der Tempelherren" herausgegeben, worin die aus der Luft gegriffene Ansicht aufgestellt und vertreten wird, die Freimauerei sei geschichtlich auf den Rosenkreuzerorden zurückzuführen. Abgesehen von der Unwahrheit dieser Behauptung, kommen uns Nicolais Beweggründe heutzutage verdächtig vor. Im Jahre 1783 befand sich der neue Orden der Rosenkreuzer in Berlin in seiner höchsten Blüte und besaß einen besonderen Nimbus noch dadurch, daß auch der Kronprinz und große Staatswürdenträger ihm beigetreten waren. Unser „Meerkater" wollte anscheinend auch hier „ins Lotto setzen", d. h. aus eigennützigen Gründen sich bei den Großen dieser Erde einschmeicheln. Demgemäß überließ er es den Lesern seines Buches, zu raten, welcher Rosenkreuzerorden, der alte oder der neue, gemeint sei. Als durch Buhles Enthüllung im Jahre 1804 ihn die späte Nemesis erreichte, verfaßte Nicolai seine sehr lahme Erwiderung: „Einige Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer". Berlin und Stettin, 1806. Wenn man folgende, dieser Schrift entnommene Stelle (S. 12 f.) liest und beobachtet, wie der Verfasser unter der Anklage sich dreht und windet und seine unbeholfenen Meerkater-Grimassen macht [vgl. Schillers Xenion:

„Sehen möcht' ich dich, Nickel, wenn du ein Späßchen erhaschest,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besiehst"],

so wird man das zugleich Lächerliche und Gemeingefährliche in dem Charakter dieses Aufwieglers, wie ihn Goethe und Schiller erkannt hatten, aufs neue bestätigt finden: „Schon seit dem Jahre 1783 ward von vielen Personen der nahe Tod Friedrichs des Großen vermutet, und es wurden gar mancherlei Projekte darauf gebauet. Die Zirkeldirektoren mancher Zirkel der Gold- und Rosenkreuzer in Berlin ließen sich in vertrauter Gesellschaft ziemlich deutlich vernehmen, welchen Einfluß ihr Orden unter

Mephistopheles (von oben herunterkommend):

„Nun schauet, wie im Hintergrunde
Aus jedem zackigen Felsenschlunde
Bewaffnete hervor sich drängen,
Die schmalen Pfade zu verengen,
Mit Helm und Harnisch, Schwertern, Schilden
In unserm Rücken eine Mauer bilden,
Den Wink erwartend, zuzuschlagen.
(Leise zu den Wissenden.)
Woher das kommt, müßt ihr nicht fragen.
Ich habe freilich nicht gesäumt,
Die Waffensäle ringsum ausgeräumt;
Da standen sie zu Fuß, zu Pferde,
Als wären sie noch Herrn der Erde;
Sonst waren's Ritter, König, Kaiser,
Jetzt sind es nichts als leere Schneckenhäuser;
Gar manch Gespenst hat sich darein geputzt,
Das Mittelalter lebhaft aufgestutzt.
Welch Teufelchen auch drinne steckt,
Für diesmal macht es doch Effekt.
(Laut.)
Hört, wie sie sich voraus erbosen,
Blechklappernd aneinander stoßen!
Auch flattern Fahnenfetzen bei Standarten,
Die frischer Lüftchen ungeduldig harrten.
Bedenkt, hier ist ein altes Volk bereit
Und mischte gern sich auch zum neuen Streit."

---

der neuen Regierung, nicht nur unter Vertilgung aller Freimaurerei, die nicht von ihnen abhinge, sondern auch in Absicht auf viele andere Gegenstände im Staate haben würde. Von denjenigen, welche die Lage der Sache kannten, war die Möglichkeit eines solchen Erfolges sehr wohl einzusehen, und die Folgezeit hat auch etwas von der Wirklichkeit, sonderlich auch von weitaussehenden Absichten der Unbekannten Obern [Nicolai meint damit die Jesuiten] gezeigt. Der besonnene Mann, welcher durch sein öffentliches Reden über bedenkliche Gegenstände Nutzen zu schaffen sucht, muß wohl überlegen, wovon er reden darf und worüber er schweigen muß, und es ist niemand zuzumuten, daß er sich einer gewissen Gefahr aussetzt und sich mächtige Feinde mache, ohne Hoffnung, einen vernünftigen Zweck zu erreichen. Ich sagte daher im zweiten Teile meines Buches zwar ausdrücklich, aber auf die gelindeste Art,

Außer der einzigen Bemerkung, daß 10560 wie 10237 Spott gegen die unwahren Ritterromane enthält, hat die Faustkritik aus dieser Stelle nichts zu machen gewußt. Die Zeile „Gar manch Gespenst hat sich darein geputzt" zeigt zwar, daß jene Auffassung ihre Berechtigung hat, aber sie geht lange nicht weit genug. Nicht von literarischen Erzeugnissen als solchen war hier die Rede, sondern von dem Anprall der Geister aufeinander, wo das Alte zu neuem Scheinleben wiedererweckt wird, um überlebte Zustände in Staat und Gesellschaft weiter zu erhalten. Die schon oben herangezogene Schrift „Lavaters Protokoll über den Spiritus Familiaris Gablidone" gibt (S. 39 f.) „durch Belehrung höherer Geister" folgende Nachricht vom Zustand eines Abgeschiedenen: „So sei dem Geiste des letztverstorbenen Kaisers Franz, ohne daß er sich seiner vormaligen Kaiserschaft erinnere, die Aufsicht über alle Schneckenhäuslein vom Nord bis Süd übergeben, welche er vermittelst vieler ihm untergeordneten Geister mit aller Deterität verwalte." Die alchimistischen Experimente Franz des Ersten wurden schon oben erwähnt. Unserem Dichter war der kaiserliche Gemahl Maria Theresias, „mit seinem treuherzigwürdigen Gesicht", eine vertraute Persönlichkeit, von der er

daß, wenn ich die Freimaurergesellschaft von Rosenkreuzern herleitete, ich damit wahrlich die Gold- und Rosenkreuzer der neueren Zeit gar nicht meinte." Dieser Opportunismus weicht sehr von dem echten freimaurerischen Ton im folgenden Schriftchen ab: „Zuverlässige Nachrichten über die Achtheit der heutigen deutschen Rosencreutzer", S. 126; aus: „Über Jesuiten, Freimaurer und deutsche Rosencreutzer". Herausgegeben von Joseph Aloisius Maier. Leipzig 1781. Es ist schwer zu sagen, ob bei Nicolai die Habgier der gewissenlosen buchhändlerischen Spekulation oder das Talent zur Intrigue mehr vorwaltet. Schiller schleuderte ihm u. a. ein „lucri bonus odor" betiteltes Distichon entgegen, und Goethe faßte sämtliche Aufwiegler noch einmal zusammen in folgenden Versen, die er in der Ausgabe von 1828 dem „Walpurgisnachtstraum" hinzufügte:

„Das haßt sich schwer, das Lumpenpack,
Und gäb' sich gern das Restchen;
Es eint sie hier der Dudelsack,
Wie Orpheus' Leier die Bestjen."

schon in der Kinderstube hatte reden hören, denn der Großvater hatte als Schöffe von Frankfurt über dem jungen Kaiser bei seiner Krönung im Jahre 1745 den Krönungshimmel getragen. Goethe erzählt ferner in „Dichtung und Wahrheit" von der „Juwelen- und Geldliebhaberei des Kaisers, die ihm weiter nicht verargt wurde", und im besonderen von einem für ihn bestimmten Blumenstrauß aus farbigen Edelsteinen. „Es freute ihn, von Münzen und Medaillen, von wertvollen Steinen, von mechanischen Apparaten Sammlungen anzulegen. So muß er der Gründer des großartigen Naturalienkabinetts genannt werden, welches das österreichische Kaiserhaus besitzt [1])." Kaiser Franz war im Jahre 1765 gestorben, und einige der „Enthüllungen" des Geistes Gablidone, welche erst im Jahre 1781 von Lavater protokolliert wurden, lassen sich schon 1766 datieren. Die Idee dieser seltsamen Beschäftigung des kaiserlichen Herrn im Geisterreich mag dem Wiener Volkswitz ihren Ursprung verdanken, denn Franz I. war unter allen Klassen eine beliebte und vielbesprochene Persönlichkeit. Wie dem auch sei, die neuerungssüchtigen Rosenkreuzer machten einen keineswegs harmlosen Gebrauch davon. Wie planmäßig das ganze Protokoll angelegt war, erhellt sofort, wenn man die nächstfolgenden Kapitel zum Vergleich heranzieht. Kapitel 15 handelt von den Bedingungen, die erfüllt werden müssen, ehe der Orden verliehen werden kann. Kapitel 16, Geheime Sündenbeichte wird verlangt. Kapitel 17: Der Geist habe dem Neophyten „drei ächte Partikeln vom Kreuze Christi" gebracht, welche in der Hand eines Magus wunderwirkende Kräfte besäßen. Kapitel 27: Im Jahre 1800 solle „eine merkliche Revolution in unserem Erdball vorgehen". Kapitel 28: Zur Meisterwürde fehle noch eine magische Instruktion, die nur von einem später zu erwartenden Magus gegeben werden könne, dessen magischer Name „Maffon" sei. In Verbindung

[1]) Vgl. Allgem. deutsche Biographie, Art. „Franz Stephan, Herzog von Lothringen, Großherzog von Toscana, römisch-deutscher Kaiser".

hiermit ist die Tatsache von großem Interesse, daß Lavater sich in Spekulationen erging, ob Maffon noch zu seinen Lebzeiten erscheinen würde.

Alle Ausgeburten des religiösen und politischen Irrsinns, welche Goethe am meisten verabscheute, waren hier wie in einem Skorpionsei zusammen: Sündenbeichte mit jesuitischem Beigeschmack, mystische Rosenkreuzerei und Wundersucht, die allwissenden, wunderwirkenden, höheren Oberen, eine nahe bevorstehende, gewaltsame politische Umwälzung, — und dieses alles von dem protestantischen Prediger Lavater verbreitet, der noch dazu die Enthüllungen nicht nur nicht verwarf, sondern mit „nathanaelischer Schnellgläubigkeit" bedingungsweise annahm und empfahl!

Goethes Verwendung der Schneckenhäuschen-Legende für seinen „Faust" ist im höchsten Grade konstruktiv. Anstatt als gespenstischer Direktor eines Naturalienkabinetts seines Amtes zu walten, befiehlt der Geist des verstorbenen Kaisers über die leeren Schneckenhäuser des Rittertums, die Rüstungen der Waffensäle, in denen das Mittelalter sich aufstutzt und Gespenster aus- und eingehen. Die darauf folgende Ausführung des Bildes wird mit glücklichster Erfindung bewerkstelligt. Der Geist von weiland dem Oberhaupt des sinkenden römischen Reichs deutscher Nation, glorreichen Andenkens, wird von Mephistopheles aufgeboten, um an der Spitze einer blechklappernden Geisterschar gegen den genius seculi, wie letzterer in der zusammengerotteten Aufklärerei, verschiedensten Gelichters, aber einer und derselben Tendenz, sich kundgibt, als Landsturm zu kämpfen. Das Gewaltige darin liegt in dem unmittelbaren, packenden Kontrast. Nicht das Mittelalter, sondern das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist gemeint. Alles ist aktuell, jeder Zug atmet Gegenwart. Goethe schätzte diese dramatische Erfindung so hoch, daß er mit einer neuen Demonstration der nur der modernen Zeit gegenüber einigen, sonst aber gegeneinander hadernden Kombattanten die ganze Szene ausklingen ließ (10764—10782):

Faust: „Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften
Empfinden sich erstarkt in freien Lüften;
Da droben klappert's, rasselt's lange schon,
Ein wunderbarer, falscher Ton.

Mephistopheles:
Ganz recht! sie sind nicht mehr zu zügeln,
Schon schallt's mit ritterlichen Prügeln,
Wie in der holden alten Zeit.
Armschienen, wie der Beine Schienen,
Als Guelfen und als Ghibellinen,
Erneuern rasch den ewigen Streit.
Fest, im ererbten Sinne wöhnlich,
Erweisen sie sich unversöhnlich,
Schon klingt das Tosen weit und breit.
Zuletzt, bei allen Teufelsfesten,
Wirkt der Parteihaß doch zum besten,
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig panisch,
Mitunter grell und scharf-satanisch,
Erschreckend in das Tal hinaus."

(Kriegstumult im Orchester, zuletzt übergehend in militärisch heitere Weisen.)

Soweit wir nunmehr imstande sind, des Dichters Intentionen zu ermessen, sollte dieser Szenenschluß zugleich weltgeschichtlich, modern und universell wirken. Zum Vergleich mögen einige „Den Vereinigten Staaten" betitelten Verse dienen, welche Goethe für den Nachlaß unter die „Zahmen Xenien" aufnahm [1]):

„Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallene Schlösser
Und keine Basalte.
Dich stört nicht im Innern,
Zu lebendiger Zeit,
Unnützes Erinnern
Und vergeblicher Streit.
Benutzt die Gegenwart mit Glück!
Und wenn nun eure Kinder dichten,
Bewahre sie ein gut Geschick
Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten."

[1]) Vgl. Werke Bd. 5[1], S. 137.

Wenn es nicht feststünde, daß Goethe diese Zeilen schon im Juni 1827 geschrieben hatte, so würde man geneigt sein, anzunehmen, daß sie unmittelbar nach unserem vierten Akt entstanden seien. Wie die Sache steht, liefern sie den Beweis, daß diese Stimmung und die nämlichen Gedanken in den letzten Jahren des Dichters oft wiederkehrten. Die leidenschaftliche Parteinahme im vierten Akt für den Neptunismus und gegen den Vulkanismus erscheint wieder in der, allerdings irrigen, frohen Annahme, daß die Vereinigten Staaten keine Basaltfelsen besäßen. In beiden Fällen erfolgt die Anwendung auf geschichtliche und politische Zustände [1]) unmittelbar darauf. „Zu lebendiger Zeit, unnützes Erinnern und vergeblicher Streit" paßt ganz genau zu dem Kampf der geisterhaften Guelfen und Ghibellinen. Dieser wird zu einer Stunde frevelhaft erneuert, die nicht nur für den Herrscher, sondern auch für die ganze Nation

„bedenklich waltet,
Weil über ihr des Schicksals Wage schaltet."

Die „Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten" finden auch ihr genaues Gegenstück in dem Folgenden:

„Die hohlen Waffen aus der Säle Grüften
Empfinden sich erstarkt in freien Lüften;
Da droben klappert's, rasselt's lange schon
Ein wunderbarer, falscher Ton."

[1]) Vgl. „Zahme Xenien". Werke Bd. 3, S. 358:

„Wie man die Könige verletzt,
Wird der Granit auch abgesetzt;
Und Gneis der Sohn ist nun Papa!
Auch dessen Untergang ist nah.
Denn Plutos Gabel drohet schon
Dem Urgrund Revolution;
Basalt, der schwarze Teufels-Mohr,
Aus tiefster Hölle bricht hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Erden,
Omega muß nun Alpha werden.
Und so wäre denn die liebe Welt
Geognostisch auch auf den Kopf gestellt."

Dieses Hineinragen der Faustdichtung in die Fragen und die Kämpfe der neuesten Zeit ist eine höchst bedeutende Erscheinung. Wohl hatte Goethe im „Westöstlichen Divan", im „Buche des Unmuts", sich auf verschleierte Weise über seine Altersstellung zum Publikum geäußert. Aber Goethe-Hafis singt seiner Suleika in einem persischen Garten, wo man den Lärm der Welt draußen nur als dumpf-verworrenen Schall vernimmt. Es war seinem höchsten Alter vorbehalten, sich konstruktiv, schöpferisch, weltbildend über diese Dinge zu äußern. Ferner ist es von großer Tragweite, daß das gerade im vierten Akt des „Faust" geschah, denn letzterer ist kein „Buch des Unmuts", sondern des arbeitsfreudigen Muts, der Umkehr zur Tat. Die darin gegebene poetische Verklärung von Goethes vermittelnder Stellung in dem Kampfe des Modernen gegen das Bestehende erhöht ganz ungemein die Bedeutung jener mündlichen Äußerungen, an die man sich bisher zu halten hatte, wenn von Goethe und der deutschen Nation die Rede war. Wohl das bedeutendste dieser Gespräche ist das am 4. Januar 1824 mit Eckermann geführte, aus welchem folgende Stellen für Faust besonders schwer in die Wagschale fallen: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein: denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folgen einer großen Notwendigkeit waren. Ebensowenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgendeine große Revolution nie schuld des Volks ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird. Weil ich nun aber die Revolution haßte, so nannte man mich einen

Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider; da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten. Die Zeit aber ist in ewigem Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so daß eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist. Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung einer andern; denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgendeine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfnis zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihm und sie gelingt."

Diese Äußerung Goethes wird meist so gelesen und verstanden, als ob der greise Dichter, von dem Sorgenstuhl des Alters aus, die Kämpfe der Zeit als etwas behandelte, was ihn persönlich nichts mehr anginge. Der vierte Akt des „Faust" vermag uns eines Bessern zu belehren. Auch wenn er sich hier hinter seine Charaktere versteckt, so führt dennoch ein leidenschaftliches Gefühl seine Feder. Daneben kann man auch das starke Verlangen nach einer allmählichen Neugestaltung innerhalb der bestehenden Ordnung in Staat und Gesellschaft zwischen den Zeilen lesen. Offenbar soll Fausts Handlungsweise beide Gefühlsströmungen symbolisch zur Schau tragen. Er verlangt für sich den grenzenlosen Strand zum Leben und

begibt sich an die äußerste Grenze des Reichs, weil innerhalb desselben für ihn und seinen Tatendurst kein Raum ist. Er erscheint uns mit hundert Jahren in ungeschwächter Kraft und entwickelt zur Erreichung seines selbstgesteckten Zieles die ungezähmte alte Energie. War Goethe selber anders geartet? Durch nichts wird das bewiesen; aber er hatte längst verzichtet. „Weltverwirrung zu betrachten" sollte hinfort seine Aufgabe sein, aber nicht, „wie man Kriege führen, wie man Frieden schließen sollte".

Und doch! An seiner bis ins einzelne gehenden großen Teilnahme an dem Gang der Ereignisse, sowohl im engeren Vaterlande wie im Königreich Preußen ist nicht mehr zu zweifeln. Aber nicht bloß als ein getreuer Eckart, der das deutsche Volk vor dem wilden Jäger und seiner nahenden Jagd warnen will, ist er in den hier vorgeführten Szenen aufzufassen. In seinem Schwanengesang des vierten Aktes scheint er vielmehr vor unseren Augen für die Welthändel gleichsam zu einem „Welt- und Taten-Genius" zu werden, wie auch sein scheidender Faust als Geistes-Entelechie von seligen Knaben in ihre Chöre aufgenommen wird:

„Dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren."

Fast wie ein solcher Welt- und Taten-Genius urteilt er durch seine Doppelstimme, Mephistopheles und Faust, über den Kaiser (10242—10259):

Mephistopheles:

„Auf meinem Zuge blieb mir nicht verborgen,
Der gute Kaiser schwebt in großen Sorgen;
Du kennst ihn ja. Als wir ihn unterhielten,
Ihm falschen Reichtum in die Hände spielten,
Da war die ganze Welt ihm feil.
Denn jung ward ihm der Thron zuteil,
Und ihm beliebt' es falsch zu schließen:
Es könne wohl zusammengehn,
Und sei recht wünschenswert und schön,
Regieren und zugleich genießen.

Faust: Ein großer Irrtum. Wer befehlen soll,
Muß im Befehlen Seligkeit empfinden.
Ihm ist die Brust von hohem Willen voll,
Doch was er will, es darf's kein Mensch ergründen.
Was er den Treusten in das Ohr geraunt,
Es ist getan und alle Welt erstaunt.
So wird er stets der Allerhöchste sein,
Der Würdigste —, Genießen macht gemein.

Mephistopheles:
So ist er nicht! Er selbst genoß, und wie!
Indes zerfiel das Reich in Anarchie."

Abgesehen von der Frage wegen des Zusammenhangs zwischen dem ersten und dem vierten Akt, welche hier nicht erörtert werden soll, ist wiederholt darauf hingewiesen worden, daß diese Charakteristik auf manchen deutschen Herrscher in früheren Jahrhunderten angewandt werden könnte. Wo aber wäre Friedrich der Große einerseits und Friedrich Wilhelm II. anderseits treffender abgebildet worden als in diesen Zeilen? Daß in Wirklichkeit gerade diese beiden Herrscher von Goethe gemeint wurden, zeigt fast bis zur Evidenz die Schlußpartie des vierten Aktes, die Verteilung der obersten Reichsämter.

Es ist bekannt, daß die Neueinsetzung und Regelung der Kurfürstenwürde durch Kaiser Karl IV. Goethe zum Vorbild diente. Sogar der Tag, an welchem der Dichter Olenschlagers „Neue Erläuterung der Guldenen Bulle" (1766) aus der Weimarer Bibliothek entlieh, ist dem Spürsinn der Erklärer nicht entgangen. Die Schlüsse jedoch, die hieraus gezogen worden sind, fallen sofort durch ihre Unwahrscheinlichkeit auf[1]).

[1]) Vgl die folgende Auslese: „Die jetzt so prächtig den Akt endende und in sich selbst zusammenschließende Verspottung der deutschen Reichsordnung." H. Düntzer, „Zur Goetheforschung", 1891, S. 328; „Die Erläuterung hätte diesen getreuen Anschluß an die Goldene Bulle nur Punkt für Punkt zu bestätigen." Witkowski, „Goethes Faust", Leipzig 1906, Bd. II, S. 363; „Diese gelinde Satire ist eine scherzhafte Nachahmung [free parody] der Goldenen Bulle." Calvin Thomas, „Goethes Faust" Bd. II, 1897, S. 436. Thomas findet (XLVI) in den zweihundert Alexan-

Goethe soll die Goldene Bulle in Alexandriner umgesetzt haben, um die im vierzehnten Jahrhundert geordneten Reichsämter zu verspotten. Vor so einhelligem Urteile verstummt fast die Frage, wie es komme, daß Goethe, der in „Dichtung und Wahrheit" mit so unendlichem Interesse die Einzelheiten der Kaiserkrönung in seiner Vaterstadt, die Ausübung der Reichsämter usw. beschreibt, als letzte dichterische Tat die Einsetzung der Kurfürstenwürde verspottet, um die Übergriffe der Kirche im vierzehnten Jahrhundert der modernen Welt als warnendes Beispiel vor Augen zu führen. Angesichts einer so mäßigen und inkonsequenten Leistung könnte man wohl von dem vierten Akt mit neuer Anwendung der Worte sagen:

„Gespenstisch spinnt der Dichtung Faden sich immer fort,
Und reißt am Ende tragisch."

Ehe wir jedoch diesen gewichtigen kritischen Stimmen beipflichten, geziemt es sich zu fragen, ob Goethe uns keine Handhabe gelassen, vermittelst welcher wir zur Entscheidung kommen können, ob überhaupt ein offenbares Rätsel hier vorliege. Zunächst fordern die Worte des Kaisers an die vier weltlichen Kurfürsten zur Betrachtung auf (10925 ff.):

Kaiser:

„Was ich euch zugedacht in dieser ernsten Stunde,
Vernahmt ihr mit Vertraun aus zuverlässigem Munde.
Des Kaisers Wort ist groß und sichert jede Gift,
Doch zur Bekräftigung bedarf's der edlen Schrift,
Bedarf's der Signatur. Die förmlich zu bereiten,
Seh' ich den rechten Mann zu rechter Stunde schreiten."

---

drinern sowohl Schwerfälligkeit des Stils wie Mangel an dramatischem Leben und meint, daß gerade diese Partie der Dichtung Spuren der Altersschwäche zeige. Baumgart (Bd. II, S. 355) erkennt in der Szene „die Aufgabe, unter Beibehaltung dieses einmal angenommenen [mittelalterlichen] Kostüms mit allen seinen Konsequenzen die ungeheuren Katastrophen, Wandlungen und Neubildungen *nach ihrem ideellen Gehalte* zu kennzeichnen, die das politische Deutschland mit dem Ende des achtzehnten und dem Beginne des neunzehnten Jahrhunderts vernichteten und wieder aufrichteten". Ein wirklich brauchbarer Gedanke, wenn er nicht, wie so vieles in dem Baumgart'schen Kommentar, in einer von Sperrdruck noch verdünnten, ideellen Luftregion frei herumschwebte.

Die „Signatur" wird nicht nur „die edle Schrift", sondern auch (10974) „heilig" genannt. Diese feierliche Häufung der Attribute wiederholt sich bei dem Auftreten des Großwürdenträgers selbst. Erst die Ausgabe von 1836 bezeichnet ihn, aller Überlieferung zum Trotz, als „Erzbischof-Erzkanzler". Die Weimarer Ausgabe hat diese Lesart beibehalten, weil „Goethe vor 10977 selbst die Doppelbezeichnung anwendet". Dagegen ist jedoch einzuwenden, daß der Erzbischof erst durch den feierlichen Ausspruch des Kaisers (10965), welchem „Schrift und Zug" folgen soll, zum Erzbischof-Erzkanzler wird. Die große Bedeutung dieses Namenszuges wird noch in der Schlußrede des Erzkanzlers betont (10971 ff.):

„Dem Pergament alsdann vertrau' ich wohlgemut,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigste Statut;
Reinschrift und Siegelung soll die Kanzelei beschäftigen,
Mit heiliger Signatur wirst du's, der Herr, bekräftigen."

Sodann bemerken wir, daß der Kaiser die „Fünfzahl" ausdrücklich hervorhebt. Dieses könnte durch die wirkliche Zahl der Kurfürsten begründet erscheinen, denn an Stelle der drei geistlichen Kurfürsten erscheint hier nur einer, der Erzbischof von Mainz, Erzkanzler des Reichs, wodurch die Zahl der Kurfürsten von sieben auf fünf reduziert wird. Hierzu würde auch die Tatsache stimmen, daß im Jahre 1803 Köln und Trier die Kurwürde verloren, während der Erzbischof von Mainz einen Teil seines Gebiets samt dem Titel Kurerzkanzler behielt. Durch folgende Stelle im Paralipomenon 184 entsteht jedoch die Frage, wie hoch wir Goethes Interesse an einem so einfachen Rechenexempel anzusetzen haben: „Sowohl das Innere als das Äußere durch die nötigen Formen zu bekräftigen. Hohe Bedeutung der Fünfe." So äußert sich Goethe nur in Fällen, wo es sich um etwas Symbolisches handelt, was nicht im Vordergrunde und auf der Oberfläche liegt. Auf diese „hohe Bedeutung" haben wir einzugehen. Welcher Art auch ist „das Innere", welches durch die nötigen Formen bekräftigt werden muß?

Der Gang dieser Untersuchung hat klargelegt, daß im vierten Akt auf Schritt und Tritt mit magischen Kräften gerechnet wird. Die Zahl fünf muß demgemäß hier eine geheime Bedeutung haben, und die „Signatur" ist im magischen Sinne zu nehmen. Die Rosenkreuzerei, welche ohne das Andreaskreuz X gar nicht zu denken ist, verwendete dieses Zeichen mit der „Signatur" „Christus" als ihre geheime, magische, wunderwirkende Fünfzahl. Goethes Gebrauch der Signatur in seinen eigenen Dichtungen fing schon mit „Künstlers Apotheose" an, wo es (70 f.) heißt:

„Die Blätter [der Natur] sind zu kolossal,
Und ihre Schrift gar seltsam abbreviert."

Nichts anderes hatte Schelling im Sinne, als er zu einer Zeit, wo er „Faust" nur als Fragment kannte, schrieb: „Es ist dieses Gedicht die innerste, reinste Essenz unseres Zeitalters, geschaffen aus dem, was die ganze Zeit in sich schloß, und selbst dem, womit sie schwanger war oder noch ist." Um jedoch der Bedeutung des Wortes an unserer Stelle näher zu kommen, muß man bei Goethes Gewährsmännern in der Magie eine Anleihe machen. Der Geisterglaube der Renaissance knüpfte gerade an diesen Punkt an. Welling, der durch seine Schrift Rosenkreuzerbestrebungen diente, beansprucht den Gebrauch der Signatur für die weiße Magie: „Irren sich die zauberische Beschwörer mächtig, daß sie ihnen [Cacodaemonibus et Agathodaemonibus] solche unterirdischen Reichtümer durch ihre Gaukeley und verdammliche Beschwörungen durch den Allerheiligsten Nahmen Gottes entreißen wollen, dem Mago, der die Natur-Sprache, das ist, Signatura Rerum versteht, ist dieses leicht und wohl möglich [1])." Schon Paracelsus hatte die Signatur in Verbindung mit den vier Elementen gebracht, indem er dieselbe „den Geist des Fünften Wesens" nennt: „des [Feuer-] Himmels Aufhalter, der Erden Erhalter, des Meeres Beweger, der Winde Erreger, aller Dinge und Kräfte

[1]) Vgl. „Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum", 1735, S. 367.

Behalter, über alle andere himmlische Dinge oder Geister, ein auserlesener Geist" [1]). Auf diese mechanische Weise läßt sich ohne Mühe ein äußerer Zusammenhang des alten Aberglaubens mit unserer Szene nachweisen. Die innere Verbindung hingegen, zu deren Betrachtung wir nunmehr übergehen, ist viel komplizierter.

An diesem Punkte laufen unzählige Fäden aus Goethes Dichtungen zu einem mit magischen Elementen durchsättigten farbenprächtigen Bilde zusammen. Schon bei der Krönungsfeier im Jahre 1765 in Frankfurt hatte der aufmerksame Knabe empfunden, daß „solche symbolische Zeremonien eine gewisse Deutung verbargen, irgendein inneres Verhältnis anzeigten". Bei Betrachtung der Abgeordneten zum Wahlkonvent war ihm klar geworden, „daß mehrere Gewalten einander gegenüber standen, die sich das Gleichgewicht hielten, und nur in so fern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr als den alten zu beschränken gedachten; daß jedermann sich nur in so fern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und zu erweitern und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte". Sodann war ihm die bei weitem überwiegende Prachtentfaltung bei dem Einzuge von Kur-Mainz aufgefallen [3]). Endlich spielte der Dichter diesen Teil des Einzugs ins Gebiet der Poesie hinüber, wobei er seine Leser auf eine beabsichtigte Ausnutzung des Materials in seinen eigenen Dichtungen aufmerksam machte:

---

[1]) Vgl. „Paracelsi opera", Straßburg 1616, Bd. II, 668 B, C.

[2]) „Dichtung und Wahrheit", Buch V, Werke Bd. 26, S. 291 f.

[3]) Vgl. Werke Bd. 26, S. 203: „Die verschiedenen Gefolge des Reichserbmarschalls und der von den sechs weltlichen Kurfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise daher. Keins derselben bestand aus weniger denn zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen; bei einigen aus einer noch größeren Anzahl. Das Gefolge der geistlichen Kurfürsten war nun immer im Steigen; die Bedienten und Hausoffizianten schienen unzählig, Kur-Köln und Kur-Trier hatten über zwanzig Staatswagen, Kur-Mainz allein eben so viel."

„Der Einzug des Kurfürsten von Mainz erfolgte den 21sten März. Hier fing das Kanonieren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden sollten. Wichtig in der Reihe der Zeremonien war diese Festlichkeit; denn alle die Männer, die wir bisher auftreten sahen, waren, so hoch sie auch standen, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erschien ein Souverän, ein selbständiger Fürst, der Erste nach dem Kaiser, von einem großen, seiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet. Von dem Pompe dieses Einzugs würde ich hier manches zu erzählen haben, wenn ich nicht später wieder darauf zurückzukommen gedächte, und zwar bei einer Gelegenheit, die niemand leicht erraten sollte. An demselben Tage nämlich kam Lavater, auf seinem Rückwege von Berlin nach Hause begriffen, durch Frankfurt, und sah diese Feierlichkeit mit an. Ob nun gleich solche weltliche Äußerlichkeiten für ihn nicht den mindesten Wert hatten, so mochte doch dieser Zug mit seiner Pracht und allem Beiwesen deutlich in seine sehr lebhafte Einbildungskraft sich eingedrückt haben: denn nach mehreren Jahren, als mir dieser vorzügliche, aber eigene Mann eine poetische Paraphrase, ich glaube der Offenbarung Sankt Johannis, mitteilte, fand ich den Einzug des Antichrist Schritt vor Schritt, Gestalt vor Gestalt, Umstand vor Umstand, dem Einzug des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergestalt daß sogar die Quasten an den Köpfen der Isabellapferde nicht fehlten [1])."

Es fragt sich nun, bei welcher Gelegenheit, „die niemand leicht erraten sollte", Goethe darauf zurückzukommen gedachte? Und was soll das „nämlich", in dem Satze: „An diesem Tage nämlich kam Lavater usw."? Man erschöpft sich in Vermutungen, und eine bestimmte Antwort läßt sich nicht geben. Auf jeden Fall steht indessen fest, daß in Goethes Phantasie Lavater mit dem erzählten Vorgang unlöslich verknüpft war. Um schließlich das Ganze mit Faust 10925 ff. und mit

[1]) Vgl. Werke Bd. 26, S. 293 f.

der magischen Bedeutung der Signatur zu verbinden, dient vorzüglich folgendes: „Der Einzug des Kurfürsten von Mainz war prächtig und imposant genug, um in der Einbildungskraft eines vorzüglichen Mannes [Lavaters] die Ankunft eines großen geweissagten Weltherrschers zu bedeuten"[1]). Der neue Rosenkreuzerorden in Kopenhagen, für welchen Lavater sich außerordentlich interessierte, erkannte als unmittelbarstes Haupt Johannes den Evangelisten an, der noch auf Erden wandle[2]). Lavater glaubte einmal, den Besuch des ersehnten Johannes endlich erhalten zu haben[3]). Was ihn hauptsächlich zu den „Enthüllungen" des Geistes Gablidone hinzog, war der Wahn, daß der darin angekündigte Magus, mit dem magischen Namen

[1]) Vgl. Werke Bd. 26, S. 301.

[2]) Die Kopenhagener Seher luden Lavater im Jahre 1791 nach Dänemark ein, indem sie vorgaben, die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit mit ihm besprechen zu wollen. Der eigentliche Förderer der dortigen Bewegung war jener Graf von Bernstorff, der Goethes frühere [Briefwechsel-]Vertraute „Gustchen", Schwester Leopolds Reichsgrafen zu Stolberg, zur Frau hatte. Diese vorzüglichen Menschen führten kein eigentliches Programm der politischen Selbständigkeit im Schilde, sondern hegten vielmehr unklare, weltbeglückende Reformpläne, welche zugleich ihre eigenen Adelsprivilegien sicherstellen sollten. Hand in Hand mit diesen Bestrebungen ging die religiöse Schwärmerei. Dieser besondere Kreis „rühmte sich direkter göttlicher Offenbarung, gab vor, als erste Auserwählte und Wissende die baldige Ankunft des Herrn und die Gründung seines Reiches auf Erden vorzubereiten. Ein neuer Freimaurerorden sollte sich bilden, als dessen Haupt Johannes der Evangelist, der noch auf Erden wandle, anzusehen sei" [vgl. Hedwig Waser, „Joh. Kasp. Lavater", Zürich 1894, S. 30]. Um diese Zeit (1793) schrieb Goethe an Herder und Jacobi: „Von Lavaters Zug nach Norden habe ich gehört. . . . Er versteht sein Handwerk und weiß, mit wem er sich zu alliieren hat. Er hat auch in Weimar spioniert. . . . Die Welt ist groß genug, laßt ihn ziehen. Wo diese Brut hinkommt, kann man es immer gleich merken. Auf Macht, Rang, Geld, Einfluß ist doch alles gemünzt." Ähnlich schrieb Goethe an Schiller: „Es kostet dem Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimilieren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können."

[3]) Vgl. Waser a. a. O. SS. 40 und 104.

Maffon, sich finden ließe [1]). Somit erweisen sich die drei Elemente, welche notwendig wären, das angedeutete Gemälde in Goethes Sinn entstehen zu lassen, als gleichsam vor seinen Augen in höchster Potenz vorhanden: ein symbolisches Bild der verhängnisvollen Übergriffe der kirchlichen Gewalt in der Gegenwart, Lavater, der Vertraute von Fürsten und Herren, dem unsauberen Götzen des krassesten Aberglaubens opfernd, und die pure Rosenkreuzerei [2]).

Bei der Beschwörung des Geistes des Helden „Fortinbras" [3]) begegneten wir einem Kanzler-Bischof und erkannten in ihm den Günstling Woellner, in seiner doppelten Eigenschaft als „dirigierender Minister" und als „Haupt des geistlichen Departements". Mit viel mehr magischem Zubehör und im Zusammenhang mit einer ernsten Krise in der vaterländischen Geschichte kommt Goethe in unserer Szene noch einmal auf dieselben Verhältnisse zurück. Zugleich treten wir in eine neue Phase der Dichtung ein, — in die Beleuchtung der inneren Angelegenheiten und besonders der wirtschaft-

[1]) Vgl. oben S. 183 f. Vgl. auch Lavaters Brief an Sarasin, 31. August 1781: „Soeben schrieb ich Thuns Erzählung zusammen. Hier wäre mehr als Cagliostro, wenn nur der Maffon gefunden würde."

[2]) In den Jahren 1793—1794 scheint Goethes Antipathie gegen Lavater sich bis zum Gefühl des Abscheus und Ekels gesteigert zu haben. Es ist daher kein Grund vorhanden, dem folgenden Bericht Böttigers unseren Glauben zu versagen, besonders da dieser sonst nicht einwandfreie Zeuge die Einzelheiten nicht gut hätte erfinden können: „Den 6. Juni waren wir mittags bei Goethe zusammen. Beinahe während der ganzen Mahlzeit sprach Goethe mit einer von mir an ihm noch nie beobachteten Heftigkeit gegen Lavater, den er für den studiertesten Heuchler und Bösewicht erklärte, aber seiner unendlichen Kunst, allen alles zu werden, völlige Gerechtigkeit widerfahren ließ.... Goethe antwortete Lavater nie, ungeachtet dieser durch Grobheiten Antwort erzwingen will, und ließ sich vor ihm in Mainz verleugnen. Warum er überall seinen Namen einkritzle? In Frankfurt zerbrach Goethe bei seiner Mutter viele Scheiben und Spiegel, wo überall Lavater sein Gedächtnis gestiftet hatte." „Goethes Gespräche", Bd. I, S. 144 f.

[3]) Vgl. oben S. 151 ff.

lichen Zustände Preußens unter der Regierung Friedrich Wilhelms II.

Das General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domänen-Direktorium, wie es von dem neuen König unmittelbar nach seiner Thronbesteigung konstituiert wurde, bedeutete einen vollständigen Wechsel in dem preußischen Regierungssystem [1]). Alles wurde auf der ostensiblen Basis von sieben Departements — man wolle auf die Übereinstimmung mit der Zahl der Kurfürsten achten [2]) — eingerichtet. Bald jedoch ent-

[1]) Vgl. Dr. Rudolf Stadelmann, „Preußens Könige in ihrer Tätigkeit für die Landeskultur". Dritter Teil. Friedrich Wilhelm II. Leipzig 1885, S. 7: „Friedrich Wilhelm II. war sich bewußt, daß ihm die Kraft seiner beiden Vorgänger fehlte, daß er auf selbsttätige Stützen seiner Regierungstätigkeit angewiesen war. Bei der Wahl dieser stand ihm nun aber nicht die unbestechliche Menschenkenntnis seines Vorgängers zu Gebote; es überwogen persönliche Sympathie und Antipathie, momentane Stimmungen, Einflüsse von oft bedenklicher Art. So konnte es kommen, daß sich Männer zu der Stellung nächster Ratgeber der Krone aufschwangen, die unter den beiden Regierungsvorgängern unmöglich gewesen wären. Unter ihrer Einwirkung wurde das nicht erreicht, was der König bei seiner Reorganisation des Direktoriums beabsichtigt hatte: Das organische Ineinandergreifen der Tätigkeit der einzelnen Abteilungen, der Charakter des Kollegiums; im Gegenteil entstand ein verhängnisvolles Zerfallen in Koterie- und Protektionswesen. Und so ergingen denn nun auch von hier aus, je länger je mehr, zersetzende Wirkungen auf die Haltung des Beamtenstandes und lockerte sich das bis dahin feste Gefüge der preußischen Verwaltung."

[2]) Als moderner Endpunkt des Vergleichs scheint das französische Direktorium (1795—1799) einige Züge zu Goethes satirischem Bilde geliefert zu haben. Wieland [„Gespräche unter vier Augen" (1799)] gebraucht den Ausdruck „die Fünfmänner der Demokratie" und charakterisiert folgendermaßen die „quinqueviralische Regierung" dort: „In der französischen Demokratie ist das wesentlichste Interesse des Volks in den Händen der beiden gesetzgebenden Räte und des Direktoriums, welches auch seine Vertrauten, Günstlinge, Helfershelfer und Kreaturen hat, und in ungleich größerer Anzahl als irgend ein Monarch. Das souveräne Volk hat hierin im Grunde vor dem alleruntertänigsten nichts voraus." Durch „die beiden gesetzgebenden Räte" erreichte die Mitgliedschaft des französischen Direktoriums sowohl die Zahl der Kurfürsten wie die der preußischen Departements unter Friedrich Wilhelm II. Wenn man nun statt der Räte die „gesetz-

standen Mißhelligkeiten. Mirabeau erzählte, 8. Januar 1787: „Vier Minister kämpfen gegen zwei, und der siebente bleibt neutral. . . . Inzwischen werden die Staatsgeschäfte von Woellner besorgt, während Bischoffwerder dahinter eine treibende Kraft darstellt." Früher schon, am 5. Dezember 1786, hatte Mirabeau folgendes nach Paris berichtet: „Das General-Direktorium, jener sonderbare Ministerrat, dessen Sitzungen der König nie beiwohnt, hat über die demütigende Tätigkeit, in welcher er gehalten wird, sich beschwert. Woellner stellt sich ihm entgegen, indem er die unüberwindliche Abneigung Sr. Majestät, irgendwelchen Rat anzunehmen, vorschützt." Freiherr von Stein, der spätere Reorganisator der preußischen Verwaltung, schrieb am 8. Februar 1797: „Unsere Minister sind beschränkt auf die Rolle erster Kommis eines Bureaus, das die laufenden Geschäfte expediert. Ihre Stellung hat keine Achtung mehr, und es gibt keinen Zusammenhang in den Geschäften; diese stellen nur noch eine zusammenhangslose Anhäufung von großenteils kindischen Einzelheiten dar." Schon zu Anfang der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. hatte derselbe unbeirrbare Beobachter sich darüber beklagt, daß der ganze Chausseebau, wie er ihn in den westlichen Provinzen geplant hatte, durch Woellner gefährdet wurde, der damals schon auf der Höhe seiner Macht stand [1]). Stein erwähnt auch den Finanzrat Beyer, der mit seinem Bruder, dem Geheimen Kabinettsrat, „zur Sippe der Rosenkreuzer gehörte und gewohnt war, in Finanzangelegenheiten ein gewichtiges Wort zu

---

gebenden" Faktoren in Preußen, Woellner und Bischoffwerder, setzt, so gewinnt man eine äußerst interessante Parallele. Die Fünfzahl kommt dabei für Preußen mit ziemlicher Genauigkeit heraus, denn Bischoffwerder war nie verantwortlicher Minister, während Woellner, als Minister und Leiter des geistlichen Departements zugleich, alle Entscheidungen des schwerfälligen General-Direktoriums lenkte und kontrollierte. Vom Standpunkte der Faustszene aus gesehen, konnten beide Direktorien unserem Dichter als unter dem Einflusse einer schädlichen Magie erscheinen.

[1]) Vgl. Max Lehmann, „Freiherr von Stein". Leipzig 1902, Bd. I, S. 115.

sprechen". [1]) Sein Gesamturteil über die traurigen Anfänge Friedrich Wilhelms II. gibt Freiherr von Stein in seinen Denkwürdigkeiten (1811) wie folgt wieder: „Wie unerwartet schnell wurde alles dieses nach dem Tode des Großen Königs ganz anders; um es zu glauben, muß man Augenzeuge und Zeitgenosse gewesen sein" [2]).

Von diesem Punkte an wird die Masse des hier einschlägigen Materials schier erdrückend. Woellners Religionsedikt, die erste Maßnahme des neuen „Erzbischof-Erzkanzlers", kann mit all seinen unberechenbaren Folgen hier nur gestreift werden. In der preußischen Verwaltung wurde die Re-

---

[1]) Vgl. Lehmann a. a. O. Bd. I, S. 193.

[2]) Als der große Neugestalter und die sonstigen Wissenden so urteilten und schrieben, waren die Rationalisten und die deutschen Parteigänger der französischen Revolution noch ahnungslos. Ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber der letztgenannten Richtung, Ernst Ludwig Posselt, wehrte den Angriff Mirabeaus hochtrabend ab: „Neidische Verleumdung sei es, wenn behauptet werde, daß Preußen, durch die Kriegs- und Staatskunst eines Friedrich in die Höhe geschraubt, ohne ihn herabzusinken beginne. Ein Staat, wider aller Völker Macht von Gott selbst erhalten durch dich [die Schrift ist dem Geiste Friedrichs des Großen gewidmet], ist bestimmt, unsterblich zu sein, wie du selbst." Eigentümlich liest sich das Kommentar eines modernen Geschichtsschreibers, der Posselt auch zitiert, über diese Situation: „Glücklicherweise hat König Friedrich Wilhelm diese „Ehrenrettung" nicht nötig. Das von dem französischen Spion gezeichnete Bild ist schon deshalb unwahr, weil es nur die Schatten zeigt und nicht das Licht." Mit solchen Redensarten wird man Mirabeau und sein Zeugnis nie aus der Welt schaffen. In der Beurteilung mancher Zustände und Personen in Preußen ist er freilich bis zur wahnsinnigsten Verdrehung der Tatsachen ungerecht und verleumderisch gewesen; wo es sich jedoch um seinen Hauptzweck, „die physiokratischen Lehren durch eine demokratische Monarchie zu verwirklichen", handelt [vgl. Max Lehmann, „Freiherr von Stein", I, 85], ist er durchaus ernst zu nehmen und gehört der Weltgeschichte an. Posselt selbst war von Goethe schon lange erkannt worden und verurteilt. Das Gedicht (Werke Bd. 5², S. 267) „Die Pest an Herrn Posselt" spielt auf Posselts notorische Parteinahme und auf seine Kolportage der Ideen der französischen Revolution in Deutschland direkt an.

ligion zum Deckmantel unlauterer Umtriebe [1]). Als zwei der Minister sich gegen ein Steuerprojekt Woellners auflehnten, klagte letzterer über ihre Verstocktheit, welche daher komme, daß Satan noch in ihren Herzen wohne. Der Verfasser der „Vertrauten Briefe" schildert die Zustände wie folgt: „Die besten Köpfe unter den Ministern sind entfernt und durch Mitglieder des Rosenkreuzerbundes ersetzt. Heuchler treten an ihre Stelle. In Masse fliegt das Geld aus dem Schatze, um verderbliche Projekte auszuführen. Kurz, man jagt im Galopp zum Ziele der Auflösung einer Staatsverfassung, an der Friedrich ein halbes Jahrhundert mühsam bauete" [2]).

Um jedoch nicht solche Brandschriften zum Maßstabe unserer Beurteilung zu nehmen, lassen wir, zum Zweck des Vergleichs mit dem von Goethe entworfenen Bilde, die Urkunden selbst reden. Dieselben sind, mit einem Kommentar von Dr. Rudolf Stadelmann versehen, in einer durch die königliche Archivverwaltung unterstützten Publikation erschienen [3]).

Gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse (Stadelmann, S. 19 ff.).

Faust 10945, „die Bethe".

Friedrich der Große hatte die von seinen Vorgängern angefangenen Bestrebungen, das Los der Domänenbauern zu verbessern, kräftig fortgesetzt. Er nannte den Zusammenhang mit dem Gute „eine abscheuliche Einrichtung". Im Jahre 1784 war er endlich imstande, eine Verfügung auf Herbeiführung klarer Fixierung der Dienste und Abgaben durch Revision und bessere Redaktion im ganzen Lande zu erlassen.

Schon im Jahre 1787 befahl Friedrich Wilhelm II. die Sistierung dieser Arbeiten. „Der König wolle", so hieß es,

[1]) Vgl. „Geheime Briefe über die preußische Staatsverfassung seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II.", Utrecht 1787, S. 4 und 14; Mirabeau, 29. August, 12. September 1786, 13. Januar 1787, Oeuvres, VI, 146 f. und an zahlreichen anderen Stellen.

[2]) Vgl. „Vertraute Briefe" SS. 52—57.

[3]) Vgl. oben S. 198.

„daß es in Ansehung der grundherrlichen Rechte und Verpflichtungen gegen ihre Untertanen beim Alten bleibe. Nun habe aber", fährt das merkwürdige Dokument fort, „die Anordnung der Urbarien-Kommission einen guten Teil des Bauernstandes zu dem irrigen Wahn veranlaßt, als habe der hochselige König damit die Aufhebung der Natural-Hofe-Dienste beabsichtigt. . . . Demzufolge sei die öffentliche Bekanntmachung [von der Aufhebung der Kommission] zu vermeiden und könne die Kommission ‚in der Stille auseinandergehen'." Denn der König finde es nicht ratsam, „daß in denen Leuten die falsche Meinung geweckt werde, als sei er gewillt, ihnen die Freiheiten zu entziehen, die sie, wenn gleich ganz ohne Grund, von der genannten Veranstaltung gehofft hätten". Man könnte hier einwenden, daß auch nach dem Tode Kaiser Josephs II. ähnliche Geschichten von getäuschten Hoffnungen unter den Bauern Steiermarks erzählt wurden. Das waren wohl jedoch, wie der vom Freiherrn von Stein berichtete Fall bei den Hörigen auf den Gütern der Alvensleben und Schulenburg in der Altmark im Jahre 1794 [1]), im Grunde ganz anders geartete Beispiele des Eindringens von Westen her von Ideen, die den Freiheiten der niederen Stände günstig waren. In der Verordnung Friedrich Wilhelms II. dagegen ist ein willkürliches Aufhalten und Zunichtemachen einer durch achtzig Jahre hindurch fortschreitenden Verbesserung in dem Lose der Domänenbauern zu erblicken. Was das bedeutete, lernen wir aus dem Umstand ermessen, daß gegen Ende der Regierung Friedrich Wilhelms II. von dem gesamten Flächeninhalte des preußischen Staates etwa zwei Dritteile in den Händen der bäuerlichen Stände waren, und daß in diesen die Zahl der unfreien Bauern überwog.

Unterrichtswesen (Stadelmann, S. 53 ff.).

Die oberste Leitung des Unterrichtswesens ging aus Zedlitz' Händen in jene Bischoffwerders über. „Die Volks-

[1]) Vgl. Max Lehmann, „Freiherr von Stein", I, S. 209.

schule empfing zwar neue wort- und salbungsreiche Regulative im streng kirchlichen Sinne des neuen Ministers, aber von einer wirksamen Pflege ihrer Anstalten und vor allem von der Beschaffung der erforderlichen Geldmittel war keine Rede mehr." Nach Zedlitz' Entfernung hatte der „Geheime Ober-Finanzrat" Woellner die finanzielle Leitung des gesamten Unterrichtswesens unter sich. „Friedrich Wilhelm II., voll guten Willens für seine Aufgaben, würdigt anfangs mit Lebhaftigkeit die Bedeutung des Unterrichtswesens, gibt Direktiven für seine Pflege und stellt die erforderlichen Mittel dafür in Aussicht; während nun aber Friedrich der Große seine Dispositionen selbst ausführte, oder doch deren Ausführung scharfen Auges und mißtrauisch überwachte, wissen sich hier untreue Ratgeber des Fortgangs zu bemächtigen, den König für ihre Tendenzen zu gewinnen und damit die wichtigsten Kulturbestrebungen der Verwaltung zu verkümmern."

Tabakswesen (Stadelmann, S. 97 ff.).

Faust 10947, „Steuer", „Zoll".

Aufhebung des Monopols im Jahre 1787. Allmähliche Einführung neuer, drückender Beschränkungen. Eine Art Monopol zugunsten einzelner geschaffen. Nach zehn Jahren, im Jahre 1797, Wiedereinführung des alten Monopols, wobei folgende Begleitumstände zu beachten sind: „Es wurde ein Etat für das „General-Tabak-Administrations-Kollegium" festgesetzt, in welchem die Urheber der Maßregel sich mit Verwandten und Angehörigen zu bedenken wußten."

Ähnlich wie mit dem Tabaksmonopol, ging es mit dem Kaffeemonopol und der französischen Regie.

Domänen (Stadelmann, S. 28 ff.).

Faust, 10944, „Gerechtsame der Landesherren".

In dem Jahre 1793 erfolgte bekanntlich die zweite Teilung Polens, worauf, im Jahre 1794, unter Beteiligung des Adels der blutige Aufstand in der damals preußischen Stadt Warschau

ausbrach. Nach dessen Niederwerfung wurden die Staroſteien und die geistlichen Güter eingezogen und ganz als königliche Domänen behandelt und benutzt. „Nun begann ein vielfaches Andrängen nach Beleihungen oder Schenkungen solcher Güter auf Grund angeblicher oder wirklicher Verdienste. Der König gab diesem Andrang in nur zu vielen Fällen nach.... Zwar hatten die Empfänger ein „Erbschaftsgeld" zu erlegen, aber dasselbe wurde auf Grund so niedriger Taxen normiert, daß der Charakter des Geschenkes verblieb. Manche dieser Schenkungen umfaßten ganze Güterkomplexe.... Es wird angenommen, daß diese Verleihungen oder Schenkungen sich auf einige Hunderte von südpreußischen Gütern erstreckten, und die dabei erhaltenen Taxen in der Regel nur den dritten oder auch fünften Teil des wirklichen Wertes der Besitzung erreichten; so daß auf diesem Wege der Staatskasse Millionen entgingen. Und dies alles entgegen der vorausgegangenen Feststellung der Unveräußerlichkeit der Staatsgüter, sowie unter völliger Vernachlässigung des dem Könige vorgespiegelten Zweckes der Hebung des Ackerbaues und der Kultur; denn überwiegend beeilten sich die Geschenkempfänger, welche diese Zwecke verfolgen sollten, ihre Dotationen um möglichst hohe Preise an Dritte zu verkaufen; die Güter wurden Handelsartikel und gingen von einer Hand in die andere. Durch einige dieser schlechten Manipulationen wurde die Staatskasse um eine Million übervorteilt; ein Vorgang, der ganz unerhört in der preußischen Verwaltung seit der Zeit von Friedrich Wilhelms I. Organisation gewesen war. Der König war in dieser Sache übel beraten und zu Entschlüssen bestimmt worden, die den landesväterlichen Absichten nicht entsprachen, welche er für das Aufblühen der neuen Landesteile gehegt und mit deren Ausführung er die Beamten beauftragt hatte, welchen die Verantwortung anvertraut war [1])."

[1]) Es ist nachgewiesen, daß Bischoffwerder sich bei der Einziehung dieser Güterkomplexe vom Könige beschenken ließ. Während dieser „Erzmarschall" also dem Gründertum der damaligen Zeit zum mindesten nicht

Vorstehende, für eine literarische Untersuchung zu ausgedehnte, um Goethes genaues Eingehen auf diese Zustände zu beleuchten jedoch lange nicht genügend ausgearbeitete und gedeutete Auszüge tragen ihre Berechtigung, an dieser Stelle erscheinen zu dürfen, an der Stirn geschrieben. Zug für Zug, Schritt für Schritt erscheinen die verhängnisvollen Ereignisse eines verspielten königlichen Lebens, durch Goethes magische Dichtkunst gleichsam zu einer wunderbar abbrevierten signatura rerum zusammengefügt, hier wieder (10931 ff.):

Der Erzbischof tritt auf.

Kaiser: „Wenn ein Gewölbe sich dem Schlußstein anvertraut,
Dann ist's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.
Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,
Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.
Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt,
Sei, mit Gewicht und Kraft, der Fünfzahl auferlegt.
An Ländern sollen sie vor allen andern glänzen,
Deshalb erweitr' ich gleich jetzt des Besitztums Grenzen

---

abhold war, besteht der wohlbegründete Verdacht, daß der Minister Hoym sich direkt an der Güterverschleuderung beteiligte [vgl. Stadelmann S. 3]]. In beiden Fällen finden Goethes Zeilen ihre ganz bestimmte Anwendung (10945 f.):

„Als Richter werdet ihr die Endurteile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchsten Stellen.“

Woellner scheint der einzige Günstling des Königs gewesen zu sein, der sich an diesen späteren Gnadenbezeigungen nicht erfreuen durfte. Seit dem gänzlichen Zusammenbruche seines Regierungssystems in den Jahren 1793—1794 befand er sich in Ungnade. Dabei, hieß es, sei es widerlich anzusehen, wie der einst so stolze Kabinetts- oder Premierminister, der in allen inneren Angelegenheiten, großen wie kleinen, jahrelang die Entscheidung gegeben hatte, jetzt bei der Gräfin Lichtenau antichambrierte, um wieder zu Gunst zu gelangen. Lavater, der die Frauen und deren Einfluß auszunutzen meisterlich verstand, führte auch einen Briefwechsel mit ihr. Woellner verschmähte es auch bis zuletzt nicht, im großen Stil „ins Lotto zu setzen“. „Bei Gelegenheit seiner Mitwirkung an der Einführung der Lotterie in Ansbach-Baireuth gewährte ihm der König April 1797 eine Zulage zu seinem Gehalte, das bei Abnahme des Baudepartements verkürzt worden war.“

Vom Erbteil jener, die sich von uns abgewandt.
Euch Treuen sprech' ich zu so manches schöne Land,
Zugleich das hohe Recht euch, nach Gelegenheiten,
Durch Anfall, Kauf und Tausch in's Weitre zu verbreiten;
Dann sei bestimmt vergönnt [1]) zu üben ungestört,
Was von Gerechtsamen euch Landesherrn gehört.
Als Richter werdet ihr die Endurteile fällen,
Berufung gelte nicht von euern höchsten Stellen.
Dann Steuer, Zins und Beth', Lehn und Geleit und Zoll,
Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören soll.
Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,
Hab' ich euch ganz zunächst der Majestät erhoben."

Von diesem Punkte an wird die Satire, soweit sie auf die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. zielt, geradezu vernichtend in ihrer Schärfe, denn einerseits ist Preußen nie ein Wahlkönigtum gewesen, und anderseits soll das neue Wahlfürstenkollegium aus zweifelhaften Existenzen bestehen, die durch den Besitz verschleuderter Güterkomplexe zu großen Majoratsherren geworden sind:

Erzbischof:
„Im Namen aller sei dir tiefster Dank gebracht,
Du machst uns stark und fest und stärkest deine Macht.

Kaiser:
Euch fünfen will ich noch erhöhtere Würde geben.
Noch leb' ich meinem Reich und habe Lust zu leben;
Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick
Aus rascher Strebsamkeit ins Drohende zurück.
Auch werd' ich, seiner Zeit, mich von den Teuren trennen,
Dann sei es eure Pflicht, den Folger zu ernennen.
Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligem Altar,
Und friedlich ende dann, was jetzt so stürmisch war.

---

[1]) „Bestimmt vergönnt" ist ein gedrängter Ausdruck für: „mit ausdrücklicher Bestimmung [Schrift, Siegel, Signatur] gewährt". Der Kaiser schafft zwar neues Reichsrecht, aber die Zuspitzung der Satire gegen Ende der Rede (10945—10950) läßt klarer erkennen, was für Günstlinge es sind, die das privilegium de non appellando [vgl. Olenschlager, S. 235] bestätigt erhalten und „ganz zunächst der Majestät erhoben" werden sollen. Von der von Adolf Metz (G. Jb. XXV, 215) vorgeschlagenen Einsetzung zweier Gedankenstriche ist abzusehen.

Erzkanzler:
Mit Stolz in tiefster Brust, mit Demut an Gebärde,
Stehn Fürsten dir gebeugt, die ersten auf der Erde.
So lang das treue Blut die vollen Adern regt,
Sind wir der Körper, den dein Wille leicht bewegt.

Kaiser:
Und also sei, zum Schluß, was wir bisher betätigt,
Für alle Folgezeit durch Schrift und Zug bestätigt.
Zwar habt ihr den Besitz als Herren völlig frei,
Mit dem Beding jedoch, daß er unteilbar sei.
Und wie ihr auch vermehrt, was ihr von uns empfangen,
Es soll's der ält'ste Sohn in gleichem Maß erlangen.

Erzkanzler:
Dem Pergament alsbald vertrau' ich wohlgemut,
Zum Glück dem Reich und uns, das wichtigste Statut;
Reinschrift und Sieglung soll die Kanzelei beschäftigen,
Mit heiliger Signatur wirst du's, der Herr, bekräftigen."

Es versteht sich von selbst, daß die Anwendbarkeit des Ganzen auf die Zustände am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ihre Grenzen hat. Immer wird Goethes Poesie in solchen Augenblicken universell. Wenn er auch seinerseits vor der letzten Konsequenz der von ihm dichterisch geschaffenen Situation nicht zurückscheut, so zeugen dennoch geradese in Zorn und Unmut vom sehnlichsten Wunsch seinerseits nach einer Gesundung des kranken Reichskörpers auf normalen Wegen. Auf dem Boden des alten Reichsgedankens hatte dieser Patriotismus, selbst in Goethes Jugendzeit, keine Zukunft mehr; auf dem Boden des preußischen Einzelstaates hingegen, wie er unter Friedrich dem Großen kräftig emporgeblüht war, war alles zu hoffen. Daß man reichsdeutscherseits dabei den Genius Friedrichs und den Genius des Preußischen Staates auseinanderzuhalten verstand [1]), war nur natürlich. „Und so war ich preußisch, oder um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt," schrieb Goethe anläßlich der Kaiserkrönung im Jahre 1765,

[1]) Vgl. Friedrich Meinecke, „Weltbürgertum und Nationalstaat". München und Berlin, 1908, S. 449.

„denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte." Wenn man also einigermaßen bereit war, Preußen als Träger der neuen Reichsidee anzuerkennen, so verlangte man zum mindesten, daß es ein starkes Königtum würde, und daß das Ideal eines Herrschers, wie es Friedrich der Große geschaffen hatte, nicht von seinem Nachfolger in alle vier Winde geschlagen werden sollte. Und nun Friedrich Wilhelm II.!

Hier drängt indessen die Frage zur Entscheidung, weshalb Goethe bei der Regierung dieses Königs stehen blieb, als er vierzig Jahre später (1831) den vierten Akt seines „Faust" schrieb; denn lagen nicht die Befreiungskriege und die gänzliche Neugestaltung des Vaterlandes dazwischen? Darauf ist folgendes zu erwidern. Des Dichters Abscheu vor dem Vulkanismus im „Faust" hat einen unberechenbar tiefen Hintergrund, und die Anwendung auf Verhältnisse im Menschenleben wird auch schon dort gemacht. Bei Goethes Widerwillen gegen gewaltsame Weltumwälzungen jeder Art wäre ein Wiederauftreten seines Faust gleichsam nach der Revolution undenkbar gewesen. Als sein erster Biograph Riemer sich erkühnte, Sätze wie den folgenden zu schreiben — „Hätte er als deutscher Demosthenes mit dem Verfechter des Ichs in die Wette Reden an die deutsche Nation halten sollen, oder in den Fürstenversammlungen für Konstitution und Preßfreiheit deklamieren?" [1]) — wurde dadurch viel Staub aufgewirbelt; denn damals hielt der herrschende politische Doktrinärismus Goethe in der Tat für einen schlechten Patrioten. Man bedachte dabei nicht, was der Dichter nicht schon im eigenen Busen an dem Deutschen Reiche zu Grabe getragen hatte, an dessen bunter Abendpracht er sich bei den Kaiserkrönungen in Frankfurt die Augen geweidet und die Phantasie genährt hatte. Schon damals war er geneigt, der aufgehenden Sonne Preußens zu huldigen. Aber ein solcher Wandel der Gesinnungen

[1]) Vgl. Riemer, „Mitteilungen über Goethe", 1841, Bd. I, S. 160.

geschieht bei großen Menschen, wenn überhaupt, in der Regel nur einmal. In das preußische Staatsschiff hatte er, und hatte sein fürstlicher Herr, trotz schweren Bedenkens, gleichsam seine politische Existenz gerettet. Als dieses stolze Fahrzeug darauf, unter der Führung untauglicher Ratgeber, schon ehe die Folgen der Weltkatastrophe diesseits des Rheins fühlbar wurden, unaufhaltsam an die Felsen trieb, da riß für den politischen Menschen Goethe zum zweiten Male und definitiv die Kontinuität des deutschen Staatsgedankens. Goethe selbst gehörte zwar ebensogut dem neunzehnten wie dem achtzehnten Jahrhundert an, aber mit voller Wahrheit kann man das nur von dem Dichter sagen. Als Mitglied des großen deutschen Staatenverbandes hingegen war und blieb er in der Zeitperiode vor der Revolution zu Hause und wurde erst ein Eingebürgerter in der neuen Welt, die darauf folgte [1]).

Von Fausts Umkehr zur Tat, von der schließlichen stolzen Resignation, mit welcher er aus dem Schiffbruche des Ganzen

[1]) Dieses Verstandesurteil erleidet eine gewisse Einschränkung, sobald man das Inkommensurable in Goethes Wesen näher betrachtet. Walter Pater [„The Renaissance", pp. 106—114] vergleicht sein Verhalten der Wissenschaft gegenüber mit der Meisterschaft Leonardo da Vincis über die subtilitas naturae. Nach Pater hätte sowohl Leonardo wie Goethe weit Entlegenes, Künftiges antizipiert, indem beide, „unseren exakten modernen Formeln nicht unterworfen, hellseherisch vermochten, tausend Erfahrungen in die Vision eines Augenblicks zusammenzudrängen". Nach einer gehabten Unterredung mit Goethe versuchte Varnhagen [Denkwürdigkeiten, V, 190] eine ähnliche Stellung für ihn zu vindizieren, in Sachen der Kultur: „Sein weiser Sinn nimmt den kleinsten Schimmer echten Lichtes, das ihm dargeboten wird, sicher auf und verteilt ihn mit Blitzesschnelligkeit über das ganze Bild. Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die meisten erst spät sie sehen." Auch auf dem besonderen Gebiet, um das es sich hier handelt, besteht dieser Ausspruch zu Recht, wie aus Goethes weitblickender Voraussage bezüglich der großen Kanalbauten zu ersehen ist. Schon im Jahre 1827 machte er es der Republik des Westens zur Pflicht, den Bau des Panamakanals in Angriff zu nehmen:

„Wundern sollte es mich, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen. Es ist vorauszusehen, daß dieser jugendliche Staat, bei seiner entschiedenen

nur das Wertloseste sich auswählte, und von dem Geiste, mit welchem er sich an seine Aufgabe machte, läßt sich genau dasselbe behaupten. Wie wir Faust im vierten Akte aufs neue kennen lernen, ist auch er ein Produkt des Friderizianischen Zeitalters, dem das Genie und die Persönlichkeit des Dichters das ihnen innewohnende Universelle aufgestempelt haben.

Mit Fausts „freiem Volke auf freiem Grunde" (11580) ist vielfach bei völliger Nichtachtung von Goethes Intentionen ein „freies" Phantasiespiel getrieben worden. In jener Vision freilich, wo der scheidende Faust im Geiste ein „paradiesisch Land" erblickt, deutet er auf die Verwirklichung eines freiesten Gemeinwesens hin. Nach dem Gange dieser Untersuchung zu urteilen, wäre es jedoch voreilig, deswegen auf irgendeine von außen her eingeführte Regierungsform zu schließen. „Frei" bezieht sich hier in erster Linie auf die Befreiung von den drückenden Steuerabgaben („Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle"), welche der Erzbischof-Erzkanzler sich von dem noch

---

Tendenz nach Westen, in dreißig bis vierzig Jahren auch die großen Landstrecken jenseit der Felsengebirge in Besitz genommen und bevölkert haben wird. Es ist ferner vorauszusehen, daß an dieser ganzen Küste des Stillen Ozeans, wo die Natur bereits die geräumigsten und sichersten Häfen gebildet hat, nach und nach sehr bedeutende Handelsstädte entstehen werden, zur Vermittlung eines großen Verkehrs zwischen China nebst Ostindien und den Vereinigten Staaten. In solchem Falle wäre es aber nicht bloß wünschenswert, sondern fast notwendig, daß sowohl Handels- als Kriegsschiffe zwischen der nordamerikanischen westlichen und östlichen Küste eine raschere Verbindung unterhielten, als es bisher durch die langweilige, widerwärtige und kostspielige Fahrt um das Kap Horn möglich gewesen. Ich wiederhole also: es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen. Dieses möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitz eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten."

zu erstehenden Strandreich im voraus ausbedungen hat. Im vierten Akte war von korrupt feudalen Zuständen die Rede, welche der freien Entfaltung der Tätigkeit des einzelnen Staatsangehörigen einen Riegel vorschoben. Der hundertjährige Faust sollte nunmehr am Schlusse des fünften Aktes auf Taten zurückblicken, welche das Volk von derartigen geistigen und materiellen Fesseln befreit hätten, und in diesem stolzen Bewußtsein spricht er die letzten Worte:

„Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn."

Schon die erste Anwendung des Wortes „frei" (10202) weist uns auf die rechte Spur (10198 ff.):

Faust: „Mein Auge war auf's hohe Meer gezogen,
Es schwoll empor, sich in sich selbst zu türmen,
Dann ließ es nach und schüttete die Wogen,
Des flachen Ufers Breite zu bestürmen.
Und das verdroß mich; wie der Übermut
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut
In's Mißbehagen des Gefühls versetzt."

Dieser „freie Geist, der alle Rechte schätzt", ist schließlich

Die Bedingungen, unter welchen große Meliorationen ausführbar seien, erwog Goethe aber stets aufs genaueste. Insbesondere schien ihm der vielköpfige Demokratismus, insofern derselbe nicht wie in der Neuen Welt durch eigenartige Verhältnisse begünstigt war, nach dieser Seite hin nur Geringes zu gewährleisten. Noch während der Schweizerreise im Jahre 1797 verrät er diese Neigung, eher an die geniale Kraft des einzelnen, als an die Initiative und die Beharrlichkeit der Menge zu glauben. Er unterbricht eine Beschreibung der herrlichen Gegend zwischen Stäfa und dem Gotthard, um folgende Aussicht zu eröffnen: „Rechts des Fußsteiges ist eine Art von natürlichem Wall, hinter dem die Sihl herfließt. Dem ersten Anblicke nach sollte es an einigen Stellen nicht große Mühe und Kosten erfordern, den Hügel mit einem Stollen zu durchfahren und so viel Wasser, als man wollte, zu Wässerung und Werken in die unterhalb liegende Gegend zu leiten; ein Unternehmen, das freilich in einem demokratischen Kantone und bei der Komplikation der Grundstücke, die es betreffen würde, nicht denkbar ist."

nichts anderes als der Wahlspruch der preußischen Regenten in anderer Form, „daß alles auf dem Wege der Gerechtigkeit so gegen die Verpflichteten wie gegen die Berechtigten geschehen sollte". Goethes Fassung liest sich gleich schön, ob man in der drohenden Welle die willkürliche Gewalt des absoluten Herrschers oder die zermalmende Wucht des von Demagogen irregeleiteten Volkswillens in einer Demokratie erblickt. Auf dieser Mittellinie zwischen zwei Extremen bleibt Faust stehen. Der Masse gegenüber ist er der aufgeklärte Despot, etwaigen Übergriffen jedoch, die von einer willkürlichen Gewalt von oben her kämen würde er sich mit dem letzten Aufgebot seiner Macht widersetzen. Sein Gebahren hat etwas von der trotzigen, reichsdeutschen Art eines Freiherrn von Stein, welcher einerseits zum größten Segen seines Vaterlandes sich unablässig bemühte, seinen königlichen Herrn zu Konzessionen dem Volke gegenüber zu bewegen, anderseits jedoch bei weitem nicht die erste Gelegenheit ergriff, die Bauern auf seinen eigenen Gütern von den altherkömmlichen Lasten zu befreien, und der am Ende seines Lebens imstande war, sich privatim gegen Gewerbefreiheit und die Zersplitterung der Bauernhöfe mit großer Leidenschaft zu äußern [1]). Kurz, der Faust des vierten Aktes ist ein echtes Produkt der großen emporstrebenden Zeit des deutschen Volkes und der preußischen Nation, welche sich in Gegensätzen erschöpfte, dabei aber glücklich veranlagte Naturen hervorbrachte, die dem Moment Dauer verliehen und den später Geborenen noch heute voranleuchten als ihre eigentlichen Männer der Tat [2]).

[1]) Vgl. den bei von der Marwitz [Nachlaß Bd. II, Berlin 1852, S. 228 f.] abgedruckten Brief vom 19. Dezember 1822.

[2]) Roscher [Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland S. 445] bemerkt in einer bei Stadelmann schon zitierten Stelle sehr treffend: „Jenes Zeitalter zeigt sich auch darin als eine wahre Übergangsperiode, daß selbst die bedeutendsten Köpfe damals zu gleicher Zeit und mit gleicher Lebhaftigkeit Richtungen verfolgen konnten, deren völlige Unvereinbarkeit jedermann klar wurde und die deshalb zu jeder andern Zeit ihre Vertreter nur in ganz entgegengesetzten Lagern haben. Dieser Widerspruch, auf

Durch die Umkehr von seinen Träumen zu einem Leben geregelter Tätigkeit und praktischer Wirksamkeit wird Faust, ebenso wie Wilhelm Meister in den „Wanderjahren", zu einem „Entsagenden". Zwar zeigen die Charaktere in dem Roman, besonders gegen das Ende hin, eine gewisse Nüchternheit und fin de siècle-Ermüdung, welche in dem Drama durch die großartigste Anspannung aller Kräfte ersetzt werden; sonst aber ist am Schluß beider Werke die Aussicht ins Leben wesentlich dieselbe. Faust soll fortan in dem neuen sittlichen Halt, welchen eine feste, auf das Äußere gerichtete, das Wohl der Mitmenschen fördernde Tätigkeit gibt, ein stets sich steigerndes Genüge finden. Wilhelm Meister und Faust wollen ferner beide wüste Strecken reklamieren oder verödeten Landesteilen einen besseren Anbau angedeihen lassen. In den „Wanderjahren" wird dies alles durch einen Bund erreicht, welcher, wenn auch nur gute und gemeinnützige Zwecke verfolgend, dennoch das Wesentliche einer geheimen Verbindung an den Tag legt. Faust hingegen macht sich von jeder Geheimnistuerei frei [1]) und kehrt mit heftiger Leidenschaft zum reinen Typus des individuellen Tuns zurück (11403 ff.):

„Noch hab' ich mich in's Freie nicht gekämpft.
Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen,
Stünd' ich, Natur, vor dir ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein."

Aber so auf sich selbst gestellt, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte, ist Faust dennoch nicht. Auch ihm, wie Wilhelm Meister und seinen Mitverbündeten, „kommt das Jahr-

dem Gegensatze verschiedener Weltalter beruhend, kommt den Menschen in einer solchen Übergangszeit nicht zum klaren Bewußtsein. Das Vergangene ist eben noch nicht ganz abgestorben: man hängt noch daran mit tausend Jugendeindrücken; und die Zukunft ist noch so wenig fertig, daß man sich über die schließliche Gestaltung ihrer Keime noch sehr und im besten Glauben täuschen kann."

[1]) Ganz hat er sich von der unheimlichen Verbindung nicht losagen können (11123—11134). Das eben erklärt seinen starken Unwillen.

hundert zu Hilfe" [1]), aber bei Faust ist es das Jahrhundert Friedrichs des Großen. In den „Wanderjahren" finden sich „jüngere Beamte, die in der Nachbarschaft angestellt werden" [2]), und den Plänen der Kolonisten zugute kommen. Bei Faust sind die Aufseher auch vorhanden, aber hier stellen sie nach dem Friderizianischen Prinzip eine Art subalterne Energie dar, welche dem Willen des Herrschers dienstbar wird. Wir befinden uns somit im vierten und fünften Akte des „Faust" in einer idealen, durch keine Zeit begrenzten Welt, in welche die Welt Friedrichs des Großen dennoch auf Schritt und Tritt hereinragt. Hier wie dort handelt es sich in erster Linie um die Ausführung eines groß angelegten nationalökonomischen Planes. In den folgenden Versen Goethes auf Friedrich II. werden nicht allein die Kriegstaten des großen Herrschers gefeiert. Auch die Werke des Friedens sind gemeint, und gerade hier wirkt der in diesen Zeilen hervorgehobene Kontrast mit seinem Nachfolger mit vernichtender Gewalt, wenn er auch auf versöhnliche Weise zum Ausdruck gebracht wird.

„Willst du aber die Meinung beherrschen, beherrsche durch Tat sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot. Der wackere Mann, der beständige,
Der den Seinen und sich zu nützen versteht und groß dem Zufall gebietet,
Der den Augenblick kennt, dem unverschleiert die Zukunft
In der stillen Zelle des hohen Denkers erscheinet,
Der, wo alle wanken, noch steht —
Der beherrscht sein Volk, er gebietet der Menge der Menschen.
Einen solchen habt ihr gesehen vor kurzem hinaufwärts
Zu den Göttern getragen, woher er kam. Ihm schauten
Alle Völker der Welt mit traurigem Blick nach."

Das Urbild für Fausts Plan der Bodenmelioration wird überall, nur nicht auf der heimatlichen Erde, gesucht. Bald sollen es die Steinmauern der Venetianer, bald eine aus

[1]) Vgl. Werke Bd. 25, S. 218.

[2]) Auch auf die Tätigkeit Batys darf in diesem Zusammenhang hingewiesen werden. Dieser Wiesenbauer war auf Empfehlung Mercks aus England nach Weimar berufen. Die von ihm erzielten Erfolge auf den Gütern des Herzogs erregten Bewunderung.

Goldsmiths „Traveller“ [1]) geschöpfte Begeisterung für die dem Meere abgewonnenen Niederlande sein. Keiner will dabei recht an Deutschland glauben. Niemals vielleicht war Goethes Ermahnung, „Sieh, das Gute liegt so nah“, mehr am Platze wie hier, denn in Friedrichs des Großen von seinen Vorfahren aufgenommenem, mit beharrlicher Energie fortgesetztem, von seinem Nachfolger hingegen fallengelassenem Kampfe gegen jene feindlichen Gewalten, den Flugsand, die Sumpfniederungen und das Meer ist die nächstliegende, durchaus naturgemäße Parallele zu Fausts heroischem Leben der Tat zu suchen [2]).

Zunächst sei daran erinnert, daß Faust „Räume vielen Millionen“ eröffnen will. Dieses ist in die Sprache der Prosa zu übersetzen und mit den gewaltigen Ergebnissen, zu welchen

[1]) Vgl. Siegmund Levy, „Goethe und Oliver Goldsmith“. Goethe-Jahrbuch, VI, 291 ff.

[2]) Um die zentrale Figur des großen Königs gruppieren sich auch andere; Goethes Gesamttätigkeit als Minister in Weimar ist gewissermaßen von diesen Interessen eingerahmt. Schon vor seiner Bekanntschaft mit Karl August im Jahre 1774 hatte unser Dichter in Mösers „Patriotische Phantasien“ „die innigste Kenntnis des bürgerlichen Wesens“ bewundert. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem jungen Erbprinzen kam das Gespräch auf Mittel, Gewerbe und Landwirtschaft zu heben. In diesem Zusammenhange berichtet Goethe: „ich trage sie [die „Patriotischen Phantasien“] mit mir herum; denn, wo ich sie aufschlage, wird mir ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.“ In seiner Gedächtnisrede auf Goethe am 13. September 1832 faßte Kanzler von Müller die Hauptzüge seiner Tätigkeit auf diesen Gebieten in folgenden markigen Sätzen zusammen: „Jeden stillen Gewinn suchte er alsbald nutzbar für öffentliche Zwecke zu verwenden. Er versuchte, neues Leben in den Bergbau zu bringen und sich mit allen technischen Hilfsmitteln dazu vertraut zu machen; chemische Versuche werden eifrig hervorgerufen, neue Straßen gebahnt, der Wasserbau nach richtigen Grundsätzen betrieben, der alten Saale bei Jena durch zweckmäßige Durchstiche fruchtbare Wiesen abgewonnen, und in stetem Kampfe mit der Natur der Obsieg verständig beharrlichen Willens errungen.“ Max Geitel [Entlegene Spuren Goethes, München und Berlin, 1911, S. 69] meint, daß diese erfolgreiche Tätigkeit Goethes, der Saale fruchtbare Strecken abzugewinnen, „sich mit vollendeter Klarheit im zweiten Teile des „Faust“ widerspiegele“. Man darf wohl

Friedrich II. gelangte, zu vergleichen. „Dreihundert Kolonistendörfer waren auf menschenarmen oder mangelhaft benutzten Strecken entstanden und waren gegen drei hundert tausend Angehörige fremder Staaten in's Land gezogen worden." Bei Friedrich Wilhelm II. geriet alles in Stillstand. Wo der eiserne Wille und die unerbittliche persönliche Kontrolle des großen Vorgängers auf dem Thron die Vollziehung des Gewollten gesichert hatte, überließ sein Nachfolger alles der Willkür der ausführenden Beamten. Ein besonders flagrantes Beispiel der Vernachlässigung boten die Zustände in der damaligen Kurmark. Nach vier Jahren des Nichtstuns berichtete man, daß sämtliche Äcker gewisser Ge-

---

Anstand nehmen, einer vereinzelt stehenden Tatsache von untergeordneter Wichtigkeit eine so umfassende Beweiskraft beizumessen, aber trotzdem ist die Tendenz des Urteils eine durchaus gesunde und erfreuliche zu nennen.

Eduard von der Hellen hat im Goethe-Jahrbuch XIV, S. 3 ff. Goethes Schema über die verschiedenen Zweige der hiesigen [Weimarer] Tätigkeit herausgegeben, wo es im zweiten [unausgeführten] Teile heißt:

Wasserbau
bloß empirisch, ja sogar nach falschen Prinzipien unternommen, in wie fern die rechten Grundsätze deutlich und allgemein zu machen.

Austrocknung
des Schwanensees,
des Schloßgrabens,
des Küchteiches,
Ausfüllung des Jenaischen Stadtgrabens.

Auch der Wegebau, welcher schon oben (S. 199) erwähnt wurde, nahm unter Goethes Leitung „einen besonders energischen Aufschwung, nachdem im Jahre 1815 der Oberbaudirektor Coudray, der hinfort zu Goethes intimsten Vertrauten zählte, nach Weimar berufen war. Hier ist besonders der Bau der Chaussee von Weimar nach Jena zu nennen. ... Noch wenige Tage, bevor er von der Todeskrankheit befallen wurde, ließ sich Goethe die Zeichnungen der im Bau befindlichen Straße Weimar-Blankenhain-Rudolstadt vorlegen und sprach die Absicht aus, demnächst den schwierigsten Teil derselben, einen dreihundert Fuß langen und sechsunddreißig Fuß hohen Damm, in Augenschein zu nehmen". Vgl. Max Geitel, a. a. O. S. 71.

meinden durch Überwehen von Flugsand zugrunde gehen müßten, wenn keine Abhilfe geschähe. Daraufhin suchte das lässige Generaldirektorium vergebens das Forstdepartement zur Verantwortung zu ziehen. Nach sechsjährigem unproduktivem Verhandeln der Behörden war man endlich zum Anfangspunkte des Experiments zurückgekehrt. Daß die Ratgeber des Königs, ganz besonders der Minister Woellner, an dem Vereiteln dieser Meliorationspläne schuld waren, steht fest.

Friedrich der Große hatte ausdrücklich bestimmt, daß sein letzter Plan zur weiteren Sicherung der Oder- und Warthebrüche gegen Überschwemmungen fortgesetzt werden sollte. Nach einigen Jahren sehr lässiger Führung dieser Arbeiten verweigerte sein Nachfolger im Jahre 1790 die Bewilligung weiterer Summen Geldes. Von da an geschah bis zum Tode Friedrich Wilhelms II. für diese Unternehmungen so gut wie gar nichts. Auch bei der Beseitigung agrarischer Übel war Friedrich II. erfolgreich tätig gewesen. In Sachen der Kommunalhutung erhielt der Interessent den ihm zustehenden Anteil an der Gesamtfläche zu freier Verfügung abgesondert. Die oft weit auseinander liegenden Teile jedes Besitztums wurden zusammengelegt. „Für Intelligenz, Einsicht und Rührigkeit, wo sie sich zeigen mochten, war freie Bahn gegeben. Unzählige schaffende Kräfte waren geweckt; der Bodenproduktion war ein außerordentlicher Vorschub geleistet. Noch vor seinem Ende hatte der König die Freude, sein großes Kulturwerk so weit ausgeführt und eingebürgert zu sehen, daß sein weiterer Fortgang wohl unterbrochen, aber nicht mehr aufgehoben werden konnte. Nach so außerordentlicher Tätigkeit Friedrichs des Großen für diese Kulturentwicklung ruht dieselbe während der Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. fast gänzlich. Die von Friedrich geforderten und Jahrzehnte hindurch regelmäßig einlaufenden statistischen Berichte über den Fortgang der Sache finden sich nur bis zum Jahre 1790 fortgesetzt [1])."

[1]) Vgl. Stadelmann a. a. O. S. 18.

Es liegt etwas Ernüchterndes darin, wenn eine dichterische Situation, welche bisher der Phantasie unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet hat, auf einmal an bestimmte, historisch feststehende Tatsachen festgebannt werden soll. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob ein derartiger Fall uns jetzt vorliege. In Wirklichkeit jedoch steht die Sache ganz anders da. Wenn das Paralipomenon „Fortinbras", wenn die oben (S. 214) zitierten Zeilen auf Friedrich II. irgend etwas beweisen, so ist es dieses, daß jener große königliche Mensch sofort bei seinem Hinscheiden für Goethe in dieselbe Reihe der übermenschlichen, persönlich-unpersönlichen Kräfte hinaufrückte, wie Prometheus und, gleich Goethes Prometheus, nun als Erzgewaltiger seinen Getreuen herunterzurufen schien:

„Euch rettet' ich, als mein verlorenes Geschlecht
Bewegtem Rauchgebilde nach, mit trunknem Blick,
Mit offnem Arm, sich stürzte, zu erreichen das,
Was unerreichbar ist, und, wär's erreichbar auch,
Nicht nützt noch frommt; ihr aber seid die Nützenden.
— — — — — — — — — — — — — — —
So, eigne Kraft und Bruderkräfte mehret ihr,
Werkkräftig, weisekräftig, in's Unendliche.
Was Macht entworfen, Feinheit ausgesonnen, sei's
Durch euer Wirken über sich hinaus geführt.
Drum bleibt am Tagwerk vollbewußt und frohgemut [1])."

Von solchem Standpunkt aus erscheinen die in dieser Studie erörterten Verhältnisse wie Glieder in einer weltgeschichtlichen Kette des Geschehens. Friedrich Wilhelm II. hört auf, Gegenstand der Kritik zu sein; er wird zur Folie, er dient, wie der Schatten dem Lichte dient. In Goethes Darstellung wird jenes Hauptstück der deutschen Geschichte zu unvergänglicher Poesie. Ferner erscheint der vierte Akt des Faust, Goethes letzte dichterische Leistung, nun erst in seiner vollen Bedeutung, als ein den Seinen „zu lebendiger Zeit" gemachtes Vermächtnis. Ein einseitiges zwar, denn dem dröhnenden Rhythmus dieses gleichsam prometheischen Gesanges

[1]) Vgl. Goethes „Pandora". Werke Bd. 50, S. 307 f.

fehlt noch die Harmonie, die höhere Form. Er ist einstweilen nur eine Verherrlichung der heroischen Tat. Man darf aber nicht außer acht lassen, daß der Dichter im vierten Akt seines „Faust" die Rücksichten auf Kunst und Literatur, kurz, auf die ideale Seite des menschlichen Tuns, gänzlich fahren läßt. Hier sollte keine „Wiederkehr Pandorens" gefeiert werden. Dafür war gewissermaßen schon in dem früher geschriebenen fünften Akte gesorgt, denn in Fausts letzter Rede ist eine gehobene, zuversichtliche Palinodie des vierten Aktes zu lesen. Der ganze Zauber unserer modernen, veredelteren Weltanschauung liegt in diesen Worten des scheidenden Helden. Der Titan ist versöhnt, und wenn „Pandora" einst bei ihm mit dem Ölzweig des Friedens erscheinen wird, so wird Prometheus-Faust „sich damit kränzen und ihn tragen, und auf seiner Erde als Wächter des Heiligtums, worin die Dämonen der Kunst und Wissenschaft wohnen, sich seiner zum Gipfel der Gesittung gehobenen Menschen freuen" [1]). In dieser neuen Ära darf dann die zweite Alternative in der folgenden „Fürstenregel" nicht mehr gelten:

„Sollen die Menschen nicht denken und dichten,
Müßt ihr ihnen ein lustig Leben errichten;
Wollt ihr ihnen aber in Wahrheit nützen,
So müßt ihr sie scheren und sie beschützen" [2]),

sondern vielmehr das herrliche neue Recht, welches Goethe mitten unter den Greueln des Krieges verbrieft hat:

„Nicht der König
Hat das Vorrecht, allen ist's verliehen.
Wer das Rechte kann, der soll es wollen,
Wer das Rechte will, der sollt' es können:
Und ein jeder kann's, der sich bescheidet,
Schöpfer seines Glücks zu sein im kleinen ...
Fromm erflehet Segen euch von oben,
Aber Hilfe schafft euch tätig wirkend
Selber [3])."

---

[1]) Vgl. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, „Goethes Pandora". Goethe-Jahrbuch Bd. 19, S. 11*.

[2]) Vgl. Werke Bd. 2, S. 291.

[3]) Vgl. „Vorspiel" (1807), Werke Bd 13[1], S. 30.

Auf diese Weise verbindet unser Dichter die beiden Jahrhunderte und rettet sein Ideal der vorrevolutionären Zeit hinüber in die neue Welt, welche auf den Trümmern der alten erstand. Nur völlige Mißachtung der plastischen, aber dem Wesen nach unverrückbaren, lebenslänglichen Ansichten Goethes könnte darin etwas anderes erblicken als das, was er in seiner Dichtung gegeben hat, — ein Bild organischer nationaler Entwicklung, in dem Rahmen einheimisch-geschichtlicher Institutionen, auf deutscher Erde.

Nicht durch die Verknüpfung der Ideen weist Goethe hinüber in das neue Jahrhundert, sondern vermittelst der einzigen reellen Bindemittel zweier Weltalter, durch die Persönlichkeit und die Tat. Diesen beiden Elementen gibt er eine bestimmte, von ihm selbst hineingelegte Bedeutung. „Die Tat" ist bei Goethe nur aus seiner Auffassung des Wesens der Stände wahrzunehmen. Nicht nur beruht alles Staatsleben vor der französischen Revolution auf der streng festgehaltenen ständischen Gliederung [1]), sondern auch das Leben eines jeden Individuums paßt in diesen Rahmen. Bis an sein Lebensende beharrte Goethe bei dieser Meinung. „Das Vernünftigste ist immer, daß jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist und was er gelernt hat, und daß er den anderen nicht hindere, das Seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge und der Fürst wisse zu regieren. Denn dies ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmaßen soll, der es nicht versteht [2])." Ein solches, alle Stände miteinschließendes Leben muß sich aber überall und bei jedem einzelnen unter Anspannung aller Kräfte entwickeln. „Sein [des jungen Fürsten] Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, jeder nach seiner Art, erst

[1]) Vgl. Viktor Hehn, „Gedanken über Goethe". IV. Die Stände.
[2]) 25. Februar 1824. Vgl. Goethe, „Gespräche", IV, 31.

gewinnen und dann genießen sollen [1])." Aber Goethes letzte und strengste Forderung besteht darin, daß die höhere Tat „produktiv" sein muß: „denn was ist Genie anders, als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und der Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind?" Schon in diesem letzten Ausspruch spürt man das Walten des zweiten von Goethe geforderten Elementes, der Persönlichkeit. Vorerst ist zu bemerken, daß, obgleich Goethe die Sprache der herrschenden, besitzenden Klasse redet und deren Ansicht zu vertreten scheint, er sich nichtsdestoweniger an die Stelle eines jeden Standes zu versetzen versteht und sich überall auch bei dem Geringsten zu Hause fühlt. Der Grundpfeiler seiner Überzeugung über das gegenseitige Verhältnis ist in Aussprüchen wie der folgende zu finden: „Man kann es [„die Aufgeregten"] gewissermaßen als mein eigenes politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen ... daß das Volk wohl zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und daß die revolutionären Aufstände der unteren Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Großen sind [2]). In diesem Glauben wankte Goethe nie, selbst nicht, als am Ende seines Lebens die politischen Wirren in Frankreich vom Jahre 1830 ausbrachen. Kanzler v. Müller gegenüber erklärte er: „Der Wahnsinn des französischen Hofes hat den Talisman gebrochen, der den Dämon der Revolution gefesselt hielt." Unter diesen Voraussetzungen kann es uns nicht wundern, daß Goethe jeden in gebietender Stellung „einen Liberalen nennt, welcher bemüht ist, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebensoviel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen, Zeit und Umstände begünstigen". Von diesem Stand

[1]) Vgl. „Novelle". Werke Bd. 18, S. 315 f.
[2]) Vgl. Gespräch mit Eckermann, 4. Januar 1824.

punkte zu dem des aufgeklärten Despotismus, mit welchem Goethe stets Fühlung behielt, ist der Weg nicht mehr weit. „Der Despotismus fördert die Autokratie eines jeden, indem er von oben bis unten die Verantwortlichkeit dem Individuum zumutet und so den höchsten Grad von Tätigkeit hervorbringt."

Die aus diesen Ausführungen von selbst hervorspringende Synthese von Persönlichkeit und Tat vermag uns am Schlusse unserer Betrachtungen zu einer etwas neuen Auffassung von der Belehnung mit dem „grenzenlosen Strande" im vierten Akte zu führen. In Fausts Vision handelte es sich, wenigstens zum guten Teil, um Gewinnung und Kultur neuen Bodens, vielleicht nicht ohne symbolischen Bezug auf das Gebiet der alten Marken. Hierin liegt für das ausgehende achtzehnte Jahrhundert etwas spezifisch Deutsches, fast möchte man sagen, etwas bodenständig Preußisches; denn eine der wichtigsten einzelnen Fragen im inneren Staatsleben jener Zeit in Deutschland drehte sich um die Umwandlung von Lehenbesitz in Freilehen. Wenn man hinsichtlich Goethes Stellung zu dieser Frage sich von jeder Voreingenommenheit freizuhalten sucht, so kommt man, mit Hilfe der schon oben gewonnenen Gesichtspunkte, zu überraschenden Resultaten. Goethe schrieb an Zelter, 6. Juni 1825: „Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden mit vielleicht noch wenigen die letzten sein einer Epoche, die so bald nicht wiederkehrt." Von der Marwitz meinte einmal: „Wahrlich, die Sache ginge ... auseinander, wenn der alte Fritze nicht noch in so vielen Köpfen lebte" [1]).

Diese Äußerung stammt aus der Zeit der Stein-Hardenbergschen Gesetzgebung vom Jahre 1811, welche, nach der Meinung der Konservativen, „das Vermögen des einen despotisch nahm, um es dem andern zu geben, überhaupt alle Verhältnisse umkehrte". Von der Marwitz' Gesinnungsgenosse York klagte: „Und nun diese gewaltsame Abschaffung aller Hofdienste der Bauern, ohne irgendeine Entschädigung des

[1]) a. a. O. S. LI.

Gutsherrn. . . . Ohne Modifikation wäre es ein wahrer Eingriff in das Eigentum." Dieselbe Frage wie bei der Umwandlung der Starosteien und geistlichen Güter in Südpreußen in den Jahren 1794—1796 in königliches Domänengut war jetzt in anderer Form wieder da. Goethe billigte Preußens Anteilnahme an der dritten Teilung Polens durchaus, aber wir haben gesehen, daß unser Dichter die Verleihung der höchsten Gerechtsamen an gewissenlose Günstlinge und deren Hintermänner auf das schärfste ahndete. Die Frage wegen Kolonisation und Neuanbau war in Südpreußen und in den „Wanderjahren" genau dieselbe. Allein, während Goethe in letzterem Werke, im Vertrauen auf seinen Geheimbund, die Sache versöhnlich behandelte, gießt er im „Faust" über die schmählichen Begleitumstände die volle Schale seines Zornes aus. Unter Minister Hoyms Verwaltung wurden Besitzer und Pächter, auch solche, die politisch treu waren, ohne Entschädigung von ihren Höfen vertrieben, und viele Güter als Handelsartikel weiter verkauft [1]). Von Faust bis zum märkischen Junker scheint es auf den ersten Blick ein weiter Schritt zu sein, dennoch geschieht das Überraschende, daß Goethe in zahlreichen Aussprüchen wesentlich dieselbe Mittelstellung einnimmt, wie von der Marwitz im Jahre 1811. Letzterer schrieb, anläßlich der Bekämpfung des Adels durch die Schriftsteller der Aufklärung, über den wirklichen Adel wie folgt:

„Jedermann wußte damals auch noch, daß der Adel nicht auf Diplomen beruhete, die durch Gunst erteilt und erschlichen waren, sondern daß vielmehr wirklich adelige Familien gar keine Diplome hatten und haben konnten, weil ihre Macht und Ansehen früher entstanden und fortgepflanzt waren, als man überhaupt Diplome erteilte. — Jedermann wußte damals auch noch, daß kein Gutsherr einen Bauern mit willkürlichen Abgaben belegen, viel weniger ihn von Haus und Hof treiben konnte. Ungemessene Dienste fanden seit hundert Jahren nur an einigen Orten noch bei Bauten statt, und wenn ein Guts-

[1]) Vgl. Stadelmann a. a. O. S. 34 ff.

herr seine Bauern dadurch hätte ruinieren wollen, so hätte er nur sich selbst geschadet, da er verpflichtet war, ihnen Saat, Brot und Gespann wieder anzuschaffen, wenn sie es nicht hatten. Und wenn er einem liederlichen Laßbauern allerdings den Hof nehmen konnte, so mußte er ihn doch an dessen Sohn oder Bruder wieder ausgeben und für den Unterhalt des Abgesetzten sorgen. — Schon seit dem Großen Kurfürsten durfte keine Bauernahrung mehr eingezogen werden, jedermann wußte, daß allenthalben Gerichtshöfe waren, die nicht gesäumt hätten, auf die erste Anzeige auf das strengste gegen jeden Gutsherrn zu verfahren, der sich solche Ungerechtigkeiten hätte wollen zuschulden kommen lassen [1])."

Es spricht sich in diesen Worten einerseits nach oben eine so energische Abwehr vermeintlicher Übergriffe seitens einer nivellierenden Regierung, anderseits nach unten ein so festes, kerniges Bewußtsein der historischen Berechtigung der eigenen Lebensstellung aus, daß der Zuschauer, wes Standes er auch sei und welcher politischen Richtung er huldigen möge, instinktiv fühlen muß, hier stehe ihm vor Augen eine achtunggebietende, welthistorische Erscheinung. Ja noch mehr, in besonders hervorragenden Mitgliedern des geschilderten Standes tritt eine ähnliche Verkörperung von Persönlichkeit und produktiver Tat zutage, wie in dem vom Kaiser belehnten, zum Ritter geschlagenen Faust:

Kanzler: „Er trete näher den geweihten Stufen,
Den Ehrenschlag empfang' er.
(Faust kniet.)
Kaiser: Nimm ihn hin!
Duld' ihn von keinem andern."

Das Fallenlassen dieses Entwurfs bei der endgültigen Ausarbeitung des Aktschlusses in Alexandrinern mag damit zusammenhängen, daß bei der unzweifelhaft erst später er-

[1]) Vgl. Meusel, „Von der Marwitz". I, S. 42 f.

sonnenen Anwendung der Zustände im alten Reiche auf Preußen und die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. Goethe für seinen modernen Ritter keinen Ehrenschlag mehr brauchte. Aber ein Ritter war und blieb er, und zwar einer, der imstande wäre, wie für die eigenen Rechte und Privilegien, so auch für die Freiheiten und Rechte des geringsten Volksgenossen, nach seiner Auffassung beider, mannhaft einzutreten [1]). Trotz des großen Unterschieds im einzelnen, besteht eine unverkennbare, merkwürdige Ähnlichkeit zwischen dem Faust des zweiten Teils und dem zwar eitlen und sonst nicht immer erfreulichen, im ganzen aber hochgesinnten, tüchtigen preußischen Landedelmanne, von welchem Theodor Fontane sagen konnte: „Mit Marwitz beginnt der historisch notwendige Gegenschlag gegen

---

[1]) Goethes endgültiger Standpunkt nach oben und unten scheint sich in Aussprüchen wie die beiden folgenden, wenn nicht am populärsten, so doch am treuesten widerzuspiegeln. Die typische Gräfin in den „Aufgeregten", welche in der Revolutionsperiode zeigt, „wie der Adel eigentlich denken soll", äußert sich großzügig, wie es sich zu solcher Zeit ziemte: „Jede Handlung, die mir unbillig erscheint, will ich künftig streng vermeiden, auch werde ich über solche Handlungen anderer in der Gesellschaft und bei Hofe meine Meinung laut sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen und wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrien werden sollte" [Gespräch mit Eckermann, 4. Januar 1824]. Für seine eigene Person nimmt Goethe folgende, wie uns heutzutage scheint, auffallend konservative Stellung ein: „Hat einer so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und so viel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen, die wir erfüllen müssen. Der Bürger ist so frei wie der Adlige, sobald er sich in den Grenzen hält, die ihm von Gott durch seinen Stand, worin er geboren, angewiesen. Der Adlige ist so frei wie der Fürst; denn wenn er bei Hofe nur das wenige Zeremoniell beobachtet, so darf er sich als seinesgleichen fühlen. Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern eben, daß wir etwas verehren, das über uns ist; denn indem wir es verehren, heben wir uns zu ihm hinauf und legen durch unsere Anerkennung an den Tag, daß wir selber das Höhere in uns tragen und wert sind, seinesgleichen zu sein." Gespräch mit Eckermann, 18. Januar 1827.

die Ideen der französischen Revolution und somit der politische Parteikampf in Preußen" [1]).

Mit der Abkehr vom kaiserlichen Hofe paart sich in Goethes Dichtung eine andere, sowohl für jene wie für unsere Zeit charakteristische Erscheinung, die Rückkehr auf das Land. Hier treffen u. a. so verschieden geartete Naturen wie Bismarck, Washington und Faust zusammen. Ein tiefgreifender Unterschied liegt allerdings darin, daß Faust in der Fülle seiner Kraft eine Aufgabe unternimmt, an welche die anderen erst als müde, abgedankte Staatsdiener schreiten. Dennoch fehlen die Verbindungszüge keineswegs. Am Ende seines Lebens, wo er sich wieder als Gutsherr und Landwirt betrachtete, gab der Einsiedler von Friedrichsruh seinem Gefühle endgültigen Ausdruck in einer Ansprache an die Abordnung des Bundes der Landwirte: „Ich wünsche, daß die alte vornehme Art noch Geltung hätte, nach der ein regierender Herr, bei uns wenigstens, keine Geldabfindung vom Staate empfängt, sondern seine ihm angestammten Güter behält und aus denen herauswirtschaftet und auf diese Weise mit der Landwirtschaft und mit dem Lande jede Bewegung fühlt an seinen eigenen Erlebnissen. Nun, das ist ein frommer Wunsch, der sich nicht verwirklichen wird. Ich gebe ihm hier nur Ausdruck, um meinen Gedanken zu beleuchten; ich würde sonst noch weiter gehen und sagen: Gebt jedem Staatsminister eine Domäne, von deren Ertrag er zu leben hat, oder beteiligt ihn an einer Industrie, deren Erträge sein Einkommen bilden."

Man kann anstandslos zugeben, daß Bismarck bei dieser Gelegenheit seine Worte auf einen bestimmten Hörerkreis berechnet und selber als wacher Träumer spricht, der mit den heute bestehenden Verhältnissen unzufrieden ist [2]). Aber ist Fausts Belehnung und das „paradiesisch Land" der Vision im fünften Akte denn etwas anderes als Goethes Traum des or-

[1]) Vgl. Friedrich Meusel, a. a. O. S. LV.
[2]) Vgl. Friedrich Meusel, a. a. O. S. LIV.

ganischen Lebens des deutschen Mannes der Tat, im höchsten Alter geträumt? Die Parallele mit dem großen Staatsmann unserer Zeit gewährt uns einen tiefen Blick in das Leben und Weben der deutschen Volksseele und beleuchtet vom Standpunkte Altpreußens und des alten Reichs das Werden des politischen Gedankens in großen Naturen, die zugleich bodenständig und modern waren, wie Goethe und Bismarck.

Die Faustromane F. M. Klingers und Goethes „Faust".

Wenn vom „Werther" die Rede ist, so denkt jeder sofort an den jungen Goethe, in dessen Geist und Wesen die authentische Wertherschwärmerei ihren Anfang nimmt, groß wird und endlich abstirbt. Bei „Sturm und Drang" dagegen kommt die obligate Betrachtung erst nachgehinkt, daß diese Erscheinung auch in ursächlichem Zusammenhange mit Klinger steht. Die Gewalt des geringeren Genies reichte zwar hin, einen ungebärdigen Geist zu entfesseln, allein denselben zu halten vermochte sie nicht mehr. Kaum hatte Klinger sein Drama „Der Wirrwarr" dem Weimarer Kreis vorgelegt, als die dortigen Freunde den neuen Titel dafür erfanden, worauf die geistreiche Herzogin Anna Amalia, die Mutter Karl Augusts, die Nichte Friedrichs des Großen, die hohe Gönnerin und Freundin Wielands, die Bezeichnung „Sturm und Drang" in neuer Anwendung gebrauchte, um damit eine ganze Richtung in der Literatur zu kennzeichnen.

Das Element des Ziellosen und Verworrenen tritt in dem Schauspiel selbst sofort zutage. In sämtlichen Hauptcharakteren desselben hat Klinger sein eigenes wildbrausendes, noch nicht abgeklärtes Wesen dargestellt. Die drei Gesellen, die in der Periode unmittelbar vor dem Ausbruch des Unabhängigkeitskrieges gegen England nach Nordamerika auswandern, heißen Jonathan Wild, der auf Abenteuer ausgeht und sich gegen die Schranken der Gesellschaft auflehnt, Blasius, der zugleich als romantischer Naturschwärmer [1]) und abgestumpfter

[1]) Als Lenau im Jahre 1832 sich anschickte, nach den Vereinigten Staaten zu reisen, schob er in den Vordergrund die Hoffnung, daß die großartige Natur dort, vor allem der Niagarafall, ihm neue dichterische Bilder und Vergleiche zutragen möchte. Hinter diesem ganzen Dichter-

Mensch auftritt, und La Feu, der in phantastischen Illusionen schwelgt. Mit diesen drei Gewaltigen, gleichsam als seine Doppelgänger, im Gefolge, führte sich Klinger bei dem deutschen literarischen Publikum in dreifacher Eigenschaft ein, als Abenteurer von feinerer Lebensart, als empfindsamer Einsiedler und als überspannter Kopf, — all dieses, so seltsam es klingen mag, auf Grundlage eines tüchtigen Charakters. Allein das Ergebnis war Sturm und Drang von der nicht plastischen, unproduktiven Seite. Von Goethe, aber nicht von Klinger, gilt der Satz: „Vorerst muß in einem Manne Chaos herrschen, wenn aus ihm ein flimmernder Stern werden soll."

Was Klinger von Anfang an gewesen war, das ist er im großen und ganzen geblieben. Er ist der Stürmer und Dränger in Permanenz, aber auf höchst eigene Art. Wenn man freilich Erdmann Glauben schenken wollte, so hätte man es lediglich mit einem naturgemäßen Prozeß zu tun: „Klingers Bruch mit seiner Jugenddichtung war kein vollständiger; eine so früh und fest ausgeprägte Individualität konnte sich nicht ganz verlieren. Obwohl verschiedene Gruppen von Werken und auch verschiedene Perioden der Entwickelung sich absondern lassen, so gehen doch gemeinsame Züge durch alle hindurch, und Stoffe, Motive, Grundgedanken der Jugendwerke tauchen in den spätesten Romanen und den Betrachtungen wieder auf" [1]). Warum die Entwicklung bei Goethe, der doch auch eine „früh und fest ausgeprägte Individualität" besaß, eine diametral entgegengesetzte werden mußte, darüber hat uns Erdmann nicht aufgeklärt. Ihm genügt es, das literarische Problem als gelöst zu betrachten, sobald er als Philosoph dasselbe nach dem Schema der Weltweisheit regelrecht beschrieben hat.

geschlecht erblickt man die „Rêveries d'un promeneur solitaire" von Rousseau. Ehe Rousseau die Ufer des Genfer Sees als landschaftlichen Hintergrund für seine Neue Héloïse wählte, blieb er lange im Schwanken und bemerkt auf eine für ihn und seine Gefolgschaft charakteristische Art dabei: „Les vallées de la Thessalie m'auraient pu contenter, s i j e l e s a v a i s v u e s."

[1]) Vgl. O. Erdmann, Anz. für deutsches Altertum, V, S. 376 f.

Mit einer einzigen scharfsinnigen Bemerkung führt uns Erich Schmidt viel weiter, indem er von Klingers „gewaltsamer Mäßigung schon vor der Übersiedelung nach Rußland" spricht. [1]) Am weitesten kommen wir indessen durch die Zuhilfenahme von Klingers eigenen Betrachtungen und Gedanken, wo es unter Nr. 102 heißt:

„Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch tätiges Geschäftsleben und in dem Umgange mit höheren Ständen aufzuklären, ohne daß das Herz in dieser Schule austrockne. Ich kenne darum nichts Interessanteres als einen welterfahrenen Mann mit grauen Haaren, der nach ehrenvollem, tätigem Leben zu seinen Verwandten und Freunden zurückkehrt und den alle, obgleich die Zeit sein Äußeres verwittert hat, doch noch an seinem gesunden Herzen, seinem Geist, Sinn und seiner Denkungsart wieder erkennen. Dieses nenne ich den Kern im Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich, überzeugt, daß der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen. Mir ist die Morgenröte der Jugend noch nicht untergegangen; ist ihre Farbe auch nicht mehr so glühend, so ist sie um so sanfter und milder, und der Geist sieht leichter die Bilder, die hinter dem schimmernden Dufte schweben."

In obiger Betrachtung steckt gewissermaßen der ganze Klinger: der unerschütterliche Glaube an seine ewige Jugend, in Jahrgängen aufgezeichnet, wo der gleichaltrige Goethe in dem „Vorspiel auf dem Theater", in der schwermütigen Elegie „Amyntas" und dem am 1. Oktober 1797 an Schiller ge-

[1]) Anz. für deutsches Altertum IV, S. 223. Vgl. unter Klingers Zeitgenossen, Jean Paul [Vorschule der Ästhetik [2], 1813, I, S. 173 f.], welcher meint: „Daß Klingers Poesien den Zwiespalt zwischen Wirklichkeit und Ideal anstatt zu versöhnen, nur erweitern, und daß jeder Roman desselben wie ein Dorfgeigerstück die Dissonanzen in eine schreiende letzte auflöse. . . . Aber ein durch seine Werke wie durch sein Leben gezogenes Urgebilde seltener Mannhaftigkeit entschädigt für den vergeblichen Wunsch eines frohen, farbigen Spiels."

schickten Gedicht „Schweizeralpe" sich in Klagen über die entschwundene Jugendzeit erging; die Verherrlichung Rousseaus und der berechtigte Stolz über die Tatsache, daß er selbst in der hohen Petersburger Gesellschaft seine Vorliebe für einfachere Sitten bewahrt hatte; der bis in seine späteren Jahre hinein gehegte Wunsch, in das Vaterland zurückzukehren und der Wahn, dort mit den einstigen Freunden, worunter er Goethe nicht mehr rechnete, das frühere Verhältnis anknüpfen und die nämlichen Interessen im selben Sinne wieder gemeinsam fortsetzen zu können. Dazu kam eine übertriebene Wertschätzung des moralischen Gehalts, als Kunstprinzip, die ihn sogar dahin brachte, Klopstock als Dichter über Homer, Ariosto, Tasso, Shakespeare und Milton — geschweige denn über Goethe, der mit gewohntem Stillschweigen übergangen wird — zu stellen und ihn zu folgender Apostrophe hinreißt:

„Setze man zu allem Obigen das, was dazu gehört und ohne welches es nicht zu denken ist: eine hohe, moralische Stimmung, einen mit edlen, großen Gedanken beschäftigten Geist, eine durch den Charakter bestimmte kräftige Denkungsart — einfache Sitten, Gefallen an einer beschränkten Lebensweise — völlige Unkenntnis der Glücksjägerei, der schleichenden Mörderin des Besten im Menschen — und ich habe genug gesagt —. Nein! ich habe Klopstocks Genüsse und Leben beschrieben, ohne es zu ahnen. Ein anderer setze das Jahr seiner Geburt hinzu."

Nach diesen Beispielen von Klingers Gesinnung sind wir gewissermaßen auf Riegers Ausführungen vorbereitet, in welchen von einer „stillschweigenden, aber schwerlich unbewußten Konkurrenz mit Goethe" die Rede ist, die ganz besonders in der „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit" (1798), als Gegenstück zu Goethes „Wilhelm Meister", zum Austrag gekommen sein soll [1]). Wie dem auch sei, so lenkte Klinger jedenfalls seine Aufmerksamkeit mit demselben wachsenden Unwillen auf Weimar und Goethe, wie seinerzeit Walt Whitman

[1]) Vgl. Max Rieger, „Klinger in seiner Reife dargestellt". Darmstadt 1896, S. 354 f.

auf Concord und Emerson. Wie Goethe für Klinger, waren Emerson und Carlyle notwendige Vorbedingungen für Walt Whitman, der sich darauf, mit maßloser Selbstüberhebung, den „Genius dieser [Vereinigten] Staaten" titulierte, gerade wie Klinger sich für den intim Vertrauten des „Genius der Menschheit" — ein apokryphes Wesen, welches Goethe verabscheute — auszugeben schien [1]). Als Walt Whitman endlich im Jahre 1855 mit seiner radikalen Demonstration auftrat, die in der Behauptung gipfelte, daß die Menschen, ungeachtet jedes Unterschiedes der Geburt und Erziehung, absolut gleich seien, und als er etwas später Emerson und Carlyle darüber Vorwürfe machte, daß sie als aristokratisch Gesinnte auf halbem Wege der Entwickelung stehen geblieben seien, so war damit in der Neuen Welt eine ähnliche Lage geschaffen wie sechzig Jahre früher zwischen Klinger und Goethe in der Alten [2]). Daß Klinger der Alleinherrschaft Alexanders I. von Rußland aufrichtig zugetan war, und daß Goethe sagen konnte: „Seine [Klingers] Lebenswurzel war das monarchische Prinzip", tut dem Vergleiche nicht im mindesten Abbruch. Bei Klinger durchdringen sich reiner Rousseauismus und der extremste Despotismus gegenseitig um so leichter, weil er diese Gegensätze auf dem gemeinsamen Boden eines maßlosen Selbstkultus zum Austrage bringt. Als Mensch einerseits, wie Walt Whitman, von dem maßvollsten Benehmen, steigert Klinger anderseits als Schriftsteller seine Ansprüche bis zu den weitgehendsten Forderungen. Auf diese Weise kommt es, daß der Grundton sämtlicher philosophischer Romane Klingers wesentlich derselbe ist wie Anfang und Refrain von Walt Whitmans „Leaves of Grass":

„I celebrate myself;
And what I assume you shall assume,
For every atom belonging to me as good belongs to you."

[1]) Vgl. „Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit".

[2]) E. C. Stedman, S. 355, gebraucht den Vergleich, daß Emerson und Carlyle mit ebensowenig Behagen wie Frankenstein [in dem Roman von Mrs. Shelley] „die Riesenschritte des Wunderkindes" betrachtet haben möchten.

Dieſes im einzelnen durch Beiſpiele zu erhärten, würde zu weit führen, beſonders bei einem Schriftſteller wie Klinger, der ſich auf Koſten ſeiner Leſer bildete und im Einzelfalle des Fauſt erſt vermittelſt wiederholter Verſuche ſich darüber Klarheit zu verſchaffen wußte, wie er ſich eigentlich zu der Fauſtidee ſtellte. Carlyle ſagte von Rouſſeau und Byron, daß ſie „ihren eigenen Rauch nicht verbrannt“ hätten. In geſteigertem Maße gilt dieſer Ausſpruch von Klinger, der — hier wie überall in ſtarkem Gegenſatz zu Goethe — „rieſenhafte Bilder von ſeinem Schmerze entwarf, ehe er mit ſich ſelber ganz ins reine gekommen war“. Bei erläuternden Belegſtellen aus Klingers Schriften iſt ferner mit dem Hindernis ſeines ſchwerfällig einherſchreitenden, ſich leidenſchaftlich wiederholenden Stils zu rechnen, der weder Maß noch Ziel kennt, wo es darauf ankommt, des Verfaſſers Perſönlichkeit in den Vordergrund zu rücken und von allen Seiten zu beleuchten. Nachfolgende gedrängte Überſicht verfolgt lediglich den Zweck, diejenigen tiefliegenden Unterſchiede herauszuheben und anzuordnen, mit deren Hilfe ein Vergleich zwiſchen Klingers und Goethes Anſichten ſich bewerkſtelligen läßt.

Schon die Anlage von zehn philoſophiſchen Romanen, die, jeden formalen Reiz entbehrend [1]), nur einen Reflex der inneren Kämpfe bieten ſollten, durch welche der Verfaſſer ſich zur Klarheit der Anſchauungen durchgerungen hatte, war, wie Klinger ſelber ganz richtig bemerkte, „etwas, was kein Schriftſteller vor ihm gewagt hatte“ [2]). Sein immer wiederkehrendes

[1]) Von den neun ganz oder teilweiſe ausgeführten Romanen wurden ſechs, einem wunderlichen Schematismus zufolge, in je fünf Bücher eingeteilt.

[2]) Vgl. „Nachricht an das Publikum“. „Klingers philoſophiſche Romane“, 12 Bde. o. O. 1810 [R.]. Bd. I, S. III. Vgl. auch Rieger a. a. O. S. 414: „Klinger rang darnach, die wogende Welt ſeines Innern zu klären und ſich über das, was ihn innerlich bewegte, mitzuteilen. Die reine Form [wie bei Goethe] ſetzt, um zu wirken, Bildungsfähigkeit voraus, während die Art von ſtofflichem Intereſſe, die Klinger verlangt, Verwandtſchaft der Individualität vorausſetzt.“

Zauberwort ist „die moralische Kraft". Diese ihm innewohnende, von ihm in allen Wechselfällen des Lebens sorgfältig gepflegte Eigenschaft habe ihn „zum Wundersohn einer höheren, unbegreiflichen Schöpfung gestempelt [1]), ihm die ewige Jugend verliehen, ihn zum „hohen Dichter" qualifiziert [2]), zum Vertrauten des Genius der Menschheit gemacht [3]), der den Talisman auf seine Gedanken drücke [4]), so daß sein verklärter Geist „eine Fackel in die moralische Welt werfe, neue Ansichten erleuchte, den Menschen von der dunklen Erde emporhebe und die Kraft in ihm erwecke [5]), das zu ertragen, was die politische Welt aus Not und auch nicht aus Not aufdrängt" [6]).

Wer Klingers bitteren Ernst nicht kennte, möchte der Meinung sein, daß es sich hier bloß um die etwas übertriebenen Ergüsse eines hochsinnigen Idealisten handle. Allein der modernen Ohren hochtrabend klingende Ton der nächsten Gruppe von Aussprüchen wirkt schon bedenklicher:

„Wenn ein energischer [7]), gefühlvoller [8]), geistreicher [9])

---

[1]) Vgl. Vorrede zu den Romanen (1815). „Ausgewählte Werke." 8 Bde. Stuttgart 1878—80 [W.], Bd. III, S. 1.

[2]) Vgl. „Betrachtungen und Gedanken" Nr. 614. W. VIII, 132.

[3]) Vgl. „Der Weltmann und der Dichter", (1797). R. IX, 17 und 222 f., W. VI, 176 und 322.

[4]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 651. W. VIII, 152.

[5]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 651, W. VIII, 152: „Was ich mit allen diesen Betrachtungen und Gedanken zu dieser Zeit will? — K r a f t e r w e c k e n ! "

[6]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 554. W. VIII, 90.

[7]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 589. W. VIII, 117: „Ich habe — wer sein Ich nicht zu übertünchen sucht, darf von sich in der ersten Person reden — ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieses so ernstlich als ehrlich tat, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst."

[8]) Vgl. J. G. Gruber, in der Litteratur-Zeitung vom 22.—25. April 1805: „Zwei Landsleute und Jugendfreunde [Goethe und Klinger], beide voll Feuer, Mut und Kraft, beide von der Natur mit tiefem Gefühl und hohem Dichtergeist reich beschenkt, usw."

[9]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 537. W. VIII, 77 ff.: „Je größer unser

Mann, der den ſogenannten Glauben nicht hat [1]) und das Leere des Wiſſens kennt [2]), durch Begebenheiten gereizt und empört, [3]) düſter und finſter aufwärts blickt, als wollte er da anfragen, wo keine Antwort zu erwarten iſt [4]), ſo ſcheint er nur den Unerfahrenen aufwärts zu blicken. Sein Blick ſenkt ſich wirklich nur in ſein tiefes Inneres, oder in den Abgrund des Denkens und Fühlens, den der Geiſt in dem Herzen aufgewühlt hat [5]). Könnte ein minder ſtarker Nebenſtehender den Blick eines ſolchen Mannes in dieſe Tiefe begleiten, er würde

---

Wirkungskreis im tätigen Leben wird, je mehr überzeugt man ſich, daß zum Leben vorzüglich Mut und Kraft gehören. Ich rede von Menſchen, die wirklich leben und das entwickeln, ausarbeiten und verarbeiten, was ihnen dazu gegeben iſt. ... Überzeugt hiervon, wie ich es bin, kann man ſich einen Begriff von meinem Wohlgefallen an den ſchwächlichen Werken unſerer ſogar berühmten Schriftſteller machen, die jetzt meiſtens ſo ſchreiben, als ſchrieben ſie für Menſchen, die nur zum Leſen, Bücherſchreiben, Seufzen, in der Einbildungskraft zu ſchwelgen, ſich mit Idealen zu füttern und dadurch zum Dulden und zu einer völligen Reſignation in das Schickſal gemacht wären. ... Dieſe Schriftſteller beweiſen dem Publikum, was das Publikum ihnen beweiſt, daß die Deutſchen kein politiſches Volk ſind und werden ſollen und alſo recht für die Lehren der Reſignation gemacht ſind. Das übrige, oben Angeführte dient zum Kitzel des Publikums und zum ergiebigen Erwerbungszweige der Autoren.“ Dieſe geiſtreich ſein ſollende Polemik bezieht ſich auf „Wallenſtein“ und die „Braut von Meſſina“ und iſt an Schillers Adreſſe gerichtet!

[1]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 276. W. VII, 151 ff.

[2]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 328. W. VII, 211.

[3]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 935, und Rieger a. a. O. S. 486.

[4]) Vgl. Max Rieger, „Briefbuch zu F. M. Klinger“, Darmſtadt 1896, Brief Nr. 49.

[5]) Vgl. „Der Weltmann und der Dichter“, K. XI, 229 f., W. VI, 327 f.: „Scherzen Sie nur — Ich kann Ihnen beweiſen, daß ihm [dem Dichter] nichts fremd iſt, was die Menſchen betrifft. Sein Geiſt folgt ihnen in den Wildniſſen Amerikas, bis auf den glänzendſten Thron, durch alle Stufen ihrer Kräfte — ihrer Veredelung und Erniedrigung nach. Und da er alles, was er dichtet, an das Herz des Menſchen knüpfet und auf deſſen Kräfte bauet — wie könnte er dieſes, wenn ihm der Genius nicht den Schlüſſel zu dem Geheimnis übergeben hätte? Wenn er ihn nicht bei ſich führte?“

in dem schaudernden Abgrunde versinken, und doch findet der kühne Waghals selbst da festen Boden, schwingt sich sogar, von seinem eigenen Geiste verklärt, aus der Tiefe empor und geht noch mutiger unter dem Volke einher" [1]).

In einer dritten Gruppe von Betrachtungen über sich selbst trieb Klinger diese Selbstvergötterung nach zwei Seiten hin auf eine wahnwitzige Höhe. Diejenigen Aussprüche, welche sich auf den russischen Kaiser Alexander I. und Napoleon beziehen, sollen weiter unten zur Sprache kommen. Im Augenblick beschäftigen wir uns mit den über Goethe. Klingers meist heftige Abneigung gegen Goethe kann seit der Veröffentlichung des „Briefbuchs" im Jahre 1896 nicht mehr angezweifelt werden. Allein, es ist um so weniger Ursache vorhanden, die Einzelheiten über den einseitigen Streit hier aufzuführen, weil sie bei Rieger (SS. 401—403, 464 f., 529—536) bequem nachgelesen werden können. Klinger fehlte jedes Organ für die Würdigung ästhetischer und intellektueller (im Gegensatz zu moralischer) Veredelung durch die Dichtung [2]). Daher seine Ausfälle gegen „Geisterpöbel", [3]) und gegen „entzauberte Dichter, oder solche, die mehr Autoren als Dichter sind" [4]), beide Male mit deutlichem Hinweis auf Goethe. Anderseits war „die Wunde seiner Seele, daß er nicht mehr zu

---

[1]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 734, W. VIII, 188 f.

[2]) Vgl. Goethes Gespräch mit Alfred Nicolovius: „Die Ursache, weshalb Klingers spätere Schriften auf deutschem Grund und Boden keine größere Anerkennung und Verbreitung gefunden, sei hauptsächlich in der „Form" derselben zu suchen, bei weitem weniger in dem Inhalte. Klinger habe, Goethe wisse nicht, ob mit oder ohne Absicht, sich der Entwickelung der Form im deutschen Literaturwesen nicht anschließen mögen oder können und sei zufolge dieser Vernachlässigung, inmitten der in Deutschland gesteigerten Anforderungen an die Form, mehr und mehr auf dem Parnasse isoliert." Es ist nicht abzusehen, weshalb Rieger (S. 107) diese ausgezeichnete Antikritik der Romane auf Klingers Dramen anwenden will, wo Goethe sich noch dazu ausdrücklich auf die späteren Werke bezieht.

[3]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 338, W. VII, 211.

[4]) Vgl. „Der Weltmann und der Dichter". R. XI, 227 f., W. VI, 325.

dem Weimarer Kreis gehörte, zu dem er sich einst gesellt hatte. ... Man merkt es an seinem Lauschen auf die dortige Beurteilung seiner Schriften und an anderem" [1]).

Der jetzt anscheinend konservativ und monarchisch gesinnte Mann war in Wirklichkeit der alte Stürmer und Dränger geblieben. Sein russischer Aufenthalt und die Verbindung mit der großen Welt hatten zwar seine gediegene Charakteranlage geklärt und befestigt und ihm mannigfache Beförderung und viel Ehre eingebracht, anderseits aber gewissermaßen seine alten Fehler großgezogen. In den angesehensten Stellungen als tüchtiger Beamter anerkannt, blieb er in den großen Fragen der Literatur und Gesellschaft ein Isolierter, ein Unversöhnlicher, ein Fanatiker in eigener Sache, die er in unklarer Begeisterung Sache der Menschheit genannt, kurz, ein Sturmvogel des Nihilismus.

Gleich wie Klinger „die moralische Kraft" zu seinem Zauberwort gemacht hatte, wurde Faust die Gliederpuppe, der er alle seine Theorien anpaßte, und die er damit drapierte [2]). Auf den Lehren Rousseaus [3]), die er mit Newa-Sentimentalität

---

[1]) Vgl. Bernhard Seuffert, Gött. Gel. Anz. 160, S. 38.

[2]) Ähnlich scheint Goethe, in dem am 8. Juli 1795 geschriebenen launigen Brief an Schiller, Klingers Wirken in seinen Romanen aufgefaßt zu haben: „Als berühmter Schriftsteller bin ich übrigens recht gut aufgenommen worden [in Carlsbad], wobei es doch nicht an Demütigungen gefehlt hat. Z. B. sagte mir ein allerliebstes Weibchen: Sie habe meine letzten Schriften mit dem größten Vergnügen gelesen, besonders habe sie Giafar der Barmecide über alle Maßen interessiert. Sie können denken, daß ich mit der größten Bescheidenheit mich in Freund Klingers hinterlassene arabische Garderobe einhüllte und so meiner Gönnerin in dem vorteilhaftesten Lichte erschien." Als Goethe 33 Jahre später seinen Briefwechsel mit Schiller veröffentlichte, trug er Klingers großer Empfindlichkeit Rechnung, indem er obigen Brief samt Schillers Antwort auf denselben abänderte. Um den einstigen Freund nicht zu verletzen, ließ er es erscheinen, als ob er, statt Klingers „Giafar", Heinses „Ardinghello" gemeint hätte.

[3]) Vgl. „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit". R. IX, 99, W. V, 274: „Der Jüngling, der keinen Führer hat, wähle diesen. Er wird ihn sicher durch das Labyrinth des Lebens leiten, ihn mit Stärke aus-

verquickte [1]) und zu einem literarischen Glaubensbekenntnis ausbaute, welches mit Tolstois anfänglichen Theorien [2]) eine täuschende Ähnlichkeit aufweist, konstruierte Klinger einen Faust mit vielen Namen, der reichlich so verkünstelt ist wie seine satirisch gemeinte Figur „der kategorische Imperativ" in dem neunten philosophischen Roman „Sahir" und der jedenfalls die reine Antipode der Auffassung Goethes bleibt. Der Gegensatz war von seiten Klingers ein sorgfältig abgewägter, klar gewollter und datierte von der Veröffentlichung des Faust-

rüsten, den Kampf mit dem Schicksal und den Menschen zu bestehen. Diese Bücher sind unter der Eingebung der lautesten Tugend, der reinsten Wahrheit geschrieben: sie enthalten eine neue Offenbarung der Natur, die ihrem Liebling ihre heiligsten Geheimnisse zu einer Zeit entschleierte, da die Menschen sie bis auf die Ahnung verloren zu haben schienen. . . . Er schlug den Titel um und las: Emil. Es war das erste Buch unseres Jahrhunderts, das erste Buch der neueren Zeit. Der Mann, der es schrieb, faßte den erhabenen Gedanken, — die durch Üppigkeit, Selbstigkeit, Witz, überfeinerte Ausbildung, durch eine Philosophie voller Sophismen, eine alles zerstörende, sich selbst dadurch endlich auflösende Regierung — erwürgte moralische Kraft in seinen Zeitgenossen wieder aufzuwecken."

[1]) Der Ausdruck stammt von Ernst Moritz Arndt, „Erinnerungen aus meinem äußeren Leben": „Man kennt ja seine [Klingers] Schriften; bei einzelnen Anstrichen und Anhauchen des edlen Gefühls weht im ganzen ein kalter stolzer Wind vornehmer Betrachtung darüber hin, zuweilen eine Sentimentalität, die man eine Newa-Sentimentalität nennen möchte, wie einem bei glühender Kaminhitze oft friert. — — Wie fern von der Goetheschen erquickenden Liebes- und Lebenswärme!"

[2]) Vgl. Jules Lemaitre, „Jean-Jacques Rousseau". Paris 1907, S. 352: J'ai lu Rousseau tout entier, disait Tolstoï à l'un de nos compatriotes; j'ai lu ses vingt volumes, y compris le dictionnaire de musique. Je l'admirais avec plus que de l'enthousiasme; j'avais un culte pour lui. A quinze ans je portais à mon cou, au lieu de la croix habituelle, un médaillon avec son portrait. Il y a des pages de lui qui me sont si familières qu'il me semble les avoir écrites." Wie Klinger in seinem ersten Roman „Der goldene Hahn" (1785), verlegte Tolstoi die Szene der Geschichte, welcher er seine erste Berühmtheit verdankte, nach dem Kaukasus. Die Lehren Rousseaus werden von beiden Dichtern, auf ganz ähnliche Weise verkörpert, vorgetragen, nur ist bei Tolstoi die Wirkung eine bei weitem realistischere und kunstvollere. Über dieses Stück, „Die drei Toten", sowie über Tolstois erstes Auftreten, vgl.

Fragments von Goethe (1790), in welchem Jahre auch die Fauſtromane Klingers geplant wurden [1]).

Und Goethe? Vorerſt zeigte ſich bei ihm kein beſonderes Intereſſe an dem Fauſttreiben Klingers in der Ferne, ſonſt aber ſchweifte ſein Blick ſchon längſt über die Grenzen des Vaterlandes hinaus. Das Kommen der Großfürſtin Maria

---

E. M. de Vogüé, „Le Roman Russe". Paris 1886, S. 280: „Elle (la Russie nouvelle) veut des représentations littéraires qui soient l'image du chaos moral où elle souffre: Tolstoï arrive pour les lui donner. Avant tout autre, plus que tout autre, il est à la fois le traducteur et le propagateur de cet état de l'âme qu'on a appelé nihilisme." Dieſer letzte Ausdruck iſt Klinger wie auf den Leib geſchrieben. Seine „moraliſche Kraft" war, ihrer unleugbaren Stärke unbeſchadet, ausdrücklich eine myſtiſche Sache des Gefühls und des Temperaments, welche nicht in dasſelbe Kapitel gehört wie Rouſſeaus „La preuve intérieure ou de sentiment". Bei Rouſſeau hat man das Gefühl einer wohltuenden Wärme, was Sainte-Beuve mit zu dem Urteil veranlaßte: „Rousseau a été relativement chrétien" (Causeries du lundi, t. 15). Vgl. auch die begeiſterte Verteidigung Gaspard Villettes („Jean-Jacques Rousseau, Genevois", Paris 1911, p. 224). Bei Klinger hat man, trotz ſolcher Ausſprüche wie der des Grafen Schack (bei Rieger S. 519), nicht dasſelbe Gefühl wie bei Rouſſeau. Nach ihm war „die moraliſche Kraft" zwar imſtande, ihren gläubigen Anhänger zum „hohen Dichter" zu machen, ſie ſcheint aber lediglich durch den Verſtand gewirkt zu haben und bewahrte Klinger keineswegs vor dem peſſimiſtiſch-chaotiſchen Seelenzuſtande von Tolſtois Helden. Beide, Rouſſeau und Klinger, waren gleich entfernt einerſeits von Kants „praktiſcher Vernunft", anderſeits von Goethes erhabenem Standpunkte:

„Denn das ſelbſtändige Gewiſſen
Iſt Sonne meinem Sittentag."
„Vermächtnis" (Werke, III, S. 82).

[1]) Die Annahme G. J. Pfeiffers („Klingers Fauſt", Würzburg 1887), wonach Klinger ſeinen Fauſt ſchon in Deutſchland angelegt und größtenteils geſchrieben hätte, wirkte wenig überzeugend. Trotz der wohlwollenden Parteinahme von Bernhard Seuffert (zuletzt in Gött. Gel. Anz. 160) dürfte die ablehnende Haltung Riegers (S. 249) dieſer anfänglich beſtechenden Theorie gegenüber das Richtige getroffen haben. Klinger ſchrieb Ende März 1791 (Brief 15), daß er an ſeinem „Fauſts Leben, Taten und Höllenfahrt" ſeit zwei Monaten unaufhörlich gearbeitet habe. Das Werk erſchien im ſelben Jahre.

Paulowna als Erbprinzessin nach Weimar (1804) war nicht erst nötig, um Goethes Aufmerksamkeit auf die russischen Zustände und auf den großen Gegensatz zwischen Osten und Westen zu lenken. Die „Noten und Abhandlungen zum Divan" zeigen, obgleich sie erst später aufgezeichnet wurden, ein fortlaufendes, intensives Interesse für diese Dinge. Das Buch des Unmuts samt dem Abschnitt über die Anmaßung ist für unseren Zweck sehr wertvoll, erstens weil es hellseherisch Klingers wunden Punkt berührt, zweitens weil es bis zur Evidenz zeigt, wie Klinger den guten deutschen Standpunkt gegen ein rückständiges, halb asiatisches Ideal eingetauscht hatte [1]):

„Der Herrscher selbst ist der erste Anmaßliche, der die übrigen alle auszuschließen scheint. Ihm stehen alle zu Dienst, er ist Gebieter sein selbst, niemand gebietet ihm, und sein eigener Wille erschafft die übrige Welt, so daß er sich mit der Sonne, ja mit dem Weltall vergleichen kann. Auffallend ist es jedoch, daß er eben dadurch genötigt ist, sich einen Mitregenten zu erwählen, der ihm in diesem unbegrenzten Felde beistehe, ja ihn ganz eigentlich auf dem Weltenthrone erhalte. Es ist der Dichter, der mit und neben ihm wirkt und ihn über alle Sterbliche erhöht.... Dieser wird verleitet, eben so hoch von sich zu denken als von dem Fürsten, und sich im Mitbesitz der größten Vorzüge und Glückseligkeiten zu fühlen.... Wollten wir nun das alles weiter entwickeln, so würden wir sagen, daß vom Thron, durch alle Stufen hinab, bis zum Derwisch an der Straßenecke, alles voller Anmaßung zu finden sei, voll weltlichen und geistlichen Hochmuts, der auf die geringste Veranlassung sogleich gewaltsam hervorspringt.... Mit den Anmaßungen unseres westlichen Dichters (d. h. Goethes, im Divan) aber möchten wir die Landsleute gern versöhnen. Eine gewisse Aufschneiderei durfte dem Divan nicht fehlen, wenn der orientalische Charakter einigermaßen

[1]) Trotz Rieger, S. 467, der auf dem verlorenen Posten ausharren will, als wäre Klingers „angeborener Sinn" von seinem russischen Aufenthalt nicht beeinflußt worden.

ausgedrückt werden sollte. . . . In die unerfreuliche Anmaßung gegen die höheren Stände konnte der Dichter nicht verfallen. Seine glückliche Lage überhob ihn jedes Kampfes mit Despotismus [1])."

Zum Zweck des Vergleiches mit Klinger brauchen wir nicht zum Roman „Der Weltmann und der Dichter" [2]) zu greifen, welchen Goethe, wie er Kanzler von Müller erzählte, nie gelesen hatte. Die „Betrachtungen und Gedanken" sind sogar in diesem Falle vorzuziehen, weil Klinger hier in eigener Person spricht [3]):

„Was sind die feinsten und pfiffigsten Erfindungen des politischen Rechenmeisters, gegen den Moralisten — Klinger zufolge ist der Moralist von diesem Schlage auch Dichter —, der eine Fackel in die moralische Welt wirft, neue Ansichten erleuchtet, den Menschen von der dunklen Erde emporhebt und die Kraft in ihm erweckt, das zu ertragen, was die politische Welt aus Not und auch nicht aus Not aufdrängt? Was die studierte Rede des Kanzlers in dem Kabinett . . . gegen das, was der Mann voll Geist, Sinn und Rechtschaffenheit ohne List und Trug dem Publikum mitteilt? Und haben alle diese Leute samt und sonders das Recht, die politische Welt zu ordnen, zu erschüttern, zu zerstören, zu leiten und zu beherrschen, so haben jene den Bestellungsbrief von einem Höheren, die politische und moralische Welt zu mustern, zu verbessern, zu beleuchten; und die ersteren, so stolz sie seien, müssen bei ihnen in die Schule gehen, ob sie gleich die Lehrer nicht anerkennen wollen und oft mit Undank lohnen. Was die Welt Gutes aufzeichnen kann,

---

[1]) Werke Bd. VII, S. 1394—11.

[2]) z. B. R. Bd. XI, 229 f.

[3]) In den „Tag- und Jahresheften" (1813) berichtet Goethe, daß er zur Förderung seines autobiographischen Werkes Klingers Schriften studiert habe. Für unseren Zweck aber kommt es nicht darauf an, zu beweisen, daß Goethe diese oder jene schriftliche Äußerung des einstigen Freundes kannte. Was viel wichtiger ist, er überschaute Klinger als Gesamterscheinung und prüfte musternd und hellseherisch sein Dichten und Trachten in der Fremde.

verdankt sie ihnen doch, und so wird man mich auch verstehen, von welchen Leuten ich hier reden wollte [1])."

Ehe wir die Noten und Abhandlungen zum „Divan" verlassen, verdient eine weitere Stelle besonderer Erwähnung, als Beweis, daß Goethe, ohne sie namhaft zu machen, zeitgenössische Zustände im Zarenreiche im Auge hat:

„Ein uneingeschränkter Wille steigert sich selbst und muß, von außen nicht gewarnt, nach dem völlig Grenzenlosen streben. Wir finden hierdurch das Rätsel gelöst, wie aus einem löblichen jungen Fürsten, dessen ersten Regierungsjahre gesegnet wurden, sich nach und nach ein Tyrann entwickelt, der Welt zum Fluch, und zum Untergang der Seinen; die auch deshalb öfters dieser Qual eine gewaltsame Heilung zu verschaffen genötigt sind [2])."

Im unmittelbaren Zusammenhange findet sich nichts, was diesen tragischen Ausgang erklären könnte, denn von Abbas dem Großen, Shah von Persien, ist bei Goethe die Rede, der eines natürlichen Todes starb. „Das Rätsel" deutet vielmehr auf Kaiser Paul von Rußland, Klingers Gönner, der im Jahre 1801 ermordet wurde, und dessen Sohn und Nachfolger, Kaiser Alexander I., als „Genius der Menschheit" von Klinger vergöttert wurde.

Als Goethe im Jahre 1808 sein autobiographisches Werk anfing, war Klinger der einzige unter den früheren Genossen, dessen persönliche und literarische Karriere für ihn ein rätselhaftes Element enthielt. Vor der Hand erstreckte sich die Anlage von „Dichtung und Wahrheit" zwar lediglich auf die vorweimarische Zeit, während die Schwierigkeiten in der Beurteilung Klingers erst mit dessen Übersiedelung nach Rußland einsetzten. Allein, Goethe nahm seine Aufgabe viel zu ernst, um sich mit etwas Halbem zu begnügen, wo es galt, einen bedeutenden Menschen in der Gesamtheit seines Charakters zu erfassen und darzustellen. Gerade diese Beschreibung nimmt in „Dichtung und Wahrheit" einen unverhältnismäßig großen

[1]) Betr. und Ged. Nr. 554. W. VIII, 90.
[2]) Werke Bd. VII, S. 204.

Raum ein; bei Goethes innerer Abneigung für den Gegenstand darf man indessen annehmen, daß die Schilderung weniger günstig ausgefallen wäre, hätte nicht Klingers sehr geachtete Stellung in Petersburg Goethe ein geneigtes Urteil über den Schriftsteller nahegelegt, welches er in Wirklichkeit nur der stolzen Unabhängigkeit des Mannes gönnte. Einige Auszüge aus diesem Bericht mögen das Gesagte erhärten:

„Beide [Lenz und Klinger] waren gleichzeitig, bestrebten sich in ihrer Jugend mit- und nebeneinander. Lenz jedoch, als ein vorübergehendes Meteor, zog nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hin und verschwand plötzlich, ohne im Leben eine Spur zurückzulassen; Klinger hingegen, als einflußreicher Schriftsteller, als tätiger Geschäftsmann, erhält sich noch bis auf diese Zeit. Von ihm werde ich nun ohne weitere Vergleichung, die sich von selbst ergibt, sprechen, insofern es nötig ist, da er nicht im Verborgenen so manches geleistet und so vieles gewirkt, sondern beides, in weiterem und näherem Kreise, noch in gutem Andenken und Ansehen steht. . . . Sein Betragen war weder zuvorkommend noch abstoßend, und, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt. . . . Alles, was an ihm war, hatte er sich selbst verschafft und geschaffen, so daß man ihm einen Zug von stolzer Unabhängigkeit, der durch sein Betragen durchging, nicht verargte. . . . Einem solchen Jüngling mußten Rousseaus Werke vorzüglich zusagen. Emil war sein Haupt- und Grundbuch, und jene Gesinnungen fruchteten um so mehr bei ihm, als sie über die ganze gebildete Welt allgemeine Wirkung ausübten, ja bei ihm mehr als bei andern. Denn auch er war ein Kind der Natur, auch er hatte von unten auf angefangen; das, was andere wegwerfen sollten, hatte er nie besessen, Verhältnisse, aus denen sie sich retten sollten, hatten ihn nie beengt; und so konnte er für einen der reinsten Jünger jenes Naturevangeliums angesehen werden, und in Betracht seines ernsten Bestrebens, seines Betragens als Mensch und Sohn, recht wohl ausrufen: alles ist gut, wie es aus den Händen der Natur kommt! —

Aber auch den Nachsatz: Alles verschlimmert sich unter den Händen der Menschen! drängte ihm eine widerwärtige Erfahrung auf. Er hatte nicht mit sich selbst, aber außer sich mit der Welt des Herkommens zu kämpfen, von deren Fesseln der Bürger von Genf uns zu erlösen gedachte. Weil nun, in des Jünglings Lage, dieser Kampf oft schwer und sauer ward, so fühlte er sich gewaltsamer in sich zurückgetrieben, als daß er durchaus zu einer frohen und freudigen Ausbildung hätte gelangen können: vielmehr mußte er sich durchstürmen, durchdrängen; daher sich ein bitterer Zug in sein Wesen schlich, den er in der Folge zum Teil gehegt und genährt, mehr aber bekämpft und besiegt hat [1])."

Jeder, der Goethes Stil auch nur oberflächlich kennt, muß in diesen sorgfältig balanzierten Sätzen die Anstrengung herausfühlen, mit welcher er sich zu diesem matten Lobe einer ihm innerlich fremden Natur überwindet. Deswegen kommt folgende Betrachtung, in welcher Goethes Kritik ihren Gipfel erreichte, nicht ganz unerwartet:

„Wie nun gegen neue Meinungen, Ansichten, Systeme, so erklären sich solche Männer auch gegen neue Ereignisse, hervortretende bedeutende Menschen, welche große Veränderungen ankündigen oder bewirken: ein Verfahren, das ihnen keineswegs zu verargen ist, weil sie dasjenige von Grund aus gefährdet sehen, dem sie ihr eigenes Dasein und Bildung schuldig geworden."

Da Klinger Napoleon, zum Verdruß seiner Landsleute, nicht bloß anerkannte, sondern lange Zeit hindurch vergötterte [2]), so fragt es sich, welche „hervortretende bedeutende Menschen" Goethe hier im Sinne hatte. Die Antwort ist unschwer zu geben. Unter den „Systemen" meint er Kant, dessen Lehren, „von ihrem lebendigen Ursprung getrennt", Klinger verwarf. „Bedeutende Menschen" und „große Veränderungen" hin-

[1]) Werke Bd. 28, SS. 252—255.

[2]) Vgl. Rieger a. a. O. S. 529: „Schon der Name Bonaparte hätte beide [Klinger und Goethe] auseinander gebracht."

gegen beziehen sich auf das Fortschreiten der deutschen Literatur über Klinger hinweg, und in erster Linie auf die Hauptträger dieser Bewegung, Goethe und Schiller selbst. Dazu stimmte Klingers Gewohnheit, immer von „hohen Genies" zu sprechen, wenn er Goethe einen Hieb versetzen wollte [1]). Mit Bezug auf Klinger sagte Goethe im Jahre 1824 zu Kanzler von Müller: „Alte Freunde muß man nicht wieder sehen, man versteht sich nicht mehr mit ihnen, jeder hat eine andere Sprache bekommen; wem es Ernst um seine innere Kultur ist, hüte sich davor."

Nach dem Erscheinen des dritten Bandes von „Dichtung und Wahrheit", der die obigen Urteile enthielt, schrieb Goethe am 8. Mai 1814 an Klinger und bat ihn um Beiträge zu einer weiteren Charakteristik, welche er einem später zu erscheinenden Bande einverleiben wolle. Er motivierte seinen Wunsch, wie folgt:

„Vielleicht ließe sich hierzu der beste Faden finden, wenn es Ihnen nicht zuwider wäre, mir die Reihe Ihrer Hauptwerke aufzuzählen, mir von ihrer Entstehung Bedeutendes zu vertrauen, wie ich denn, was die ersten betrifft, schon wohl unterrichtet bin. Möchten Sie mich zugleich aufmerksam auf diejenigen Schriften machen, welche ich wieder zu lesen hätte, um mich in stetiger Folge mit dem bekannt zu machen, was Ihren Wachstum und Ihre Ausbildung am nächsten bezeichnet, so würde ich mich freuen, Ihnen nach meiner Weise ein weiteres freundschaftliches Denkmal zu erbauen."

Mit großer diplomatischer Geschicklichkeit wurde auf diese Weise das Terrain sondiert. Goethes Fragen und Wünsche zielten auf dasjenige hin, was für ihn den Brennpunkt des Interesses bildete, — wie Klinger überhaupt auf die Idee gekommen war, einen Zyklus von Faustromanen zu entwerfen. In den ersten Partien von „Dichtung und Wahrheit" hatte er keine Veranlassung gehabt, von diesen Spätlingen aus Klingers Dichterwerkstatt zu sprechen. Eines aber darf dabei

[1]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 407, Rieger S. 530, und „Briefbuch" Nrn. 104, 112, 120.

nicht außer acht gelassen werden — Goethes „Urfaust" gehörte, dem Ursprunge nach, in dieselbe Periode von Sturm und Drang. Wir haben uns ferner mit der merkwürdigen Tatsache abzufinden, daß Goethe in diesen Teilen seiner Autobiographie seine Arbeiten an dem Faustthema kaum erwähnt. Von Loeper, dem dieser Umstand nicht entgangen war, meinte, erst die Vorarbeiten zu „Dichtung und Wahrheit" hätten in Goethe den Entschluß reif werden lassen, den ersten Teil seines „Faust" zu vollenden. Demzufolge habe er keine Veranlassung gehabt, sich über den verjährten, gleichsam in Vergessenheit geratenen Gegenstand in „Dichtung und Wahrheit" auszubreiten. Allein diese Schlußfolgerung ist nicht stichhaltig, wie ein Vergleich zwischen „Faust" und „Egmont" zeigt. Sowie „Egmont" am Ende der italienischen Reise zu Ende geführt und herausgegeben wurde, erschien auch der vollendete erste Teil vom „Faust" im Jahre 1808, ehe die Arbeit an „Dichtung und Wahrheit" in Angriff genommen war [1]). Es entsteht also die Frage, weshalb Goethe in „Dichtung und Wahrheit" sich des weiteren über die erste dramatische Ausgestaltung des Egmontdramas ausläßt, und zu gleicher Zeit „Faust" so gut wie verschweigt. Der Briefwechsel mit Klinger liefert die beste Antwort auf diese Frage, wenn nämlich die Annahme begründet ist, daß Goethes Hauptzweck darin lag, von Klinger einen umständlichen Bericht über dessen Entwicklung in Rußland, und besonders über dessen Beschäftigung mit dem Fauststoffe zu erlangen. Der Umstand war Goethe gewiß gegenwärtig, daß sein eigenes Faustmanuskript im Jahre 1776, als Klinger Weimar besuchte, von Hand zu Hand gewandert war, und daß Klinger es unzweifelhaft gelesen hatte. Wir werden bald in Klingers Werken Beweise dafür finden, daß er diese Faustszenen kannte. Von später zu Erwähnendem vorläufig zu schweigen, hatte er seine „Medea" (1779—1786) auf eine Weise faustisch entwickelt, die darüber keinen Zweifel läßt, daß er schon in bewußtem Gegensatz zu Goethe arbeitete. Klinger wurde indessen die Veröffentlichung

[1]) Vgl. Werke Bd. 26, S. 345.

des Faustfragments im Jahre 1790 zum neuen Ausgangspunkte. Von da an überschwemmte er den deutschen Büchermarkt mit Romanen, in denen sukzessive Abänderungen der Faustidee die Handlung bestimmten. Zwischen den Jahren 1791 und 1798 wurden neun dieser Romane vollendet und herausgegeben. Wir sind also vollkommen berechtigt zu der Schlußfolgerung, daß in dem Briefwechsel mit Goethe Klinger den geschickt gestellten Fragen ausweicht. Diese ablehnende Haltung seinerseits scheint Goethe stutzig gemacht zu haben. Durch ähnliche Lebenserfahrungen schon ungemein vorsichtig geworden, zog er sich in sich selbst zurück, verheimlichte manches über die Entstehung dieses Dramas, was die Welt gerne wissen möchte, und ließ den schon herausgegebenen ersten Teil für sich reden.

Klingers am 26. Mai 1814 abgeschickte Antwort bestätigt diese Voraussetzungen:

„Wie angenehm mußte es mir sein, mich von Ihnen im achtzehnten Jahre so erkannt und in meinem Innern erforscht zu sehen, wie ich mich nun erst nach bestandener Prüfung in Tätigkeit auf einem großen Welttheater erkennen darf. Und was es mir nun zu einem reinen Genuß machen muß, ist, daß Sie nach mehr als vierzig Jahren nichts verhindern konnte, Das von dem vollendeten Manne zu bekräftigen, was Sie in dem Jüngling gefunden und geahndet hatten."

Darauf teilt er Goethe gelassen mit, daß er seine sämtlichen in den siebziger Jahren in Deutschland geschriebenen Theaterstücke, mit der alleinigen Ausnahme der „Zwillinge" (1774) verworfen habe. Nicht einmal findet das vielberufene Drama „Sturm und Drang" Gnade in seinen Augen, da es, wie Klinger wegwerfend bemerkt, nur dazu hingereicht habe, „manchen Halbkopf zu ergötzen". Sein Ruhm als Schriftsteller beruhe auf den in Rußland geschriebenen Schauspielen, aber noch mehr auf seinen Romanen. Zu diesen geht er nunmehr über. Seine russische Periode sei deshalb für ihn die wichtigste gewesen, weil er dort angefangen habe, düstere Be-

trachtungen über die seinem inneren Sinne widersprechenden Erscheinungen der um ihn wirkenden moralischen und politischen Welt anzustellen.

„So ward ich von der inneren Unruhe gewaltsam darauf gestoßen, die Ursachen dieser Übel, mit welchen die Menschen von den oberen und niederen Gewalten notwendig und willkürlich, geistig und physisch geplagt werden, nachzuforschen, und zu diesen mußte sich bald das Forschen nach denjenigen gesellen, welche die Not, der Druck, der Wahn und ihre eigenste Natur erzeugen."

Auf diesen Gedanken und Erfahrungen fußend, habe er neun Werke geschrieben, die ihren Anfang mit seinem „Faust" genommen hätten und deren Plan er „im Ganzen und im Einzelnen 1790 in Beziehung auf das Ganze entworfen" habe. Darauf teilt er Goethe die Fabel seines „Faust" umständlich mit, findet aber keine Veranlassung, ihn über den Ursprung und die erste Veranlassung des Werkes aufzuklären. Des Umstandes, daß Goethe selber einen „Faust" gedichtet hatte, und daß er von den Mitlebenden schon als der berufene Faustdichter anerkannt war, gedenkt Klinger mit keiner Silbe.

Aber so scharf auch die Gegensätze zwischen den beiden Dichtern hierdurch präzisiert wurden, so hob sie Klinger noch selbstbewußter hervor. In demselben Briefe nennt er Goethe den Dichter „der Natur und des von ihr Geschaffenen". Er besitze „die ausgezeichnete Gabe, sie und ihre Werke in der schönsten Wahrheit, mit dem feinsten und reinsten Zauber der hohen Poesie darzustellen". Allein, die Nachwelt wenigstens hat in Goethe auch den Dichter des Menschen erkannt, und nach dieser Seite hin nimmt sein „Faust" den allerhöchsten Rang ein. Klingers Lob sieht um so verdächtiger aus, weil man der Beschreibung seiner späteren faustischen Gestalten entnehmen muß, daß unter dem jedesmal aus den Kämpfen in der geistigen und moralischen Welt siegreich hervorgehenden Helden niemand anders als der Dichter Klinger zu verstehen ist. Stets tragen die Nebengestalten an allem Ungeheuren, an sämtlichen jäh

hereinbrechenden Übeln die Schuld. Sie werfen in ihrem Untergang einen Glorienschein auf ihn, den titanischen Dulder, wie Klinger auch in Bezug auf seine Faustromane erklärte: „So war mir bei den letzten der Autor sich geradezu selbst Zweck." Durch dieses Einschränken Goethes auf das Naturgebiet, verbunden mit dem Ausschließen desselben aus dem Gebiete des Menschlichen, wiederholte und verschärfte Klinger, vom Standpunkte der „Humanität" aus, die frühere Intoleranz Lavaters in der Welt des Sittlichen, welche Goethe zu der leidenschaftlichen Erwiderung vom 9. August 1782 veranlaßt hatte [1]).

Ein weiterer Gegensatz liegt in dem Titel des ersten Romans versteckt. Derselbe lautet: „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt, in fünf Büchern. 1791." Goethes bescheidenes „Faust. Ein Fragment" (1790) hatte Faust noch in den Banden des Fleisches gelassen, aber selbst damals glaubten wenige, daß Goethe ihn der Hölle geweiht hätte. Unter diesen Umständen liest sich Klingers Titel wie ein Protest, um nicht zu sagen eine Herausforderung. Dieser Eindruck wird durch die ursprüngliche Ankündigung verstärkt [2]):

„Der Verfasser dieses Buches hat von allem, was bisher über Fausten gedichtet und geschrieben worden, nichts genutzt, noch nutzen wollen. Dieses hier ist sein eigenes Werk, es sei wie es wolle. Davon wenigstens wird sich jeder Leser leicht aus der Darstellungsart, der Charakteristik und dem Zwecke überzeugen."

Einer unausgesprochenen Frage Goethes, wie Klinger im 39. Jahre dazu gekommen sei, seinen ehemaligen Sturm- und Drang-Stil zu erneuern, kam letzterer in seinem Briefe zuvor:

„Ich stellte das Thema so auf, wie es mich in den düstersten Stunden der Vergangenheit geplagt hatte. Und so geht es natürlich wild, leidenschaftlich, gewaltsam darin her, wie es

[1]) Vgl. oben S. 65.

[2]) Noch in R. I, S. 11 abgedruckt.

auf einem Kampfplatz hergehen mußte, worauf sich ein kraftvoller Geist, durch das ihn Empörende aufgeregt, aus innerm Grimm schlägt.“ Hierzu bemerkt Klinger überlegen, daß der „seiner inneren Freiheit sich nicht mehr bewußte, sich von allem Menschlichen losreißende Faust“ nur dazu diene, durch seinen Fall die Kämpfe der ihm folgenden, ihm [Klinger] näher verwandten faustischen Heroen in ein glänzenderes Licht zu stellen. Faust läßt er mit grimmiger Freude vom Teufel holen, aber Raphael de Aquillas, Giafar, Abdallah, Ernst von Falkenberg und den Dichter [in dem Roman „Der Weltmann und der Dichter“] nennt er seine „Magna Charta“. Sowohl der überlieferte wie der von Goethe neugeschaffene Faust war Klinger ein Stein des Anstoßes. Er mußte diese Gestalt aus dem Wege räumen. Durch sein Tun stellt er in Abrede, daß ein solcher Ausweg aus dem Labyrinth menschlicher Schuld, wie ihn Goethe schon im Fragment von 1790 ahnen ließ, überhaupt möglich sei. Statt dessen stellte er mit einer Mischung von Kühnheit und Zynismus einen Faust auf, der im Grunde nur als Folie zu seiner eigenen sieghaften Karriere in Rußland dienen sollte [1]). Ein dahinter liegender, tiefer sittlicher Zweck ist allerdings dabei nicht abzuleugnen; allein, Klingers bewunderungswürdige praktische Energie bleibt nach der plastischen Seite hin wenig gestaltungsfähig und unfruchtbar, und vermag sich nicht einmal im Roman in lebensfähigen Charakteren zu verkörpern. Jeder erneute Versuch nach dieser Richtung wirkt wie ein Sich-Polarisieren seiner starken Empfindungen auf ein von innen erschautes Hirngespinst. Selbst die Hauptlehre nach der praktischen Seite hin bleibt eine negative. Klinger spiegelt die Leidenschaften, die Träume und Phantasien seines eigenen Ichs auf dem Hintergrunde einer fingierten primitiven Natur ab und nennt sie lebendige Ge-

[1]) Vgl. Rieger a. a. O. S. 251: „Er will an dieser Figur zeigen, wie der Mensch, der er gewesen und den er jetzt hinter und außer sich sieht, ohne die moralische Kraft, die doch in ihm lag und sich mehr und mehr auswirkte, auf dem Wege zum Untergang war.“

stalten. Die Daseinsbedingungen, denen er sich selbst hätte akkommodieren wollen, sind für ihn die einzigen legitimen für den Menschen. Dieser vollkommen isolierte deutsche Schriftsteller, der sich in Rußland an Rousseaus „Emil" zum empirischen Theoretiker großgezogen hatte, predigte eine Verschlechterung der Naturlehre seines Meisters als das Heil der Welt. Gesellschaft, Zivilisation, Religion, Wissenschaft, das Vaterland, das ganze freiwillige Sichunterordnen unter die Mächte, vermittelst welcher der Geist des Menschen eine Teilherrschaft über die Natur und sich selbst gewonnen hat, rechnete er als ein Nichts, gegen sein Ideal der romantischen Lebensanschauung, gegen eine stolze, öde Sterilität [1]). Klinger ist von dem Standpunkte der deutschen Klassiker unendlich weit entfernt. Sowohl diese wie die romantischen Schriftsteller tragen die Vision der Zukunft in sich. Allein, nach Nietzsche ist diese Vision bei den Geistern der ersten Kategorie in alter und neuer Zeit ein Reflex der ihrer eigenen Periode innewohnenden

[1]) Vgl. Jules Lemaitre, „Jean-Jacques Rousseau", Paris [1907], S. 355f. Keiner, der bedenkt, daß Rousseau nicht bloß seine Empfindung in die Natur hineinträgt, sondern in seinen höchsten Augenblicken aus der Seele der Natur zu sprechen scheint, wird folgende Schmähungen Lemaitres ohne erhebliche Einschränkungen auf den Verfasser der „Rêveries d'un promeneur solitaire" anwenden wollen. Allein, sie sind Klinger, dem der Seherblick in die Natur und ins verworrene Menschengetriebe vollständig abging, wie auf den Leib geschrieben:

„Ein Dichter, dessen Poesie hauptsächlich Dinge behandelt, welche dem Gebiet der Dichtung überhaupt nicht angehören, sondern in den Bereich der Kenntnisse und der Vernunft fallen. . . . Durch seine erträumten Chimären, deren Wesenlosigkeit er stellenweise eingestand, wollte er die Zukunft verwüsten. . . . Der stolze Einsiedler, der übermütige Autodidakt, der zuchtlose Denker, der instinktive Revolutionär, der Geist, der die Gesellschaft flieht und täglich sie reformieren möchte, der Mann, der alles von sich selbst ableitet, der alles auf sich selbst zurückführt und seinen Grillen und Träumen unterwirft; der jeden Augenblick die ganze Kultur der Menschheit in ein unbeschriebenes Blatt verwandeln möchte, indem er die Kontinuität der Generationen unterbricht; der Mann, der imstande ist, die alten Spartaner als Beweis seiner phantastischen Theorien anzuführen, der aber anderseits die Toten seiner eigenen Rasse nicht in Rechnung zieht."

Kraft, bei den Geistern der zweiten Kategorie hingegen sei sie ein Abklatsch der Schwächezustände ihrer Zeit. Von diesem negativen Standpunkt aus läßt Klinger seinen Faust in den Lasterpfuhl am Hofe der Borgias in Rom willenlos versinken, zugleich aber empfindsam ausrufen:

„O wäre ich in dem glücklichen Arabien geboren, ein Palmbaum meine Decke und die Natur mein Gott [1])!"

Dieses scheint auf den ersten Blick lediglich die Fahnenflucht vor den Pflichten des Lebens zu bedeuten, wie Madame de Staël sie auch bei Rousseau konstatierte:

„Ein Wilder am Ufer des Orinoko, der glücklich gewesen sein würde, seine Tage damit zu verbringen, dem Fließen des Wassers zuzusehen [2])."

Aber dieser romantische Sprung ins Nichts [3]), fälschlich das Sichverlieren in „das All" genannt, diese Ideenphantome haben bei Klinger ihre höchst positive Kehrseite. Selbst bei dem ersten Hervortreten seines Evangeliums im „Faust" wird jede widerstreitende Ansicht höhnisch verworfen:

Gestalt: „Ich bin der Genius der Menschheit, und will dich retten, wenn du zu retten bist.

Faust: Was kannst du mir geben, meinen Durst nach Wissen, meinen Drang nach Genuß und Freiheit zu stillen.

Gestalt: Demut, Unterwerfung im Leiden, Genügsamkeit und hohes Gefühl deines Selbsts, sanften Tod und Licht nach diesem Leben.

Faust: Verschwinde, Traumbild meiner erhitzten Phantasie, ich erkenne dich an der List, womit du die Elenden täuschest, die du der Gewalt unterworfen hast. Gaukle vor der Stirn des Bettlers, des zertretenen Sklaven, des Mönchs und

---

[1]) Vgl. Werke, R. I, 58; W. III, 165.

[2]) Vgl. Lettres sur les écrits de Jean-Jacques Rousseau (lettre VI).

[3]) Vgl. Rousseau à Malesherbes, 26 Janvier 1762: „Cependant, au milieu de tout cela, je l'avoue, le néant de mes chimères venait quelquefois me contrister tout à coup. Quand tous mes rêves se seraient tournés en réalités, ils ne m'auraient pas suffi; j'aurais imaginé, rêvé, désiré encore. Je trouvais en moi un vide inexplicable que rien n'aurait pu remplir, un certain élancement du cœur vers une autre sorte de jouissance dont je n'avais pas d'idée, et dont pourtant je sentais le besoin."

aller derer, die ihr Herz durch unnatürliche Bande gefeſſelt haben und ihren Sinn durch Kunſt hinaufſchrauben, um der Klaue der Verzweiflung zu entwiſchen. Die Kräfte meines Herzens wollen Raum, und der verantworte für ihr Wirken, der mir ſie gegeben hat [1])."

Durch die Syntheſe der für den gemeinen Menſchenverſtand, aber keineswegs für Klinger, ſich gegenſeitig ausſchließenden Anſichten Fauſts und des Genius der Menſchheit, gewinnen wir die Theorie unſeres Dichters, die er leidenſchaftlich und mit einer gewiſſen Konſequenz in ſämtlichen Fauſtromanen verficht. Die Fabel ſelbſt, ſamt dem ganzen Humanitätsideal, wie Goethe es entwickelte, blieb ihm gleichgültig. Er läßt Fauſt mitleidlos vom Teufel holen, da derſelbe nicht, wie Klinger ſelbſt, die „moraliſche Kraft“ beſitze, vermittelſt welcher der Titanismus, der ſchrankenloſe Individualismus der Fauſtidee ſich mit den Lehren des Genius der Menſchheit verſöhnen laſſe [2]).

Ein gemeinſames Merkmal der Fauſtromane Klingers, daß der Geiſt dem Hilfeſuchenden in einer Höhle erſcheint, wird in ſeinem „Fauſt“ variiert. In der letzten Partie des Romans naht Fauſt einem Tempel und lieſt über dem Eingange folgende Worte: „Sterblicher, wenn du tapfer geſtritten, treu ausgehalten haſt, ſo tritt herein und lerne deine edle Beſtimmung kennen!“ Er erkennt die ſanfte Stimme des Genius und will hineintreten, aber „die eherne Pforte fuhr mit einem dumpfen Schall vor ihm zu, er bebte zurück“. In Klingers „Geſchichte vom Goldnen Hahn“ (1785) erſcheint der Geiſt bereits in der Höhle. Im Jahre 1882 wies Max Rieger nach, daß Klinger in dieſem allererſten Romane die Erdgeiſtſzene in Goethes „Fauſt“ in Kontribution geſetzt hatte [3]). Es handelt ſich in dieſem Falle um eine ſpäter vom Verfaſſer erheblich

[1]) Vgl. Werke, B. I, 27 f.; W. III, 11 f.

[2]) Vgl. Franz Proſch, „Über Klingers philoſophiſche Romane“. 1882 (Programm) S. 46 f. und Anm.; Rieger a. a. O. S. 248 ff.

[3]) „Verhandlungen deutſcher Philologen und Schulmänner.“ Darmſtadt 1882.

modifizierte Satire, voller Rousseau'scher Lehren, die er gegen das Christentum richtete. Der Inhalt, soweit er uns in diesem Zusammenhang angeht, ist kurz folgender: Unter dem früher in paradiesischer Unschuld lebenden, jetzt aber lasterhaft gewordenen Volke der Zirkassier [1]) wird ein idyllisches Liebespaar als Symbol für die Heiligkeit der Ehe verwendet. Fanno und Rose sind treugebliebene Kinder der Natur [2]). In einem

[1]) Hinter diesem Schleier versteckte sich eine geharnischte Satire auf zeitgenössische Zustände in der deutschen Heimat des Dichters. In der späteren Fassung der „Geschichte vom Goldnen Hahn" — „Sahir, Eyas Erstgeborener im Paradies" (1797) betitelt — zeigte sich dies um so deutlicher:

„Das Volk ward nun von zwei einander widersprechenden und widerstrebenden Mächten erdrückt, die um so schwerer zu ertragen sind, weil jeder der andern zum Trotze wirkt. Die geistliche und die weltliche Macht legten ihnen dieses Joch auf; sie seufzten darunter, nutzten ihre Nerven in zügellosen Genüssen ab und suchten im Kitzel der Sinne ihren Kummer abzustumpfen. Der Zertretene schmeichelte sich mit Entschädigungen in einer anderen Welt und stärkte durch sein Hingeben die Hand des Gewaltigen in dieser. Das Elend der Zirkassier nahm jeden Tag zu, da die Eitelkeit und der Wahn mit einer hohen Meinung von ihrem durch die Verfeinerung erworbenen Werte erfüllte. Sie bläheten sich mit dem stolzen eitelen Gedanken, unter der direkten Vorsicht erhabener Wesen zu stehen, und verachteten die Sitten und Meinungen, durch deren Einfalt sie durch sich selbst bestanden. . . . Der beste und reinste Teil des Volkes zog sich in die Gebirge des Kaukasus [wie Klinger nach Rußland] und beseufzte die Verirrung seiner Brüder." Werke, R. XII, 233.

Die hauptsächlichsten Elemente sind hier in höchster Potenz vorhanden, die zum modernen Anarchismus geführt haben. Vgl. die Ausführungen von de Vogüé über diese Entwicklung [„Histoire et Poesie", Paris 1898, S. 181 f.]. Auf den ganz ähnlichen „widerwärtigen Optimismus" des Sozialisten Pierre Leroux [„nous eûmes foi en Dieu présent dans l'humanité]" gibt Pierre Lasserre [„Le Romantisme Français", Quatrième Édition, Paris 1911, S. 330] folgende niederschmetternde Replik, welche Klingers Ansicht mit gleicher Wucht trifft: „Foi emphatique certes, mais à laquelle ne manque qu'un objet! Foi qui n'est pas, mais qui s'enrage à être, et qui étreint un fantôme. Foi dont la formule n'exprime qu'une agitation morale stérile."

[2]) Fanno und Rose sind eine Wiederverkörperung von Saint Preux

relativen Naturzustande führen sie das einfachste Sinnenleben in rokokoartigem Stile, bald naiv, bald mit Crebillon'schen Verfeinerungen verquickt. Trotzdem die Natur für sie eigentlich nichts Rätselhaftes hat, führt Klinger einen gefälligen Demiurg in die Höhle ein. Fanno und Rose stehen unter dem Schutze des Geistes. Dieser spricht zu ihnen aus dem Innern der Höhle, „die dem Eingang zur ewigen, verriegelten, geheimnisvollen Urquelle der Natur glich. Ihre Bilder lebten im Innern in Wirksamkeit und Kraft. Die Quellen und Ströme rauschten in der dicken Finsternis, und die Winde sausten und bliesen, wie rastlose dienende Geister, zum innern, verborgenen Werk.... Lebet in mir, mit mir und seid glücklich! Mein Lohn ist euer Glück, die Quelle dazu habe ich euch mit reichem Fluß ins Herz gegraben, sucht es da, fliehet den eitlen Wahn derjenigen, die es außer mir suchen, und es nach derjenigen Dauer erwarten, die ich ihnen bestimmt habe. Ihr kehrt wiederum zu mir und wir sind eins"!

Der Einzelheiten der Entlehnung aus Goethes Erdgeistszene können wir hier entraten. Auch die Tatsache, daß im obigen Zitat Rousseaus fester Glaube an die Fortdauer der Seele gegen einen dilettantischen Pantheismus vertauscht wird, braucht als Probe von Klingers Ausschweifung, selbst seinem Meister gegenüber, nur gestreift zu werden. Die Höhlenepisode hingegen, deren Erklärung Klingers Biograph gar nicht versucht hat, ist für unseren Zweck von um so größerer Bedeutung, weil sie keineswegs in den Rahmen des Romans paßt. Fanno und Rose werden von der Erscheinung nur in Schrecken versetzt; sie bringen den Lehren des Geistes das Ver-

---

und Julie, nur daß sie hier in das moralische Hospital der Menschheit, fälschlich benannt „Zustand der Natur", zurückversetzt werden. Die zugrunde liegende Lebensphilosophie ist auch eine Emanation der Phantasien Rousseaus. Vgl. Nouvelle Héloise, 2e partie, lettre II: „Ces deux belles âmes sortirent l'une pour l'autre des mains de la nature; c'est dans une douce union, c'est dans le sein du bonheur que, libres de déployer leurs forces et d'exercer leurs vertus, elles auraient éclairé la terre de leurs exemples."

ſtändnis von animierten Marionetten entgegen und ſind nicht imſtande, irgendwelchen Vorteil für ſich daraus zu ziehen. Allein, dieſe vorerſt ſchlecht angebrachte Erfindung konnte Klinger hinfort nicht entbehren. In den folgenden Romanen brachte er dieſelbe mit etwas mehr Geſchicklichkeit an. Sie belebte ihm das öde Nichts „des Urzuſtands der Natur", ſie erſchloß ihm den Zaubergarten einer ſeinen Phantaſien gefälligen Humanität, ſie drängte ſein politiſch-religiöſes Glaubensbekenntnis in die bequeme Formel zuſammen: Pantheismus—Revolution.

Noch in der „Geſchichte eines Teutſchen der neueſten Zeit" (1798) bleibt die Höhle ein Haupterfordernis der Handlung [1]). Anfangs glaubt man ſich nach dem Darmſtädter Kreis im Jahre 1772 zurückverſetzt. Und in der Tat hat man, auf Grund dieſer Stellen, Rouſſeau, Goethe und Klinger als Hoheprieſter der Natur in abſteigender Linie hinſtellen wollen [2]). Allein, was bei dem jungen Goethe nur eine vorübergehende lyriſche Stimmung bedeutete, machte noch für den alten Klinger ſein ganzes Naturevangelium aus. Außerdem waren die beiden Dichter durch eine tiefe Kluft getrennt. Der „Felsweihe-Geſang an Pſyche" und „Elyſium" [3]) ſind auf Freundſchaft und Liebe geſtimmt. Der Dichter, „verſchlagen unter ſchauernden Himmels öde Geſtade", führt uns ins heitere Leben zurück:

„Ich, irrer Wandrer,
Fühlt' erſt auf dir
Beſitztumsfreuden
Und Heimatsglück.

Da wo wir lieben,
Iſt Vaterland,
Wo wir genießen,
Iſt Hof und Haus."

---

[1]) Vgl. Werke, R. IX, 10 f., 18—22, 124—127; X, 190—192; W. V, 211 f., 217—220; VI, 165 f.

[2]) Vgl. Franz Proſch a. a. O. S. 14 Anm.

[3]) Vgl. Werke IV, 187 ff.

Klinger hingegen wirft aus der Masse der ihn drängenden Ideen ein paar Abstraktionen aus, die er nicht zu entwickeln vermag und die er gerade deshalb in verschwommen-gigantischer Gestalt an uns vorbeiführt. Der adäquate Ausdruck für diese Stimmung und für solche Bilder blieb Klinger versagt, aber in den Gedichten eines geistesverwandten modernen Lyrikers finden sich dieselben Merkmale wieder. Diese sind: die große Prätension, welche aus den Worten spricht: „Meine Instinkte und mein Gutdünken sind geheiligt und ich nenne sie Natur", gänzliches Unvermögen, aus dem Meer des Abstrakten emporzutauchen, Lebensüberdruß, Haß gegen alle von den Menschen errungenen Kulturwerte; aber mit diesen gepaart, eine Energie des lyrischen Ausdrucks, welche Klinger abging und die den Leser mit Victor Hugos olympischen Allüren aussöhnt:

„Prêtant l'oreille aux flots qui ne peuvent dormir,
A l'air dans la nuée,
J'erre sur les hauts lieux d'où l'on entend gémir
Toute chose créée!

. . . Là, j'abandonne aux vents mon esprit sérieux
Comme l'oiseau sa plume;
Là, je songe au malheur de l'homme et j'entends mieux
Le bruit de cette enclume.

Là, je contemple, ému, tout ce qui s'offre aux yeux,
Onde, terre, verdure;
Et je vois l'homme au loin, mage mystérieux
Traverser la nature!"

Sein zweites Ich fügt folgende künstlerische Hervorhebung der Persönlichkeit des Dichters hinzu:

„Tous ceux qui de tes jours orageux et sublimes
S'approchent sans effroi,
Reviennent en disant qu'ils ont vu des abîmes
En se penchant sur toi.

. . . On s'arrête aux brouillards dont ton âme est voilée,
Mais moi, juge et témoin,
Je sais qu'on trouverait une voûte étoilée,
Si on allait plus loin [1])."

Bei Klinger wie bei Hugo jäher Wechsel zwischen abgründiger Tiefe des düster hinbrütenden Geistes und ekstatischem, aber innerlich kaltem und freudlosem Hinwandeln auf mythologischen Höhen. Ob Klingers jugendlicher Held „der schauerlich erhabenen Höhle" einen Kranz von Feldblumen anvertraut, der so lange dort hangen soll, als er an die Tugend glaubt [2]), ob die zu einer Art Faustina umgeschaffene Medea [3]) „auf die nackten Felsen des Kaukasus flieht und stolz wähnt, im Genuß ihres großen Selbsts zu leben" [4]), kommen wir in beiden Fällen aus dem Bereich des Abstrakten nicht heraus, und eine gewisse Verwirrung der Begriffe bleibt bestehen. Um einen konkreten Standpunkt wieder zu gewinnen, greift Klinger dann in der Regel auf Rousseau zurück. Am Schluß der „Geschichte eines Teutschen aus der neuesten Zeit" reißt der Held, der infolge von Schicksalsschlägen den Glauben an die Tugend verloren hat, den Kranz von Feldblumen vom Felsen los und wirft ihn in die Tiefe des schauerlichen Abgrundes. Sein Lehrer und guter Genius bringt das geheiligte Symbol wieder zurück. „Ernst sank in seine Arme — und der Geist aus jenem Lande

[1]) Vgl. Victor Hugo, „Voix intérieures; à Olympo."

[2]) Vgl. Werke, R. IX, 125; W. V, 293.

[3]) Auch die Vorrede zur ersten Fassung der „Medea" zeigt dieselbe trotzige Stimmung und entspricht ebensowenig dem wirklichen Tatbestande [vgl. Rieger a. a. O. S. 98 f.] wie die Vorrede zu seinem „Faust": „Ich benutzte weder die griechische, noch die lateinische, noch die französische Medea. Diese hier, und wie sie sei, ist mein Werk."

[4]) Vgl. Werke, W. II, 141 f.: „Ich durchdringe das Dunkel der Erde, durchspüre den alles umfassenden Himmel, wäge ab das Wahre und Falsche menschlichen Wissens, sehe nah das Keimen, das Zerstören der Dinge, fasse Zweck, Mittel und Ende, und tausend, tausend herrliche Gedanken wälzen sich in meinem Geiste und verschwinden in der leeren Ferne, wie das dürre Laub, das der Sturm an jenem einsamen Gestade des Meers in die unfruchtbaren Fluten schüttelt."

goß sich in sein Herz. Er rief: O mein Vater, an deiner Seite konnte ich an der Tugend zweifeln!

Hadem. Und Rousseau!

Rousseau! antwortete Ernst — und aus den labyrinthischen Felsengängen der Höhle hallte es zurück, als antwortete die Ewigkeit."

Als Pendant zu diesem Bilde zeigt sich Medea, eine sonst durchaus würdige dramatische Schöpfung Klingers, mit dem Jargon der Nachahmer Rousseaus völlig vertraut... Sohn der unverdorbenen Natur, der sanfte Pfad der Natur usw. [1]) sind Ausdrücke, die sich im Munde der Tochter Hekates wunderbar ausnehmen. Klinger scheut vor keinem Anachronismus, ja selbst vor keiner Geschmacklosigkeit zurück, wo es gilt, sich selbst in wirkungsvollen Stellungen widerzuspiegeln; denn diese zur Manie gewordene Sucht liegt, trotz aller Redlichkeit seines Tuns, seinen sämtlichen Faustproduktionen zugrunde. Er stürzt sich in die „schauerliche Höhle", er flieht auf „die nackten Spitzen des Kaukasus", um die Perspektive seines Ichs zu genießen. Was ihn dabei von Spätromantikern wie Hugo unterscheidet, ist der Umstand, daß er, als Sohn einer größeren Zeit, die Sprache dieser Zeit redet. Seine Nachfolge Rousseaus ist zwar eine viel buchstäblichere, als sie ein Pierre Leroux, ein Victor Hugo oder die sonstigen Umstürzler um das Jahr 1830 noch kannten. Allein, diese wunderbare Bescheidenheit ist nur die Kehrseite einer viel größeren Prätension. Klinger gönnt Napoleon und Alexander I. einem nach dem andern den erhabenen Titel „Genius der Menschheit", allein die noch stolzere Stellung eines Übergenius behält er sich selber vor. Wir erleben also an unserem Dichter die scheinbare Anomalie einer überzeugungstreuen Nachfolge des „Evangelisten der Revolution und der Demokratie" [2]), und einer Verherrlichung der ab-

[1]) Vgl. Werke, W. II, 3, S. 146 f.

[2]) Vgl. E. M. de Vogüé, „Histoire et Poésie", Paris 1898, p. 179 f.: „Rousseau, inventeur du lyrisme et du sentiment de la nature, propagateur de la littérature bourgeoise et de la littérature personelle, évangéliste de la Révolu-

ſoluten Herrſcher als der Wiederherſteller des erſchütterten Tempels des Genius der Menſchheit. Auch Rouſſeau ſtellte einmal dieſe Alternative [1]), allein, was bei ihm die letzte Zuflucht bedeutete [„je voudrais, que le despote pût être Dieu“], war bei Klinger eine Leidenſchaft. Selbſt als Napoleon den härteſten Druck auf Deutſchland ausübte, nannte ihn Klinger „einen Verhüllten“, an den er nur das Verlangen ſtellte: „er ehre, achte die Menſchheit! Welchen Titel er dann noch trage, ... ſo will ich gern ſchweigen und anders von ihm reden“. Bis zuletzt verehrte Klinger die Miſchung von Freiheit und Herrſchaft als das höchſte Werk menſchlicher Weisheit, Klugheit und Stärke: „Postquam divus Nerva res olim insociabiles miscuisset, libertatem et imperium“ [2]).

Der Roman, in deſſen Epilog Napoleon und Alexander I. ſo maßlos erhoben wurden, blieb unausgeführt. Indeſſen ſtand Klingers Abſicht, in demſelben gegen Goethes „Wilhelm Meiſter“ und das darin entwickelte Humanitätsideal vorzugehen, lange Zeit feſt [3]), und gerade von dieſem Werke war in Klingers Antwort vom 26. Mai 1814 an Goethe ganz beſonders die Rede:

„Und ſo hatte ich mir wenigſtens meine magna charta durch Tat und Schrift [d. h. in den neun vorhergehenden Fauſtromanen] erworben. Das letzte Werk aber [„Das allzu frühe Erwachen des Genius der Menſchheit“], *welches aus meinem Innerſten entwickeln ſollte, wie ich nach und nach durch die Wirkung der Welterſcheinungen auf mich zu dieſen Anſichten gekommen ſei*, kann ich, da ich von ſo vielen Bedeutenden, Rolle Spielenden reden müßte, nun nicht unternehmen zu ſchreiben.“

---

tion et de la démocratie.... Toutes les constructions d'idées de nos raisonneurs politiques portent sur la pierre angulaire du système de Rousseau.“

[1]) Au Marquis de Mirabeau (26 juillet 1767).

[2]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 571, W. VIII, 105.

[3]) Vgl. Rieger a. a. O. S. 354 f.

Klinger meinte, daß die in den Jahren 1801—1805 geschriebenen „Betrachtungen" das verlorene Werk ersetzen dürften. Aber selbst wenn wir die darin enthaltene direkte Polemik nicht besäßen, so würde, von dem Standpunkt aus, den wir nunmehr gewonnen haben, Klingers und Goethes gegenseitige, auf den „Faust" zugespitzte Opposition sich folgerichtig nachweisen lassen.

Goethe führt uns im „Faust" vom Romantischen weg ins Klassische. Klinger schwelgt in seinen Faustproduktionen in einem romantischen Gefühl, an welchem er zwar irre geworden ist, sich aber um so hartnäckiger dem liebgewordenen Wahn überläßt, der bald ins Unbestimmte, Verschwommene ausartet. Goethe strebt aus der Barbarei, selbst aus der genialsten Spontaneität, ins Besondere, weil das zugleich der Weg zum „Ganzen, Guten, Schönen" ist. Sich aus dem Zusammenbruch *seines* Sturmes und Dranges rettend, glaubte Klinger in neun Romanen darstellen zu müssen, daß die Seele des modernen Menschen an unvorsichtiger, gefährlicher Energie leide, als ob die erträumte Verwirklichung seiner Ideale ein dunkles Verbrechen gegen Natur und Schicksal in sich schließe. Diese Doktrin um so wirkungsvoller zu gestalten, griff Klinger in sämtlichen Romanen zum Hilfsmittel der Mantik. Hierin berührte er sich mit Rousseau, von dem er jedoch gerade im Hauptpunkte abweicht. Dem Genfer Philosophen stand es unverbrüchlich fest, daß „die innere Stimme" uns mitteile, was Gott dem Herzen des Menschen zu sagen habe [1]). Klinger verwarf diesen Glauben mit der Energie der Verzweiflung, hatte aber nichts anderes an die Stelle desselben zu setzen als

[1]) Vgl. Gaspard Vallette, „Jean-Jacques Rousseau, Genevois", Paris 1911, p. 234: „C'est précisément cette importance capitale donnée par lui au sentiment intérieur, qu'il appelle tantôt assentiment intérieur, sentiment inné, voix intérieure, dictamen interne, secret de la conscience, ou tantôt simplement „conscience", qui fait l'originalité savoureuse et la fécondité de la pensée religieuse de Rousseau. Ce sentiment intérieur, qui seul donne la certitude, qui est à la fois sens moral et émotion du cœur, et qui est „ce que Dieu dit au cœur de

seinen frostigen „moralischen Sinn". Dieser Notbehelf war von Rousseaus Theorie, „das Herz sei das Organ des Gewissens, das die Stimme der Natur ist", und von Kants Lehre von der praktischen Vernunft gleich weit entfernt. Nach Klinger bleibt der Mensch mitten in einer entzauberten Natur sich und seinen Trieben führerlos überlassen. Sein einziger Rettungsanker sei „das Gefühl seines moralischen Werts". Dem Dichter als solchem, insofern er nicht ein entzaubertes Mitglied dieser Gilde [1]), sondern ein „wirklicher" Dichter sei, gesellte Klinger einen „ahnungsvollen Dämon" als Begleiter zu. Sein junger Held hingegen muß sich mit dem leeren Symbol trösten, daß eine in der Höhle angebrachte Blende zu einer gewissen Stunde des Tages das Licht von oben auffängt und Ernstens dort hängendes Blumenopfer bescheint. Sein Faust, dem der moralische Sinn mangelt, hat überhaupt keine Richtschnur. Auf ihn passen die Worte in dem dritten Faustroman: „Ich bin ein Mensch gleich andern — komme — gehe — wirke und bereue. Fange an und vollende nicht. Helfe die allgemeine Zerstörung befördern und beschleunige die meinige" [2]).

Das Ergebnis solcher Betrachtungen war für Klinger ein zweifaches. Einerseits gelangte seine Fausttheorie, nachdem sie die ganze Romanreihe hindurch immer schwächer pulsiert hatte, zu ironischer Ablehnung der Faustidee überhaupt; sie artete in Hohn gegen die Dichter, in Verwerfung des Ahnungsvollen, in Spott über den Sokratischen Dämon aus [3]). Allein, dieses alles bedeutete bei Klinger nur ein leichtes Wellen-

---

l'homme", Rousseau le confond quelquefois avec l'évidence intellectuelle que donne la raison. Mais cette raison, ce n'est pas la raison discursive et raisonneuse du dix-huitième siècle philosophique, c'est la raison intuitive, „ce que nous appelons aujourd'hui la conscience, c'est-à-dire la science personnellement acquise des expériences qu'a déposées en nous la vie."

[1]) Vgl. oben S. 259.

[2]) Vgl. Werke, K. III, 29; W. III, 233.

[3]) Vgl. Werke, K. XI, 159 ff.; W. VI, 276 ff.

gekräusel oben auf der Gedankenflut. Tief darunter floß die gewaltige Strömung seiner Empfindung nach der entgegengesetzten Richtung.

Eine solche Theorie, wie sie von Klingers „Satan" ganz treffend „mystisch-platonisch-poetisches Geschwätz" [1]) genannt wird, begünstigte in höchstem Maße die Einführung der Mantik, und zwar einer niedrigen Form derselben, wie sie sich tatsächlich bei Klinger findet. Alle seine Faustgestalten, deren Fall die moralische Welt erschüttern soll, bestürmen den Geist der Natur unablässig mit bangen Fragen. Die Antwort erfolgt entweder durch ein dämonisches Wesen oder durch einen irdischen Vertrauten der dunklen Naturgewalten. Ob die Szene in einer Höhle oder in einer Berggegend unter zerklüfteten Steinmassen stattfindet, begleiten in jedem Falle ungeheure Störungen der Naturharmonien die frevelhaften Fragen. Stets wird der kühne Fragesteller auf das einfache Leben in der Natur zurückverwiesen. Er wird belehrt, daß die Täuschungen und Illusionen, von denen der Mensch im Erdendasein umgeben ist, wohltätige Schleier seien, denen etwas Heiliges und zu Verehrendes innewohne.

Trotz der vielen Versuche Klingers, dieser Gedankenreihe eine modernere Fassung zu geben, bleibt das Endresultat wesentlich dasselbe:

„Ahnen sollen wir die intellektuelle, ideale oder Geisterwelt, aber nicht darin wohnen. Vermöge dieser Ahnung, durch die sich der Geist auf eine Höhe schwingt, von welcher auf Augenblicke ein neues Land, durch einen Schleier von Morgenröte gewebt, über sich entdeckt, das vor ihm wie ein schöner, glücklicher Jugendtraum schwebt, den man fühlt, sieht, ohne ihn beschreiben zu können — wird der Sohn der Erde zum hohen Dichter, Künstler, edlen Staatsbürger, und findet da, wo nichts Wirkliches zu sein scheint, den Grund zum Wirklichsten [2])."

[1]) Vgl. Werke, W. III, 327.

[2]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 645; Werke, W. VIII, 150.

Unter allen Umständen blieb also bei Klinger nicht die Vernunft, sondern die Einbildungskraft das Organ des religiösen Gefühls. Daher seine Ketzerei Kant gegenüber [1]), daher auch zum Teil seine Mantik. Goethes Stellung der Mantik gegenüber scheint trotz der großen Wichtigkeit der Faustszene, in welcher dieselbe zum Ausdruck kommt, unbeachtet geblieben zu sein. Schon in der Farce „Götter, Helden und Wieland“ (1774) hatte der junge Dichter in den Worten des Herkules: „Ich traue mir Kraft zu über dich [Proserpina]“ und wieder in Herkules' Spott über Wielands „Alceste“ [„Für die Tugend! Was heißt die Devise?“] [2]) Klingers Auffassung der Mantik Lügen gestraft [3]). Von ungleich größerer Wichtigkeit für Goethes Verhältnis zu Klinger ist indessen das Faust-Paralipomenon 123 [4]) und die entsprechende Stelle in der „Klassischen Walpurgisnacht“:

Chiron: „Blick auf! hier steht, bedeutend nah,
Im Mondenschein der ewige Tempel da.

Manto (inwendig träumend):
Von Pferdes Hufe
Erklingt die heilige Stufe,
Halbgötter treten heran.

---

[1]) Vgl. Rieger a. a. O. S. 459.

[2]) Vgl. Werke Bd. 38, S. 32 f.

[3]) Vgl. Werke Bd. 15², SS. 198—212.

[4]) Neben dem „Goldenen Spiegel“ (1772), welcher auf die Einkleidung der Romane Klingers einwirkte, kommt Wielands „Theages, oder über Schönheit und Liebe“ (1768) in stofflicher Hinsicht in Betracht, indem dieses Fragment ein Mittelglied zwischen Rousseau und Klinger zu bilden scheint. Theages ist ein Weiser, der sich von der Welt zurückgezogen hat, um seine Tochter, ohne Berührung mit der großen oder guten Gesellschaft, am Busen der Natur heranreifen zu lassen [Werke, 1794—1802. Supplementbd. 4, SS. 127—172]. Zum Überfluß läßt Wieland den Sokrates auftreten und empfindsame Ansichten über die Tugend entwickeln, die an die Rolle des Herkules in der „Alceste“ erinnern. Vgl. Emil Brenning, „Die Gestalt des Sokrates in der Literatur des vorigen Jahrhunderts“. Festschrift. 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Bremen, 1899, S. 469 f.

Chiron: Ganz recht!
Nur die Augen aufgetan!

Manto (erwachend):
Willkommen! ich seh', du bleibst nicht aus.

Chiron: Steht dir doch auch dein Tempelhaus!

Manto: Streifst du noch immer unermüdet?

Chiron: Wohnst du noch immer still umfriedet,
Indes zu kreisen mich erfreut.

Manto: Ich harre, mich umkreist die Zeit.
Und dieser?

Chiron: Die verrufne Nacht
Hat strudelnd ihn hierher gebracht.
Helenen, mit verrückten Sinnen,
Helenen will er sich gewinnen
Und weiß nicht, wie und wo beginnen;
Asklepischer Kur [1]) vor andern wert.

Manto: Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt.
(Chiron ist schon weit weg.)

Manto: Tritt ein, Verwegner, sollst dich freuen!
Der dunkle Weg führt zu Persephoneien.
In des Olympus hohlem Fuß
Lauscht sie geheim verbotnem Gruß.
Hier hab' ich einst den Orpheus eingeschwärzt;
Benutz es besser! frisch! beherzt!"
(Sie steigen hinab.) [2])

Noch am 15. Januar 1827 betonte Goethe, Eckermann gegenüber, die Bedeutung des mantischen Elements in dieser Szene: „Fausts [Mantos?] Rede an die Proserpina, um diese zu bewegen, daß sie die Helena herausgibt; was muß das nicht für eine Rede sein, da die Proserpina selbst zu Tränen davon gerührt wird!" Faust sollte in der Tat in der von Goethe nicht ausgeführten Szene wie ein „Halbgott" reden;

[1]) Noch in der Ankündigung vom 17. Dezember 1826 war Manto die Tochter des Tiresias. In der Faustdichtung selbst ist sie zur Tochter Askulaps geworden, um Fausts heldenmütiges Verzichten auf ihre Heilkunst zu motivieren.

[2]) 7469—7494.

denn nicht nur wird er mit Herkules in eine Reihe gestellt, sondern er ist von Goethe an dieser Stelle zum Träger der ureigensten Ansicht gemacht worden, auf welcher sein ganzer „Faust" beruht: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt." Ein Bruchstück dieser Rede, zu deren Ausführung Goethe vergebens auf „die Stimmung und Kraft des Augenblicks" wartete, scheint im Paralipomenon 143 [1]) erhalten zu sein, und zwar in der Fassung, wie dieselbe der Sibylle Manto in den Mund gelegt wurde:

„Ich kenne dich genau,
Da wo du bist ist mir der Himmel blau;
Du bist des Lebens eignes [?] gerne,
Ich sehe dich nicht gern in den Lichten Höhlen [2])."

Im Bruchstück „Proserpina" beklagt die junge Königin der Schatten ihre neue Lage in genau denselben Tönen:

„Die schwarze Höhle des Tartarus
Verwölbt die lieben Gegenden des Himmels,
In die ich sonst
Nach meines Ahnherrn froher Wohnung
Mit Liebesblick hinauf sah!
— — — — — — — — — — — — —
Vater der Götter und Menschen!
Ruhst du noch oben auf deinem goldenen Stuhle,
Zu dem du mich kleine
So oft mit Freundlichkeit aufhobst,
In deinen Händen mich scherzend
Gegen den endlosen Himmel schwenktest,
Daß ich kindisch droben zu verschweben bebte?
Bist du's noch, Vater? —

---

[1]) Vgl. Werke Bd. 15[2], S. 220.

[2]) Max Morris, „Goethe-Studien"[2] I, 184 f., findet, daß unser Paralipomenon zu den tollen Schmeicheleien gehört, mit denen Mephisto Enyos Gunst zu erwerben sucht. Morris' Theorie der Liebschaft der Urhäßlichen mit Mephistopheles unbeschadet, welche sehr viel für sich hat, passen diese Verse dennoch gar nicht in den Zusammenhang. Die Weimarer Ausgabe weist die Stelle Faust zu.

Nicht zu deinem Haupte,
In dem ewigen Blau
Des feuerdurchwebten Himmels,
Hier! Hier! [1]) — —"

Der stilistische Gegensatz zwischen der „schwarzen Höhle des Tartarus" und „den Lichten Höhlen" spricht nicht gegen diese Gleichstellung. In den Bruchstücken aus Goethes „Befreiung des Prometheus" [2]) kommt ein ähnlicher Fall vor. Dort schilt Apollo [?] die den Prometheus bedauernden Nereiden:

„Höret an, die ihr tief in der Nacht,
In den Höhlen geworfene Brut,
Auf den Thronen euch setzend dahin,"

während die Königin der Nereidenschar im lichtumflossenen Saale den versprochenen göttlichen Gatten erwartet:

„Auf mächtigen Pfeilern,
Unten von Wogen des Meers umflossen,
Ruhen kühne Gewölbe.
Da dringen die Strahlen der Sonne
Treffend herein und spielen mit
Immer lebendigen Schatten.
Tief innen wohnet heiliger Dämmer.
Dort erwartet, von allen
Schätzen des Meeres umgeben,
Thetis den Gatten."

In dieser Welt der erhabensten Poesie laufen wir Gefahr, Klinger aus den Augen zu verlieren, aber die gewollten Gegensätze, die Goethe in die Stelle in der „Klassischen Walpurgisnacht" hineinlegte, bringen uns auf den Streit zurück. Nicht mit Klinger persönlich, sondern mit der ästhetisch-sittlichen Lebensanschauung, die der einstige Genosse in seinen Dichtungen vertrat, führte er Krieg. In Klingers Roman „Sahir" ist

[1]) Vgl. „Der Triumph der Empfindsamkeit". Werke, Bd. 17, SS. 40 und 45.

[2]) Vgl. Goethe-Jahrbuch Bd. IX, S. 3 ff.

Rosens Geliebter, das Naturkind Fanno, schon beim Betreten der Höhle zum „hohen Dichter“ geworden. Indessen verspricht ihm der Geist seinen ferneren Schutz nur unter folgender Bedingung:

„Verwegener Jüngling! hüte dich, mich zu beleidigen, da ich dich durch meine plötzliche Erscheinung vernichten kann! Von mir kam die Musik, die meines geliebten Kindes [Rosens] Herz gerührt hat. Meine Töne feuerten dich an, mein Atem beflügelte deine Einbildungskraft; die Stimmen meiner Geister mischten sich in die deinige, und ihre reine, erhabene Melodie ergoß sich über dich. Kein Sterblicher kann diese Akkorde, welche die Seele von dem Körper entfesseln, hervorbringen ohne mich, der ich da wirke und lebe, woher alle Dinge kommen, wo die Sehnen der Schöpfung in ewiger Eintracht erklingen. Verschwinde [1])!“

Diese keineswegs naive Idylle in einer „unverdorbenen Welt“ war gewiß von Klinger als Gegenstück zum Eingang von „Wald und Höhle“ in Goethes „Faust“ gedacht. Klingers Verbohrtheit in seine Theorie muß in der Tat eine grenzenlose gewesen sein. Sonst hätte er sich vor der verhängnisvollen Zusammenstellung gescheut. Sein Naturgeist wirkt wie der Popanz eines Marionettenstücks, sobald er mit dem erhabenen Geist verglichen wird, der dem Faust „sein Angesicht im Feuer zugewendet“ und ihm „die herrliche Natur zum Königreich, Kraft, sie zu fühlen, zu genießen“ verliehen hatte. In den anderen Romanen Klingers unterliegt in der Regel der Held, und demgemäß sind die Blicke, die der jeweilige faustische Charakter in die verborgene Werkstätte der Natur tun darf, sinnzerstörend und von ungeheuren Erscheinungen begleitet. Man denkt sofort an die Beschwörung in der ersten Faustszene, aber der Vergleich hinkt. Bei Goethe ist im Gesang des Erdgeistes lediglich von kosmischen Prozessen im Natur- und Menschenleben die Rede, während Klinger den Schleier von akosmischen oder gar chaotischen Vorgängen lüftet. Zwei typische Bei-

[1]) Vgl. Werke, R. XII, 141 f.

spiele dieser Art finden sich im „Faust der Morgenländer" [1]) (wüste Bilder dessen, was die Natur ohne den wohltätigen Schleier der Täuschung bieten würde), und in der „Geschichte Giafars des Barmeciden" [2]) (Chaos und Zerstörung im Staats- und Menschenleben). Letztere Stelle ist für den Vergleich mit Goethe von besonderem Interesse:

„Enthülle dich, Zukunft, dem Erdensohne des Staubs! ... Verschlinge dich, Zeit! Ziehe dich zusammen, Raum! Alles stehe still und lebe, wenn ich's gebiete! Aufruhr! Zwietracht! Bürgerkrieg!" Mit gellendem Gekreische wiederholten es die mit dem wirbelnden Chaos kämpfenden Geister. Langsam erhob sich aus dem feurigen Schlunde ein dunkles, ungeheures Haupt empor, stieg über das sausende, kochende, dampfende Feuermeer; seine Füße standen im Abgrund, seinen gepanzerten Leib umrollten die rauchenden Dämpfe. Abermals donnerte es herab durch das Chaos, und stärker zitterte die Erde, wilder wirbelten die flammenden Kreise: „Ich zerreiße das Gesetzbuch! zerschmettere den Thron! zerschlage die Stühle der Richter! verschlinge Wohnung und Feld! unter meinen Fersen liegt ächzend die Menschheit! ... Höher stieg das ungeheure Haupt über das kochende Chaos, seine Schultern erhoben sich, wie Felsen von Lava gebildet."

Daß Klinger trotz des orientalischen Rahmens dieser Geschichte aus angeblicher Khalifenzeit die französische Revolution mit ihrer unabsehbaren Folge von ungeheuren Erscheinungen im Sinne hatte, steht fest. Er huldigte abwechselnd dem Revolutionsgeist und dem Absolutismus, um schließlich im Nihilismus zu verharren. Goethe machte denselben Prozeß der Verallgemeinerung durch, aber wie konstruktiv, wie kulturgläubig! So im Gespräche mit Boisserée am 3. August 1815: „Aneignung des Orientalismus; Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu. Timur, Dschengis-Chan, Naturkräften

[1]) Vgl. Werke, K. VIII, 245 f.; W. V, 169 f.
[2]) Vgl. Werke, K. IV, 137 ff.; W. IV, 94 ff.

ähnlich, in einem Menschen erscheinend." In den Noten und Abhandlungen zu seinem „West-östlichen Divan" stehen die Sätze: „Das Buch des Timur faßt ungeheure Weltbegebenheiten wie in einem Spiegel auf, worin wir, zu Trost und Untrost, den Wiederschein eigner Schicksale erblicken"[1]; „Vielleicht müßten ein paar Jahre hingehen, damit uns die allzunah liegende Deutung ein erhöhtes Anschaun ungeheurer Weltereignisse nicht mehr verkümmerte"[2].

Die schon oben erwähnten Paralipomena, welche Fausts Gang zu Proserpina beschreiben, vermögen diese Deutung zum Teil zu geben. In Nr. 123 wird die erste Episode umständlich geschildert:

„Von dem horoskopischen Augenblick begünstigt, steigen sie sämtlich [Faust und Manto samt der Sibyllenschar] schweigend hinunter. Auf einmal deckt Manto ihren Beschützten mit dem Schleier und drängt ihn vom Wege ab gegen die Felsenwände, so daß er zu ersticken und zu vergehen fürchtet. Dem bald darauf wieder Enthüllten erklärt sie diese Vorsicht, das Gorgonenhaupt nämlich sei ihnen die Schlucht herauf entgegengezogen, seit Jahrhunderten immer größer und breiter werdend; Proserpina halte es gern von der Festebene zurück, weil die versammelten Gespenster und Ungetüme, durch sein Erscheinen aus aller Fassung gebracht, sich alsobald zerstreuten. Sie, Manto, selbst als hochbegabte wage nicht es anzuschauen, hätte Faust darauf geblicket, so wär' er gleich vernichtet worden, so daß weder von Leib noch Geist im Universum jemals wieder etwas von ihm wäre zu finden gewesen. Sie gelangen endlich zu dem unabsehbaren, von Gestalt um Gestalt überdrängten Hoflager der Proserpina."

Die Goethe und Klinger gemeinsame sinnbildliche Darstellung des Chaos durch ein ungeheures Haupt dient nur dazu, den einschneidenden Gegensatz zwischen den beiden Dichtern um so schärfer hervorzuheben. Was letzterer vom Stand-

[1]) Vgl. Werke Bd. VI, S. 410.

[2]) Vgl. Werke Bd. VII, S. 143.

punkte des Nihilismus aus für das Heil der Welt ansah, hielt Goethe für das Verderben selbst. Rein politisch ausgedrückt, stellte sich Goethe vielleicht unter dem „seit Jahrhunderten immer größer und breiter Werden" des Gorgonenhaupts solche Zustände in Staat und Gesellschaft vor, wie sie oben [1]) zur Sprache gekommen sind. Aber Goethe dachte selten rein politisch. Dahinter verbarg sich sein sittlich-ästhetisches Urteil über das Antiklassische, das Akosmische, was das Gorgonenhaupt darstellen sollte, und was unserem Dichter der Schrecklichste der Schrecken war und blieb. Die Tatsache, daß Goethe Faust um den Anblick Proserpinas bitten läßt, wirft ein Schlaglicht auf die Situation. Die „vorhergehende Entzückung" Fausts beweist zwar nichts für eine wirkliche Entschleierung der Königin der Schatten, die ihm versagt blieb. Die von Manto gerühmte Schönheit Proserpinas offenbart sich durch ähnliche Mittel wie die „Unterhaltung von der verhüllten Seite, melodisch artikuliert aber unvernehmlich" [2]). Das übermenschlich Große und Hehre ihrer Erscheinung soll demnach das Gegenteil von dem bewirken, was Manto von dem Anschauen des Gorgonenhauptes befürchtet. Der Gegensatz zwischen den beiden ist ein vollkommener: einerseits das Majestätische griechischer Schönheit, noch durch den Tod verklärt, anderseits das Chaotische in jedem Jahrhundert, aber ganz besonders die Begleiterscheinungen in Literatur und Gesellschaft im Zeitalter der französischen Revolution, — Todesstarre hinter lärmendem, schemenhaftem Scheinleben. Die Gegner des entarteten Rousseauismus nennen es heutzutage die Romantik:

„Die von Natur beschränkte, armselige Romantik verdankt ihre Gewalt einzig und allein ihrem Zerstörungssinn. Nach allen Seiten negativ, gibt sie ihren zerstörenden Kräften die schönen Namen der von ihr vernichteten Dinge und hält sich für die göttliche bestätigende Gewalt. Nach ihr soll die Un-

[1]) Vgl. „Hexenküche II. Die politische Arena", SS. 91—145.
[2]) Vgl. Paralip. 157, Werke Bd. 15², S. 224 f.

ordnung Freiheit, die Verwirrung Genie, der Instinkt Vernunft, der Anarchismus Gleichheit heißen. Sie ist die begeisterte Auflösung der zivilisierten Menschheit. Der Romantizismus ist ihrem Wesen nach Krankheit [1])."

Trotz des gleichlautenden Spruchs bei Goethe, „Romantizismus ist Krankheit", hätte es dem deutschen Dichter dennoch fern gelegen, der Romantik als solcher, vornehmlich der deutschen Romantik, alle diese Sünden aufzubürden [2]). Goethe war stets mit viel größerem Eifer dabei, dasjenige, wofür er sich begeisterte, zu klassifizieren und mit genau bezeichnenden Namen zu schmücken, als bei den Irrtümern zu verweilen, die er schließlich verwarf. Ihm genügte es, in unserer Faustszene das Chaos, den Anarchismus in Literatur und Gesellschaft, „die begeisterte Auflösung der zivilisierten Menschheit" in dem uralten, doch ewig neuen Sinnbilde des Gorgonenhaupts uns vor Augen zu führen und schnell abzutun; um das ebenfalls sinnbildlich zu verstehende Ideal der griechischen Schönheit hingegen, welche den Begriff des „Ganzen, Guten, Schönen", kurz, des Klassizismus in sich schließt, bewarb er sich wie ein Liebender. In diesem Sinne sind sowohl die Worte Mantos: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt" zu verstehen, als auch Goethes eigener Ausruf vom Jahre 1818: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's."

Auch Klinger äußerte sich über dieses Thema, aber hauptsächlich um eine vorteilhafte Stellung zu gewinnen, von wo aus er Goethe aufs neue angreifen konnte:

„Viele und große deutsche Schriftsteller gräzisieren vielleicht nur darum, weil sie selbst nichts zu sein wissen. Was ist und wird man, wenn man sich zu etwas liest? — oder gelesen zu haben glaubt? Doch es ist nur eine Karikatur deutscher Art und Kunst; wir stellen sie in unschuldigen Gedichten und

[1]) Vgl. Pierre Lasserre a. a. O. S. 18.

[2]) Vgl. Viktor Hehn, „Gedanken über Goethe"[2], 1888, S. 110 ff.; „Goethe und die Romantik". Von Karl Schüddekopf und Oskar Walzl. Weimar 1898. I, S. VI f.

philosophischen Systemen auf, weil die politischen Karikaturen nicht wie in England freien Lauf haben und bei uns geahndet werden [1])."

Ein zweiter Angriff derselben Art richtet sich gegen Goethes bekanntes venetianisches Epigramm [2]):

„Ich höre und lese, daß einige unserer vorzüglichsten Schriftsteller der deutschen Sprache den Vorwurf machen, sie sei für ihren Geist und Genie [so!] ein zu hartes, schwer zu behandelndes und undankbares Werkzeug; sie möchten dieselbe gern mit einer andern vertauschen, oder lieber in einer andern gedichtet und geschrieben haben. Ich gönne ihnen den Gewinn ihrer Äußerung. Wenn ich mich aber beklagen sollte, so würde ich nur darüber klagen, daß ich mehr in Tönen anderer Sprachen reden muß, als in der vaterländischen [3])."

Diese beiden Betrachtungen lassen deutlich erkennen, aus welchen Gründen der politischen Klugheit Klinger den Schauplatz so vieler seiner Romane nach dem Osten verlegte. Allein, mit diesem Szenenwechsel zugleich trat er ein pseudogriechisches Erbe an. Neben dem auf modernerem Boden stehenden Saladin waren bekanntlich Cyrus und Sokrates im achtzehnten Jahrhundert zu Geistesheroen à la mode geworden. Bald wurden sie im Kampfe gegen das Christentum ausgespielt, bald dazu verwendet, neue, von der Zeit verlangte Ideale zu schaffen. Heutzutage weiß man, daß die meisten dieser Gestalten Produkte des sich auf dem Boden orientalischer Zivilisation graziös, aber leichtfertig betätigenden französischen Rationalismus waren. Ein weiterer Umstand machte Cyrus und Sokrates in dieser Zeit ganz besonders beliebt. Ebensowenig wie man in Rousseaus Visionen der vergangenen und zukünftigen Welt Chimären suchte, oder in seinem Sozialismus „das Sichbetätigen eines schrankenlosen Individualismus" (Brunetière) ahnte, ebensowenig war man darauf gefaßt, in Xenophon

[1]) Betr. und Ged. Nr. 748. Werke, W. VIII, 195 f.
[2]) Vgl. Nr. 29, Werke, I, S. 314.
[3]) Betr. und Ged. Nr. 529. Werke, W. VIII, S. 73.

mit einer solchen Doppelnatur zu tun zu haben. Unter allen Zeitgenossen spitzten sich diese Eigentümlichkeiten am allerschärfsten bei Klinger zu. Vermöge seiner ganzen Geisteskonstitution war er darauf angewiesen, in diesem lakedämonischen Rousseau, der seine Charaktere einer gekünstelten Rauheit der Sitten gemäß herausputzte, den einzigen wahrhaftigen Biographen sowohl des Cyrus wie des Sokrates zu erblicken.

Es handelt sich hier um keine schriftstellerische Liebhaberei, wie z. B. bei der Frage der Abhängigkeit Klingers von Wielands im Jahre 1759 herausgegebenen „Cyrus. Ein Fragment in vier Gesängen", oder von dem „Goldenen Spiegel" (1772) desselben Verfassers. Wie Klingers Gebrauch der Parasange im „Faust der Morgenländer" als Normallängenmaß, lassen sich alle solche Entleihungen auf Fragen der Rahmenerzählung reduzieren; sie beziehen sich hauptsächlich auf die innere Form. In Klingers ganzem Wesen hingegen, in seinem Vermitteln zwischen Ost und West, in einem gewissen Aufpropfen Rousseauischer Doktrin auf den Grundstock Xenophontischer Ideen, und endlich in dem kraftvollen Vertreten des so gewonnenen gekünstelten Ideals gegen die großen Geister seines Heimatlandes im Westen [1]), erleben wir gleichsam die Wiederkehr eines Urphänomens, des großen Zwiespalts im

---

[1]) Wie genau die Lebensumstände der beiden, durch mehr als zweitausend Jahre der Weltgeschichte getrennten Männer übereinstimmten, beliebe man aus nachstehenden Ausführungen über die Anfänge Xenophons zu ersehen: „War es das Unzulängliche seiner Vermögenslage oder die Triebkraft des Ehrgeizes, die ihn aus diesen friedlichen Kreisen auf die Bahn eines abenteuernden Lebens lockte? Fast sicherlich hat beides zusammengewirkt. Er stand noch in den zwanziger Jahren [Klinger wurde im Jahre 1752 zu Frankfurt a. M. geboren. 1780 ging er nach Rußland, um nie wieder ins Vaterland zurückzukehren], als er Athen verließ; er ist nicht mehr [oder doch nur zu flüchtigem Besuch] dahin zurückgekehrt und ist in hohem Greisenalter in der Fremde gestorben. Zunächst lenkte er seine Schritte nach dem Osten. Dort war Ruhm und Reichtum weit eher zu gewinnen, als in der Vaterstadt."

Theod. Gomperz, „Griechische Denker", Bd. II, Leipzig 1902, S. 96.

geistigen Leben der Griechen zur Zeit des peloponnesischen Krieges und der Unterjochung Athens durch Sparta. Bei der Wiederholung solcher Prozesse im Kreislauf der Weltgeschichte trifft sich nicht immer zu, daß die vom Geschick aufs neue eingesetzten Träger der im Widerstreit liegenden Anschauungen sich durch Geistesgröße auszeichnen und unsere Bewunderung herausfordern. Allein, selbst wenn Klingers Verdienste als Schriftsteller ihn nur zu einer sehr bescheidenen Stellung Xenophon gegenüber berechtigen, so kann man doch der kräftigen Persönlichkeit des Mannes, von dem Goethe schrieb: „das war ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner", eine gewisse freudige Bewunderung nicht versagen. Als Gegner in diesem Streit ist Goethe hingegen so groß, daß man sich unwillkürlich fragt, wie ein solches Aufeinanderplatzen der Geister selbst in der lärmenden Revolutionsära stattfinden konnte, ohne mehr Staub aufzuwirbeln. Als Antwort auf diese Frage genüge es in erster Linie, auf die Tatsache hinzuweisen, daß die Kämpfe deutscher Geistesheroen im Zeitalter der Humanität nur einen äußerst schwachen Wiederhall fanden, verglichen mit den auf der politischen Arena ausgekämpften Streitfällen zur Zeit Platos und Xenophons in Athen. Dazu kommt einerseits Klingers gänzliche Isolierung in Rußland, verbunden mit dem anonymen Erscheinen seiner Schriften auf dem deutschen Büchermarkt, anderseits Goethes Neigung, seinen oft heftigen Unwillen in dramatischen Szenen satirischen Charakters aufzuzeichnen, die, wie „Hexenküche" und die beiden „Walpurgisnächte", gleichsam in chiffrierter Sprache geschrieben sind.

Um mit Klingers Verherrlichung des Absolutismus anzufangen, so deckt sich seine Panegyrik Alexanders I. mit Xenophons Lobschrift auf Agesilaus. Die Übereinstimmung ist um so auffallender, weil Klinger sein altgriechisches Urbild so gut wie nie erwähnt und gewiß eher alles andere im Sinne hatte, als eine Nachbildung der politischen Ansichten desselben zu geben. Wenn man von dem Feldherrn Agesilaus absieht, so bleibt das Bild des Herrschers in beiden Fällen wesentlich

identisch, und auch für den Kriegsruhm Alexanders wird in folgenden rhetorischen Sätzen [1]) gesorgt:

„Mochte der mazedonische Alexander immer nach Indien ziehen, dem unseren wird sich das innerste Heiligtum des Tempels der Menschheit öffnen, dessen Stufen Er schon betreten hat. Ein Schmeichler würde sagen: Er wird Rußlands Alexander sein, wenn man ihn nötigt, das Schwert zu ziehen; ich sage: Er wird dann nur Rußlands Verteidiger sein [2])." Dieses volltönende Lob geht sogar um einen Schritt weiter als Xenophons stolze Behauptung, in Agesilaus den Abkömmling des Herkules, den Herrn über Herren zu erblicken, denn nach Klinger ist Alexander selber niemand anders als dieser Genius der Menschheit, der, statt über Rußland zu herrschen, das Land zu edlen Zwecken leite. Bei dieser Übereinstimmung im innersten Kern der Sache verlohnt es nicht der Mühe, die ausgedehnte und ziemlich gleichlautende Liste der beiderseitigen Herrschertugenden zum Vergleich heranzuziehen. Neben diesen Panegyriken, beide von der Feder von Schriftstellern, die als Mitglieder eines freien bürgerlichen Gemeinwesens geboren und erzogen waren, klingen die meisten absolutistischen Lobhudeleien, von denen die Literaturgeschichte des Abendlandes zu erzählen weiß, nur zahm. Als Rousseau, nach langem Umherirren, endlich auf Neuchâteller Gebiet ein sicheres Asyl fand, stellte er sich unter die Protektion Friedrichs des Großen in Briefen, in denen er mit éclat „dem Weltall zu zeigen bemüht ist, wie ein freier Mann, stolz wie ein Bürger Lacedämons, mit einem Monarchen zu reden weiß [3])." Man kann

[1]) Man hat in Xenophons Lobschrift einen höheren Schwung der Rede bemerkt, der von dem sonst knappen und „schmucklosen" Stil dieses mit Recht berühmten Schriftstellers absticht. Wesentlich dasselbe läßt sich von Klingers drei Betrachtungen über Alexander I. (29, 555 und 589) behaupten. Klinger drückt sich in seinen Romanen bald kürzer und knapper, bald voller und wortreicher aus, aber rednerisch schwunghaft wurde sein Stil nur hier.

[2]) Vgl. Betr. und Ged. Nr. 29; Werke, VII, 20 f.

[3]) Vgl. Jules Lemaitre a. a. O. S. 289.

über seine Stellung in diesem Augenblick zu seinem eigenen Contrat social denken, wie man will; jedenfalls ermangelt seine Handlungsweise nicht einer gewissen Seelengröße. Auch Xenophon konnte die Lobschrift auf Agesilaus nicht mehr von seinem ihm von den Spartanern geschenkten skilluntischen Gute aus seinen Landsleuten, den Athenern, zu Nutz und Frommen schicken [1]), sondern schrieb dieselbe wahrscheinlich noch in der Verbannung in Korinth. Als Klinger hingegen den „schönen" [2]) Aufsatz über Alexander I. im Februar 1802 an Wolzogen nach Weimar schickte, mit dem Auftrag, ihn „in eins der guten Journale abdrucken zu lassen", tat er dies als neubestallter Direktor des Landkadettenkorps in Petersburg, mit der Arrende eines kurländischen Gutes als weitere Zulage zum Gehalt, die stolze Brust mit einem hohen russischen Orden geschmückt.

Wenn man Klingers panegyrischen Trieb gegen Goethes Auslassungen in dem Aufsatz „Künftiger Divan" hält, so springen gewisse grundlegende Unterschiede sofort in die Augen. Beide reden dem Despotismus das Wort, aber bei Goethe ist die Bedeutung dieses Herrscherideals eine grundverschiedene, eine abendländische, höchst individualistische, menschliche, während bei Klinger wie bei Xenophon [4]) stets ein verblaßter,

[1]) Agesilaus starb 362—361 v. Chr., aber schon im Jahre 368 war Xenophon, als Scillus von den Eleern wieder erobert wurde, zur Flucht genötigt worden.

[2]) So von Rieger a. a. O. S. 431 qualifiziert.

[3]) Vgl. Werke Bd. 7, S. 142.

[4]) Vgl. Karl Joël, „Der echte und der Xenophontische Sokrates". I. Berlin 1893, S. 25: „Alle diese Idealbilder der xenophontischen Schriften, diese Sokrates, Ischomachos (im Oeconomicus), der Xenophon der Anabasis, Cyrus der Ältere und der Jüngere, Agesilaos, Lykurg, selbst die abstrakten Reiter, Jäger, Hipparch sind fast nur im äußeren Rahmen der groben Tatsachen verschieden, innerlich aber von einer erstaunlichen Familienähnlichkeit oder besser Schablonenhaftigkeit. Über diese blendend weißen Mustertypen, die selbst im Freiesten, Persönlichsten, Zufälligsten, im Scherz sich gleichen, huscht kein leiser Hauch von Tadel, denn der Tadel würde ja charakterisieren und Charakteristik, individuelle Einschränkung der Fähig-

orientalischer, ewig in sich selbst verharrender Typus zum Vorschein kommt. In dem einen Falle handelt es sich um die passive Stimmung der Psyche der Völker der Halbkultur, die in dem Bekenntnis gipfelt, daß der Mensch nichts sei als ein Wurm, in dem andern handelt es sich um das freie Spiel aller Kräfte von oben bis unten im ganzen Staatsorganismus, um die fröhliche Volkspsyche, die da ruft:

„Und umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges lebendiges Tun.
Und was nicht war, nun will es werden,
Zu reinen Sonnen, farbigen Erden,
In keinem Falle darf es ruhn [1]).“

Ob der Aufsatz über Alexander I. in Weimar, dem deutschen Athen, mehr Staunen oder Ärger hervorrief, entzieht sich unserer Beurteilung, aber aus gelegentlichen Äußerungen Goethes und Schillers über Klingers Romane zu schließen, dürfte ihre Stellung kaum minder unversöhnlich gewesen sein, als seinerzeit Niebuhrs energische Abwehr der Lobschrift Xenophons: „Hassenswerte Tücke des Renegaten, mit seiner Vergötterung des spartanischen Mummenwesens!“

So lange Xenophon Agesilaus verherrlichte und Klinger Alexander I. seinen ursprünglichen, oder Napoleon seinen nachherigen „Genius der Menschheit“ idealisierte, waren beide in letzter Instanz an das Gesetz der Persönlichkeit gebunden, denn in jedem der drei Fälle handelte es sich um einen mächtigen, allgemein bekannten Zeitgenossen. Allein, auch diese Rücksicht fiel in Xenophons Cyrus weg, denn die „Cyropädie“ ist ein Roman, der die Tugendlehre für den Beherrscher eines großen Staates übermitteln will. Die Übertreibung in der Charakterzeichnung in diesem Werke ist von zweierlei Art. Einmal ist Cyrus des Xenophon Herrscherideal, „weil er in

keiten, Eigenschaften, Leistungen — das lag nicht im Können dieses Idealmalers und eigentlich auch nicht in seinem Wollen.“

[1]) Goethes Werke Bd. 3, S. 81.

seinem Reiche das ist, was die Götter in der Welt: allmächtig, allgegenwärtig, allwissend" [1]). Sodann ist in der Cyropädie der sich in den meisten Xenophontischen Schriften breitmachende Mantikwahn besonders stark vertreten. Die bemerkenswerteste Stelle nach dieser Richtung hin, welche auch mit „Hipparchikus", Kap. IX, 8—9 verglichen werden sollte, ist wohl die folgende:

„Setze dich nie einer Gefahr aus, wenn die Opfer und Vorbedeutungen ungünstig sind. Bedenke, wie die Menschen sich in Unternehmungen verwickeln, ohne im geringsten zu wissen, welche Handlungsweise ihnen Nutzen bringen wird.... Auch haben viele sowohl Privatpersonen wie Städte ausgezeichnet und hoch erhoben, um dann wieder von den zu so großen Ehren Gebrachten das größte Unglück zu erleiden.... Die höchste menschliche Weisheit ist ebensowenig imstande, das Beste zu wählen, wie einer, der, nachdem er ein Los gezogen hat, das ihm durch das Los Zugefallene ausführt. Wisse aber, mein Sohn, daß sowohl das Vergangene wie das Gegenwärtige wie auch alles, was von irgendeiner Seite geschehen mag, den ewiglebenden Göttern bekannt ist. Wenn man sie fleißig um Rat bittet, so zeigen sie voraus denjenigen, denen sie geneigt sind, was sie tun und nicht tun sollen. Wenn sie nicht willens sind, allen ihren Rat zu erteilen, so ist das nicht verwunderlich, denn keine Notwendigkeit zwingt sie, für diejenigen Sorge zu tragen, um die sie sich nicht kümmern wollen" [2]).

In dieser tendenziösen Erfindung Xenophons steckt ein gut Teil des ganzen Klinger, seiner trotzigen Überbietung und Verfälschung Rousseaus, samt dem Kern seiner Faustromane.

Bei dem Vergleich braucht man nur ins Gedächtnis zurückzurufen, daß bei Klinger die Helden aus Königen zu sehr selbstherrlichen Privatpersonen geworden sind und daß die Übel,

[1]) Vgl. Karl Joël a. a. O. S. 138 ff.: „Er zentralisiert fast stets auf den Menschen hin, einen idealen oder historischen Menschen.... Was sind die Völker in der Cyropädie? Ohnmächtige Wesen, die nur atmen in der Zweckbeziehung auf Cyrus."

[2]) Cyropädie, Buch I, Kap. 6.

die ihre wohlgemeinten Reformbestrebungen verursachen, nicht nur ihr eigenes Glück untergraben, sondern die moralische Weltordnung stören. Faust scheitert als Genie an den Übeln und Gebrechen der Gesellschaft, die er selbst bewirken hilft [1]). Raphael de Aquillas sucht sie zu heilen und erträgt sein zum Teil selbstverschuldetes Mißgeschick mit Resignation, deren Quelle der Fatalismus ist. Giafar der Barmecide überwindet das über ihn verhängte Unglück durch die Stärke der Vernunft, gegründet auf die Freiheit des Willens. Trotz dieses Schwankens zwischen den beiden Polen, Fatalismus und Willensfreiheit, kommt der Leser gar nicht aus der Atmosphäre des orientalischen Fatalismus heraus, der um so lastender auf das Gemüt drückt, weil ihm von oben her kein Gegengewicht entgegengehalten wird. Klingers Himmel bewohnt kein Gott, sondern ein dem Weltgetriebe fernstehender, pantheistischer Naturgeist, der selbst in der angenommenen Einheit unbestimmt bleibt. Persönlich gefaßt ist er nur Gegenstand des Kultus, nur Ratgeber in der Mantik [2]). Klingers Götter (θεοί) sind seine satanischen Geister. Ob dieser Sendling der Hölle, wie bei dem „Faust der Morgenländer", als ein persischer Dschinn, eine Verkörperung des hellen, kalten Verstandes erscheint, ob er Achmet oder Mephistopheles heißt, stets ist er bei Klinger eine Abänderung des alten, ursprünglich talmudischen Leviathan [Antiquus], den der deutsche Schriftsteller schon lange vor den Romantikern des In- und Auslandes für das spezielle Gebiet der Literatur wieder reklamierte [3]). Darüber thront zwar die

---

[1]) Vgl. Rieger a. a. O. S. 277.

[2]) Genau dasselbe geschieht bei Xenophon. Vgl. Joël a. a. O. S. 134.

[3]) Bei Victor Hugo [„Plein Ciel"] ist diese Gestalt in alle ihre Rechte als „Bête du Passé" eingetreten. In solcher Vollendung bestätigt sie Klingers Auffassung auf das Schlagendste:

„Leviathan, c'est là tout le vieux monde
Apre et démesuré dans sa fauve laideur;
Leviathan, c'est là tout le passé: grandeur,
Horreur . . . . . .

sittliche Weltordnung, allein, bei Klinger wie bei Xenophon ist diese nur negativ. „Sie straft zwar den Sünder, den Schlechten und Nachlässigen, aber nur indem sie ihn straft, begünstigt sie den Guten. Der Gute als solcher hat keinen direkten Anspruch auf die Götter- und Schicksalsgunst. Tugend und Tüchtigkeit sind nur die negativen Bedingungen für jene Gunst, die hoch darüber schwebt und sich am ehesten noch der Kulturfrömmigkeit zu eigen gibt [1])."

Ah! ce fut tout à coup
Comme une éruption de folie et de joie,
Quand après six mille ans dans la fatale voie,
Défaite brusquement par l'invisible main,
La pesanteur liée au pied du genre humain
Se brisa, cette chaîne était toutes les chaînes!
Tout s'envola dans l'homme, et les fureurs, les haines,
Les chimères, la force évanouie enfin,
L'ignorance et l'erreur, la misère et la faim,
Le droit divin des rois, les faux dieux juifs ou guèbres,
Le mensonge, le dol, les brumes, les ténèbres,
Tombèrent dans la poudre avec l'antique sort,
Comme le vêtement du bague dont on sort."

In Klingers unausgeführtem Romane „Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit" berichtet Leviathan, „daß der Genius, ein anderer Prometheus, den die Tyrannei und der Aberglaube eingefangen nahmen, auf dem ödesten Gebirge der alten Welt anschmiedeten und bis auf den heutigen Tag bewachten, frei geworden sei, aus langem Schlaf erwache und seine Schwingen rege. Die darauf folgende infernalische Unterhaltung bezieht sich auf die Revolutionszeit und wurde in der Periode von Klingers stärksten russischen Anwandlungen geschrieben: „Satan. Und ist er wirklich ein Lichtstrahl von dem Ewigen, so wird er gefärbt, erstickt von dem Blute der Menschen, zu seinem glänzenden Thron zurückkehren und sein geheimnisvolles Heiligtum beflecken. Leviathan. Und mögen dann die deutschen Philosophen ihr schönes Ideal von Menschenveredlung damit vergleichen. Satan. Und sich damit trösten, wenn ihr Vaterland so zappelnd, blutend, zerrissen und zerdrückt daliegt, daß es der Sieger kaum der Verachtung wert hält." Diese grausige Ironie ändert nichts an der Tatsache, daß Klingers orientalische Dämonen [„faux dieux juifs ou guèbres"] die einzigen Gottheiten in seinem System sind, und daß sie zu Xenophons rituellen Göttern die stärkste Analogie bieten.

[1]) Vgl. Karl Joël a. a. O., S. 113 f.

Gleichermaßen wie bei Xenophon der mächtige Subjektivismus eines Sokrates durch die objektive Schicksalsmantik ersetzt wird, stellt Klinger Goethe gegenüber „die Allmacht fremder Welt- und Schicksalsgötter" auf. Bei Goethe gilt die eigene Arbeit des Individuums; sein „Genius", „das liebe unsichtbare Ding" des Reisebriefes vom Oktober 1775 ist, wie dasselbe Phänomen bei Sokrates, ein Rest, ein unerklärliches, irrationelles Element, ein Instinkt, „eine aus den unbewußten Unterströmungen des Seelenlebens auftauchende Einsicht[1])." Daß Sokrates „das gewohnte Zeichen" für eine göttliche Eingebung hielt, scheint erwiesen zu sein.[2]) Dieses Fortleben eines Restes des Volksglaubens in ihm steht im schärfsten Kontrast zu der Mischung von liturgischer Pedanterie und Fanatismus in Xenophons[3]) und Klingers Mantik. Letztere hatte unzweifelhaft einen echten Kern, steckt aber voll von flach moralisierender Kulturfrömmigkeit, die von religiöser Tiefe weit entfernt war. Courier bemerkt: „Xenophon fürchtet mit Recht, seine Frömmigkeit könne gemacht erscheinen." Als Kurator der

[1]) Gomperz a. a. O. S. 70 f. stellt genau denselben Unterschied zwischen Xenophons und Platos Auffassung des sokratischen Dämonions fest.

[2]) Vgl. Karl Joël, a. a. O. S. 75 ff.; Theod. Gomperz, a. a. O. S. 71 f.; Eduard Meyer, „Geschichte des Altertums", Bd. IV, Stuttgart und Berlin 1901, S. 452. Gegen diese und ähnliche Urteile älteren und jüngeren Datums wiegen der Versuch Hubert Röcks [Innsbruck 1903], Sokrates zu einem Atheisten zu stempeln, und die „Vollkultur"-Theorie von Pöhlmanns [„Sokrates und sein Volk", 1899, und wieder in „Aus Altertum und Gegenwart". Neue Folge, 1911] nicht schwer. Die von „eminenter Bewußtheit des Seelenlebens" [S. 90] strotzenden Ausführungen von Pöhlmanns gipfeln in dem Satze [S. 99 f.]: „Unser *eigenes* Wertbewußtsein muß uns sagen, was gut ist, nur in *ihm* liegt seine verpflichtende Kraft, nur von *ihm* stammt der sittliche Gehalt, den der Mensch in seinen Gottesbegriff legt." Klinger hätte diese Worte schreiben können, Goethe niemals. Goethes oben zitierter Vers: „Denn ein selbständiges Gewissen ist Sonne meinem Sittentag" ist der Gegenpol sowohl der Weltanschauung des systemverachtenden Klinger wie der wissenschaftlichen Systematik von Pöhlmanns.

[3]) Vgl. Karl Joël a. a. O. SS. 81 und 89.

Universität Dorpat verlangte Klinger Gehorsam gegen das kirchliche (orthodox-russische) Bekenntnis. Wer diesem zuwiderhandelte, hatte ihn als Beamten zum Gegner, auch bei Übereinstimmung als Denker [1]). Er beantragte das Verbot seiner eigenen (anonym erschienenen) Schriften für das russische Reich. Er unternahm freiwillig die Aufgabe, der russischen Regierung über „gefährliche" Erscheinungen auf dem deutschen Büchermarkt zu berichten! Unter solchen Umständen braucht es uns nicht zu überraschen, daß dieser Bücherzensor und Handlanger des Absolutismus einerseits mit Tolstois Helden zusammengeht in ihrer Verachtung für alles was konventionell, was künstlich und Menschenwerk ist, anderseits auf die Verwirklichung eines Staats- und Gesellschaftsideals hinarbeitet, welches mit dem kynischen Ideal eines Antisthenes genau und mit dem eines Xenophon [2]) wesentlich identisch ist. Folgende Zusammenstellung [3]) spricht für sich selbst und bedarf keiner weiteren Erklärung:

a) Die Lehre einer Uroffenbarung.

b) Die Anfänge der Kultur gleichbedeutend mit dem Beginn der Üppigkeit und Verderbtheit.

c) Die Natur habe nur Vernünftiges geschaffen, und indem ihr Geschöpf sie verbessern will, verwirrt er ihre Kreise.

d) Umwertung des Sittengesetzes sowohl als der Glückswerte. Tiefe Empfindung für die Übel des Lebens, felsenfester Glaube an die Selbstherrlichkeit der *eigenen* Vernunft, abgrundtiefe Verachtung für alle herkömmlichen Ideale; wer sich die Herrschaft des Wahns und das Joch der Leidenschaften abgeschüttelt hat, und aller Illusionen Herr geworden ist, dem stehe der Weg zu göttergleicher Glückseligkeit offen.

---

[1]) Vgl. Rieger a. a. O. S. 611.

[2]) Vgl. Joël a. a. O. SS. 388 ff., 420—425, 504 f.

[3]) Soweit der Kynismus in Betracht kommt, auf der Basis von Theod. Gomperz, a. a. O. II, 118—132.

e) Aufhebung der Unterschiede des Standes und der Vorrechte des Geschlechts.
f) Die angestrebte Regierungsform ist die eines aufgeklärten, fürsorglichen Absolutismus.
g) Alexander der Große verwirklichte das kynische Ideal nach seiner staatlichen Seite durch die Gründung eines Weltreichs. Schon bei Xenophon hatte sein Phantasieheld Cyrus dasselbe geleistet. Nach Klinger sollten nacheinander Napoleon und Alexander I. das Wunderwerk vollenden.
h) Unterwühlung des griechischen [deutschen] Naturgefühls.
i) Vorspiel der monarchischen Umgestaltung, auch nach der ethischen Seite hin [„Ein Hirte und eine Herde"].
k) Teilweise Orientalisierung [Russifizierung und nihilistische Nivellierung] des hellenischen [deutschen] Wesens.

Wenn die Behauptung, Goethes „Faust" sei die Tragödie des modernen Mannes, wahr ist, so erwartet man in dem Gegensatze zwischen Goethe und Klinger ein Hineinspielen der Frage nach dem Verhalten des Dichters zur Natur. Sowohl die Antwort auf diese Frage wie auch ein starker Nachhall des alten Streites im griechischen Altertum darüber ist in jedem Werke Klingers zu finden.

„Xenophon zentralisiert fast stets auf einen Menschen hin, einen idealen oder historischen Menschen, höchstens noch auf einen Staat.... Was ist dem Xenophon die Natur, deren Schilderung er in der Anabasis möglichst vernachlässigt, deren wissenschaftliche Betrachtung ihm ein Greuel ist? Sie ist ihm insgesamt nur ein Instrument für die Menschen. Seiner ganzen geistigen Individualität nach hätte Xenophon über die Götter in der Natur kaum anders urteilen können, als vom Gesichtspunkt anthropozentrischer und anthropomorphischer Teleologie aus" [1]).

[1]) Karl Joël, a. a. O. S. 139 f.

Ein ganz ähnlicher Fall tritt bei Klinger ein, dessen Stellung zur Natur bald indifferent, bald geradezu feindlich ist. Nur die durch unerhörte Frevel im Menschenleben zum Aufruhr und zur Zerstörung empörte Natur vermag Klinger zu interessieren; sie dient ihm zur Folie seines eigenen chaotischen Innern. So oft Klinger die Natur erwähnt, geschieht es lediglich mit Bezug auf den Menschen, und zwar um eines einzelnen Mannes willen. Allein, dieses bedeutet keinen Sieg des Individualismus, wie bei Goethe, sondern vielmehr ein Aufgehen in dem Fetischismus des orientalischen Massentums. Wie die Nationen in der Cyropädie dem Großen Könige gegenüber, so existieren bei Klinger die stummen Völkerschaften mitten in einer leblosen Natur zu Nutz und Frommen eines west-östlichen Einzelherrschers.

In Klingers Leugnen der Möglichkeit jeder Naturoffenbarung, es sei denn vermittelst der Mantik, erleben wir geradezu den Anti-Faust. Goethes Faust-Evangelium hingegen offenbart sich zuvörderst und am allerüberzeugendsten durch seine Stellung zur Natur, bei deren Betrachtung die Phantasie „Erfüllungspforten findet flügeloffen" [1]). Die Natur ist imstande, „dieses enge Dasein hier zur Ewigkeit [zu] erweitern" [2]). Ob sie dem Beschauer vergönnt,

„In ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen" [3]),

oder sich, wie im zweiten Teil des „Faust", „edel-stumm" [4]) verhält, so „regt und rührt" sie dennoch stets

„Ein kräftiges Beschließen,
Zum höchsten Dasein immerfort zu streben" [5]).

Und so auch im Menschenleben; jeder moderne Leser spricht das Verlangen des jungen Goethe mit Bezug auf Sokrates

[1]) „Faust", 4706.
[2]) Vgl. die poetische Epistel vom 5. Dezember 1774 an Merck.
[3]) „Faust", 3223 f.
[4]) „Faust", 10 096.
[5]) „Faust", 4684 f.

nach, man müsse sich „von dem Dienst des Götzenbildes ... dem Xenophon geräuchert", zu einem Standpunkt erheben, „da statt des Heiligen ein wahrer Mensch erscheint" [1]).

Klingers gänzliche Unfähigkeit, Goethes Lösung des Faustproblems auch nur zu ahnen, bildet eines der merkwürdigsten Kapitel in der Geschichte der Literatur. Seine Stellung dem großen Faustdichter gegenüber gleicht der Lage eines Seefahrers, dessen im Sargassomeer in Windstille verfallenes Fahrzeug, von Schiffstrümmern von früheren Stürmen her umgeben, müßig dahintreibt. Jener kühne Geist, dem er nachstrebt, hat sich der Sturmwinde bedient und ist mit vollen Segeln davongefahren. Unserem verdrossenen Schiffer hingegen bleibt nichts als Wrack und Seetang, durch die er ewig vergebens suchen muß, seinen Weg zu bahnen. In Klinger und Goethe begegnen sich aufs neue die beiden Hauptströmungen der Literatur, die rationalistische und die übersinnliche, Dualismus und Monismus, das erträumte Paradies der Kindheit des Menschengeschlechts und das geschichtlich Gewordene, Lehrsatz und Erfahrung, Theorie und „des Lebens goldner Baum". Wohl nirgends in der Geschichte der menschlichen Kultur ist ein stärkerer Kontrast zu erblicken, als zwischen diesen beiden in derselben deutschen Reichsstadt geborenen Zeitgenossen, welche trotzdem nichts mehr miteinander gemein haben, als zwei sich nachbarlich aus der Ebene erhebende, getrennte Gebirgsmassen. Ihr Briefwechsel aus dem Jahre 1814 gleicht dem Wetterleuchten und der antwortenden grollenden Donnerstimme zweier solcher aus grauer Nebelkappe hervorlugender Bergriesen. Von Goethes größerer Höhe aus gesehen, steht Klinger auf Augenblicke hell beleuchtet vor unserem Blick, aber von des letzteren Standpunkt aus bleibt der gegenüberstehende, hochragende Gipfel in Wolken gehüllt.

Andere zeitgenössische Dichter haben Goethe nicht verstanden und sind trotzdem ruhig und heiter ihrer Wege gegangen.

[1]) Goethe an Herder, 1777.

Anstatt aber, wie diese kleineren Sterne am deutschen Dichterhimmel, sich um die eigene Last zu drehen [1]), mußte Klinger, ewig grollend, aber stets ahnungsvoll verweilend, sich nach der Bahn des ihn im Banne haltenden übermächtigen Gestirns richten. Wie Sokrates und Xenophon [2]), sind auch Goethe und Klinger „Kreise, die sich treffen und schneiden, aber mehr in den Grenzen". Der Versuch in alter und neuer Zeit, diese Kreise zu konzentrisch verschlungenen zu gestalten, ist sowohl dem lazedämonisch gearteten Athener wie dem westöstlichen Faustromantiker zum Verhängnis geworden. In Goethe hingegen kommt die Einheitlichkeit eines aus dem Doppelwesen des Stürmers und Drängers und des Klassikers siegreich hervorgehenden Weltgenies zum endgültigen Ausdrucke.

Im dritten Teil der „Zahmen Xenien" hebt Goethe an mit den Worten:

„Wir sind vielleicht zu antik gewesen,
Nun wollen wir es moderner lesen",

worauf das unvergleichliche Schutz- und Trutzbündnis mit seinem eigenen Dichtertalent erfolgt, mit dem wir von Klingers vielversprechendem, aber in der Entwicklung verkümmertem, unfruchtbar gebliebenem Halbtalent scheiden wollen:

„Und was die Menschen meinen,
Das ist mir einerlei;
Möchte mich mir selbst vereinen,
Allein wir sind zu zwei;
Und im lebend'gen Treiben
Sind wir ein Hier und Dort,
Das eine liebt zu bleiben,
Das andere möchte fort;
Doch zu dem Selbst-Verständnis
Ist auch wohl noch ein Rat:
Nach fröhlicher Erkenntnis
Erfolge rasche Tat."

[1]) Vgl. Goethes Gedichte Bd. 3, S. 247.
[2]) Vgl. Joël, a. a. O. S. 13.

Register.

Albertus Magnus 96.
Alexander I., Kaiser von Rußland 235. 239. 245. 262 f. 278 ff. 287.
Aristoteles 152.
Arnim, Achim von 52.
Arnim, Bettina von, geb. Brentano 23. 26. 45 f.

Bischoffwerder, Johann Rudolf von 110 f. 137. 151 f. 157. 169. 179. 199. 202. 204.
Bismarck, Otto Fürst von 226 f.
Branconi, Frau Maria Antonia von, geb. von Elsner 73 f. 76.
Burns, Robert 80. 85.

Cagliostro, Alexander Graf von (eigentlich Giuseppe Balsamo) 94 ff. 100. 197.
Campe, Joachim Heinrich 93.
Carlyle, Thomas 96. 235. f.
Chapman, George 54.
Cimarosa, Domenico 5.
Coleridge, Samuel Taylor 36.
Cumberland, Richard „The West-Indian" (1771) 128.

Davies of Hereford, John 54.
Dessau, Fürst Leopold Friedrich Franz von 137. 142.
Dessau, Fürstin Luise, geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt 68 f. 72.

Emerson, Ralph Waldo 235.

Flaxman, John 93.
Franz I., römisch-deutscher Kaiser 169. 182 f.
Friedrich II. 101. 109. 132. 134 f. 137 f. 152 bis 158. 165. 167. 178. 190. 200 ff. 207 f. 214 bis 218. 279.
Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 152.
Friedrich Wilhelm I. 156. 204.
Friedrich Wilhelm II. 103 ff. 109 ff. 112. 136. 140. 145. 151 f. 156 f. 168. 175. 178 f. 190. 198 bis 208. 216 ff. 225.
Füssli, Johann Heinrich 78 f.

Goethe, Johann Wolfgang
Drama: „Die Aufgeregten" 221. 225; „Clavigo" 126; „Egmont" 249; „Ur-Faust" 17. 249; Besprochene Fauststellen 1—32 SS. 3. 8. 17. 33; 134—157 S. 5 f.; 184—197 S. 9 f.; 198—213 SS. 13 bis 17; 423—425 S. 42; 1436—1444 S. 41 f.; 1447—1505 SS. 38 bis 54; 1799—1800 S. 37; 2098—2100 S. 85 f.; 2394—2415 SS. 119 bis 125; 2437—2444 S. 83; 2448—2460 SS. 122 f. 132 ff.; 2481—2517 S. 85 f.; 2522—2527 S. 70 f.; 2540—2552 SS. 75 bis 80; 2553—2566 S. 80 ff.; 2567—2572 S. 81;

2589—2590 S. 91 f.; 2590—2591 S. 71 f.; 3223—3224 S. 288; 3345—3365 S. 43 f.; 3962—3963 S. 92 f.; 4158—4164 S. 176; 4323—4326 S. 94; 4327—4330 S. 93; 4684—4685 S. 288; 4704—4706 S. 288; 7138—7139 S. 176; 7469—7494 S. 267 f.; 8339—8390 S. 171 f.; 10198—10205 S. 211 f.; 10242—10261 S. 189 ff.; 10274—10291 S. 177 f.; 10425—10454 SS. 164 bis 169; 10547—10570 S. 180ff.; 10584—10602 S. 169 ff.; 10620—10639 S. 174 ff.; 10703—10709 S. 178 f.; 10742—10744 S. 173 f.; 10764—10782 S. 185 ff.; 10925—10930 S. 191 f.; 10931—10950 SS. 198 bis 206; 10951—10970 S. 206ff.; 10971—10974 S. 192 f.; 11403—11407 S. 213; 11583—11584 S. 211; 12082—12083 S. 189.

Faust-Paralipomena: Nr. 31 S. 92; Nr. 50 SS. 82. 123 ff. 154; Nr. 62 S. 163; Nr. 63 SS. 153. 161; Nr. 65 SS. 116 120. 145 bis 158. 218; Nr. 67 SS. 149. 154; Nr. 68 S. 161; Nr. 70 S. 161; Nr. 100 S. 149; Nr. 123 SS. 267. 273; Nr. 143 S. 269; Nr. 157 S. 274; Nr. 178 S. 161; Nr. 179 SS. 162. 170; Nr. 184 S. 192; Nr. 193 S. 224.

„Götter, Helden und Wieland" 267; „Der Großkophta" 100; „Künstlers Apotheose" 193; „Die Mitschuldigen" 94; „Die Natürliche Tochter" 95; „Paläophron und Neoterpe" 162f.; „Pandora" 218; „Prolog zu den Puppenspielen 132. 139. 163 f.; „Vorspiel" (1807) 219;

Einzelne Schriften: „Benvenuto Cellini" 167; „Campagne in Frankreich" 138. 179; „Dichtung und Wahrheit" 45. 70 f. 75. 91. 94 f. 107. 119. 138. 165. 183. 194. 245. 248 f.; „Italienische Reise" 133. 136. 249; „Novelle" 221; „Das römische Carneval" 113; „Tag und Jahreshefte" 94. 100. 244; „Wahlverwandtschaften" 25. 44 bis 50. 213; „Leiden des jungen Werther" 126. 221; „Wilhelm Meister" 7. 136. 213. 223. 234. 263; „Wilhelm Meisters theatralische Sendung" 7 f. 24.

Lyrik: „Alexis und Dora" 30. 32; „Amyntas" 233; „Den Vereinigten Staaten" 185; „Die Pest an Herrn Posselt" 200; „Eins und Alles" 281; „Elysium" 259; „Felsweihe-Gesang an Psyche" 259; „Fürstenregel" 219; „Gesang der Geister über den Wassern" 42; „Hans Sachsens poetische Sendung" 8. 10 f. 18 ff.; „Kophtisches Lied" 130 f.; „Legende" 18; „Leipziger Liederbuch" 31. 127; „Mahomets Gesang" 26 bis 30. 33. 36; „Metamorphose der Pflanze" 50; „Römische Elegien" 83; „Schweizeralpe"

17 f.; Sonette 23 bis 54; „Trilogie der Leidenschaft“ 25. 31; „Und was die Menschen meinen“ 290; „Venetianische Epigramme“ 67. 83. 106. 123. 143. 178. 276; „Vermächtnis“ 242; „Weisjagungen des Bakis“ 34; „Westöstlicher Divan“ 187. 243 ff. 273. 280; „Wiedersehen“ 32; „Wie ein Stern usw.“ 290; „Xenien“ 106. 117 f. 122 ff. 131. 155. 163. 186; „Zum neuen Jahr“ 51 bis 54.
Epen: „Reineke Fuchs“ 116. 176 f.

Hamann, Johann Georg 92. 114.
Hebbel, Christian Friedrich 15.
Hegner, Johann Ulrich 75. 79.
Hennings, August 93. 117.
Herder, Johann Gottfried 19.
Herzlieb, Minna 23. 26. 29. 40.
Heywood, Thomas 6 f.
Höpfner, Johann Georg Albrecht 115. 118.
Hugo, Victor 128. 260 ff. 283 f.

Jonson, Ben 4.

Karl August, Herzog von Weimar 68. 127 f. 134 ff. 138 bis 143. 209.
Karl der Große 152.
Karl IV., römisch-deutscher Kaiser 90.1
Katharina II., Kaiserin von Rußland 154.
Kästner, Abraham Gotthelf 117.
Kestner, Johann Christian 126 f.
Klinger, Friedrich Maximilian
Einzelne Schriften: „Betrachtungen und Gedanken“ 233. 237 ff. 244 f. 248. 263 f. 266. 276. 279; „Briefbuch“ 239. 248; „Das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit“ 235. 263. 284; „Der Weltmann und der Dichter“ 237 ff. 244. 253; „Die Geschichte vom Goldnen Hahn“ 241. 256 ff.; „Faust“ 240. 242. 250 bis 256. 261; „Der Faust der Morgenländer“ 265. 272. 277. 283; „Geschichte eines Teutschen der neuesten Zeit“ 234. 240. 259. 261; „Medea“ 249. 261 f.; „Sahir“ 241. 257. 270; „Sturm und Drang“ 231. 250; „Zwillinge“ 250.
Klopstock, Friedrich Gottlieb 126. 234.
Knigge, Adolf Franz Friedrich Ludwig Freiherr von 118.

Lavater, Johann Kaspar 55. 68 f. 75. 78 f. 92 bis 114. 123. 142. 165 ff. 183 f. 195 ff. 205. 252.
Einzelne Schriften: „Einmaleins der Menschheit“ 76 ff. 82; „Messias“ 78; „Physiognomische Fragmente“ 97. 113; „Nathanael“ 64. 80. 107. 165; „Pontius Pilatus“ 63 f. 66 f. 78. 80. 97; „Protokoll über den Spiritus Familiaris Gablidone“ 165 ff. 174 f. 182. 196; „Rechenschaft an meine Freunde“ 107.
Luccheſini, Girolamo Marquis von 136 ff. 143.
Ludwig XIV. 152.
Luise, Herzogin von Weimar 68 f.
Marcus Aurelius, römischer Kaiser 152.

Marwitz, Friedrich August Ludwig von der 151. 168. 212. 222. 224. 226.
Merck, Johann Heinrich 71. 138. 143.
Mesmer, Franz Anton 97. 109.
Mirabeau, Honoré Gabriel, Viktor Riquetti, Graf von 95 bis 113. 134. 141 f. 153. 155. 199 f.

Napoleon I. Bonaparte 122. 239. 247. 262 f. 281. 287.
Nicolai, Christoph Friedrich 93. 104 f. 114 f. 117 bis 120. 124. 130. 140. 155. 176 f. 180 f.

Ovidius 34 f.

Paracelsus 96.
Paul I., Kaiser von Rußland 245.
Platen, August, Graf von P.-Hallermund 15.
Poe, Edgar Allan 36.
Posselt, Ernst Ludwig 200.

Reichardt, Johann Friedrich 93. 104 f. 120 bis 124. 137.
Richter, Jean Paul Friedrich 233.
Rousseau, Jean Jacques 232. 234. 236. 240 ff. 246 f. 254 f. 257 ff. 262 bis 265. 276. 279. 282.

Sachs, Hans 8. 10 f. 18 ff. 133.
Schiller, Johann Christoph Friedrich 10. 17. 19. 119 ff. 181. 196. 238. 240. 248. 281.
Schlegel, Friedrich 122.
Schmidt, Clamer 115. 118.
Shakespeare, William 17. 23. 32. 58. 153. 155 f. 158.
Sidney, Sir Philip 51.
Sokrates 265. 267. 276 f. 285 f. 288 f.
Stein, Charlotte Albertine Erneſtine von 42. 73. 126 ff. 136.
Stein, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom 151. 199 f. 212.
Stolberg, Auguſte, Gräfin zu 126. 196.
Stolberg, Chriſtian, Reichsgraf zu 131 f.
Stolberg, Leopold, Reichsgraf zu 61. 93. 117. 122. 125 bis 129. 131 f. 141. 196.

Tieck, Ludwig 5.
Tolſtoi, Leo 241. 286.

Voß, Johann Heinrich 125. 129.

Wagner, Heinrich Leopold 115.
Whitman, Walt 235.
Wieland, Chriſtoph Martin 128. 166. 198. 267. 277.
Woellner, Johann Chriſtoph (von) 109. 111. 137. 151 f. 157. 168. 173. 178 f. 197. 199 ff. 203. 205.
Wordsworth, William 50.

Xenophon 276 bis 287.

Zimmermann, Johann Georg 115. 126 f. 137.

Bemerkte Druckfehler.

S. 26, Zeile 9: Statt „Harrte Ottilie noch in ihrer . . . .“ lies „Harrte Ottilie noch ihrer ureignen dichteriſchen Wiedergeburt“.

S. 37, Zeile 26: Statt „Sich mit warmen Jugendtrieben“ lies „Und Euch, mit warmen Jugendtrieben“.

Goethe, Johann Wolfgang von. Faust 133496
Author Wood, Henry LG. G599F
Title Faust-Studien, ein Beitrag zum Verständnis Goethes in seiner Dichtung. c.1 v.2

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU